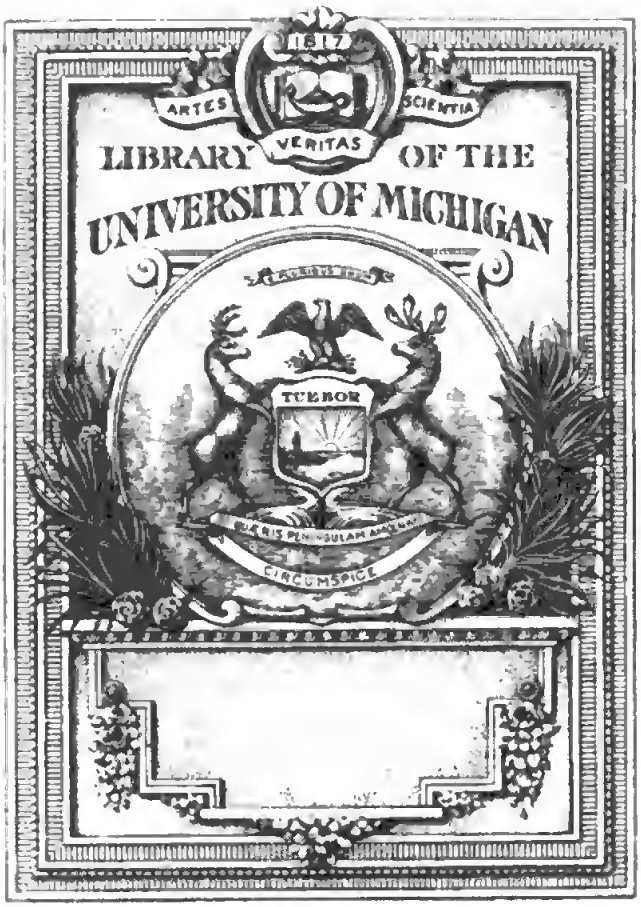
A 543000

Digitized by Google



THE GIFT OF

Mr. David Molitor

DS
507
.H14
1888

Briefe

aus dem

Fernen Osten

von

E. Haffter.

Dritte Auflage.

Frauenfeld.
J. Hubers Verlag.
1888.

J. Hubers Buchdruckerei.

Gift
Mr. David Mallon
5-27-1932

Vorwort.

Als Rekonvaleszent von einer schweren Krankheit schloß ich mich im Sommer 1883 einem nach Indien übersiedelnden Neffen als Reisegesellschafter an, um bei dieser Gelegenheit die Wohltat einer längern Seefahrt genießen zu können.

Die nachfolgenden, unterwegs skizzirten Reiseeindrücke wurden in der Form von Briefen an die „Thurgauer Zeitung“ abgesendet und sollten mich in geistigem Kontakt erhalten mit meinen zahlreichen Freunden und Bekannten, die zu den Lesern des genannten Blattes zählen. Es ist nicht ein Buch, das ich schreiben wollte, sondern es sind fliegende Blätter, die nicht immer unmittelbar zusammenhängen und die — wenig verändert — erst nachträglich auf mehrfach geäußerten Wunsch in Buchform erschienen.

Frauenfeld, im November 1885.

Dr. **E. Haffter.**

Inhaltsverzeichnis.

Unterwegs.

I. Seite

Fahrt über Genf nach Marseille. — Zur See. — Unser Dampfer. — Neapel. — Stromboli. — Meerenge von Messina. — Kreta. — Reisegesellschaft . . . . . 3—18

II.

Port Saïd. — Unerwartete Begegnung. — Durch den Suezkanal. — Wüstenball. — Hitze im Roten Meer. — Komisches Intermezzo. — Zusammentreffen mit dem französischen Kriegsschiff Bayard. — Bab-el-Mandeb. — Aden. — Nächtliche Fahrt nach der arabischen Stadt. — Unruhiges Meer im indischen Ozean — Seekrankheit . 18—35

III.

Ankunft in Colombo (Ceylon). — Herrlicher Sonnenaufgang. — Einwohner der Insel. — Schönheit der singhalesischen Kinder. — Flora. — Buddhatempel. — Kaffeepilz. — Fahrt nach Singapore. — Straße von Malakka. — Imposantes Gewitter. — Meerleuchten. — Szenerie der malayischen Inselwelt . . . . . 35—49

IV.

Lady Hill auf Singapore. — Sprache der Malayen. — Sehenswürdigkeiten in Singapore. — Malayische Pfahlbauten. — Europäischer Durst in den Tropen. — Vaterländische Abende in der Fremde. — Jagdvergnügen. — Unerwartetes Zusammentreffen mit einem Genossen der Jugend. — Innerlicher Zwiespalt . . . 49—62

V.

Abfahrt von Singapore. — Chinesische Mitpassagiere. — Sonstige Reisegesellschaft. — Der galante Kapitän . . . . . 63—68

VI.

Ankunft in China. — Zudringlichkeit der Chinesen. — Hongkong. — Mein Kuliklepper. — Blütenreichtum Chinas. — Baukgeschäft

Seite

mit Hinderniſſen. — Nächtliche Fahrt auf dem Perlfluß. — Kanton. — Feindliche Haltung der Bevölkerung. — Greuel im Gerichtshofe. — Richtſtätte. — Tempel der Schrecken. — Tempel der 600 Götzen. — Marco Polo. — Examinationszellen. — Chineſiſche Hausinduſtrie . . . . . 68—88

VII.

Kanton (Fortſetzung): Feſtungswerke. — Originelles Dejeuner. — Siebenſtöckige Pagode. — Waſſeruhr. — Heilige Schweine. — Rückfahrt nach Hongkong. — Chineſiſcher General in Verlegenheit. — Opiumtrunkener. — Chineſiſches Theater. — Sonnenaufgang auf dem Viktoria-Pic. — Mein Leibkellner im Hotel. — Chineſiſches Amtsblatt. — Abfahrt von Hongkong. — Reiſegeſellſchaft nach Japan. — Der ſchnapsfröhliche Amerikaner. — Sturm. — Japaniſche Küſte in Sicht. — Herrliche Einfahrt nach Nagaſaki . . . . 88—109

VIII.

Auf dem ſtillen Ozean. — Rückblicke auf Japan. — Japaniſche Flora und Fauna. — Erdbeben und Vulkane. — Charakter der Japaner. — Nagaſaki. — Religion der Japaner. — Fahrt durch das Binnenmeer nach Kobe. — Oſaka . . . . . 109—122

IX.

Kioto. — Mannkraftwagen. — Maru-Yama-Hotel. — Linguiſtiſche Leiſtung unſeres Führers — Japaniſche Kinder. — Palaſt des Mikado. — Tempel. — Theaterleben. — Beſuch am Biwa-See. — Japaniſche Schulen. — Der Nachtſtuhl als Erlöſung. — Fahrt nach Yokohama. — Jung-Japan. — Yokohama. — Tokio. — Japaniſche Poeſie. — Schluß . . . . . 122—141

Daheim.

I.

Abſchied von Lady Hill. — Empfang an Bord. — „Keine Schwabenkäfer mehr.“ — Abfahrt von Singapore. — Inſpektionsreiſe auf Deck. — Meine kleinen Freunde. — Ein ſüßes Geheimnis. — Morgenarbeit der Deckpaſſagiere. — Durch die Bangkaſtraße. — Reis als Nahrungsmittel. — Haifiſche. — Auf der Rhede zu Batavia 145—159

II.

Abſchied von der „Emirne.“ — Zollfreuden. — Malayiſche Droſchkiers. — Beim ſchweizeriſchen Konſulate. — Mein Gaſtfreund. — Chineſiſches

VII.

Seite

Hochzeitsfest. — Alt- und Neu-Batavia. — Badende Eingeborne. — Straßenpolizei. — Amoklaufen. — Freundliche Straßenbilder. — Chinesen in Batavia. — Holländisch-indische Armee. — Ankunft in Kebon-Siri . . . . . 159—173

III.

Komische Jagdszene. — Die Frau des Hauses. — Unsere Konversationssprache. — Im Garten. — Kokospalmen. — Fröhliche Mahlzeit. — Spazierfahrt. — Batavia bei Nacht. — Wienerwalzer in den Tropen. — Alleinstehende Dame in Nöten. — In Morpheus' Armen. — Moskitos. — Dutch wife. — Junger Tag. — Erfrischende Morgentoilette. — Holländisch-indische Küche . . 173—186

IV.

Schweizerische Gastfreundschaft in Batavia. — Der „behandelte" Arzt. — Museum. — Koningsplein. — Religion der Javaner. — Mohammedanisches Gotteshaus. — Javaner-Schulmeister. — Holländische Kolonisations-Politik . . . . . 187—196

V.

Abendgesellschaft bei meinen Gastfreunden. — Halbblut. — Im zoologischen Garten. — Orangutanfamilie. — Königstiger. — Nashornvögel. — Salaganschwalben. — Gespenstheuschrecken. — Niedere Chirurgie. — Soirée dansante mit Hindernissen. — Deutsches Heimweh bei einem Kinde der Tropen . . . . . 197—208

VI.

Aromatische Ueberraschung. — Heimatliche Klänge auf fremder Erde. — Krakatau-Katastrophe. — Elend in Bantam. — In der Altstadt Batavia. — Chinesischer Leichenzug. — Ceremoniell in Trauerhäusern. — Barbier auf der Straße. — Riesenschildkröte. — Chinesisches Dejeuner. — Trödelkrambuden. — Glückliche Acquisition. — Opferstätte . . . . . 208—223

VII.

Zwei nationale Gifte der Chinesen. — Opiumsucht und Alkoholismus. — Das Opium holländisches Staatsmonopol. — Marktplatz bei Nacht. — Javanische Theatervorstellung. — Spielplätze der Chinesen. — Opiumbuden . . . . . 224—233

VIII.

Nach Buitenzorg. — Reisbau und Reisdiebe. — Bezopfte Reisegesellschaft. — Ruma makan tuan Ihnen. — Orchideen. — Botanischer

Digitized by Google

Seite

Garten. — Victoria regia. — Ueberall Echtgenooten. — Eine ärztliche Konſultation mit Schwierigkeiten. — Grauſamkeit der Atſchinesen. — Sieſta. — Hiddigeigei in den Tropen. — Kinderſzenen. — Gewitter. — Ein unheimlicher Konkneipant. — Nach Djandjoër. 233—248

IX.

Nach Bandong. — Marterkarren. — Fähre über den Tſchiparemfluß. — Affen. — Javaniſche Gaſtfreundlichkeit. — Auf den Tangkuban Prau. — Ein Morgen in den Tropen. — Chinapflantagen in Lembang. — Der reiſende Doktor in Verlegenheit. — Störriſcher Gaul. — Urwald. — Unerwartetes Hindernis. — Am Krater. — Zur Hölle. — In Todesgefahr. — Zurück nach Bandong und Djandjoër. — Rieſenſchlange. — Sindanglaya. — Verloren und Verdorben. — Puntjakpaß. — Kraterſee. — Springblutegel. — Kaffee- und Theepflantagen . 248—266

X.

Wieder in Batavia. — Betrunkener Affe. — Gefängniſſe. — Krokodiljagd. — Sonntagserlebniſſe. — Nochmals ins Innere. — Soekaboemi. — Geſellſchaft im Hotel. — Beſuch einer Kaffeepflanzung. — Irrenanſtalt in Buitenzorg. — Ueberall Schweizer. — Letzter Tag in Batavia. — Slamatan. — Papa Knus. — An Bord. — Ankunft in Singapore . . . . . 267—278

XI.

Auf dem ſtillen Ozean. — Reiſegeſellſchaft. — Ueberall Meyer. — Amerikaniſcher Lokalpatriotismus. — Jung-Japan in Verlegenheit. — Schiffsküche. — Immer wieder ins Rauchzimmer. — Muſikaliſche Unterhaltungen. — Zeitrechnung am 180. Meridian. — Verkehr mit den japaniſchen Reiſegefährten. — Leichenverbrennung. — „Segler in Sicht!“ — Feuerwehrprobe. — Zum letzten Mal an der Schiffstafel. — Land, Land! — Das beſtechliche Argusauge der amerikaniſchen Zollbehörde. — Im Golf von San Francisco. — Chineſenfuß. — Eine Unglückliche . . . . . 278—294

XII.

Ins Hotel. — Erſter Willkomm. — Fahrt nach dem Cliffhouſe. — Seelöwen. — Minſtrels. — Straßenleben in San Francisco. — Woodwards Garten. — Schweizerheim in Oakland. — Ein Gärtner als Arzt. — Amerikaniſche Reklame. — Familienidyll. — Abſchied. — In Pullmanns car. — Mormonenſtadt. — Ueber Chicago und Niagara nach New-York. — Heimwärts . . . . . 294—312

Unterwegs.

I.

Fahrt über Genf nach Marseille. — Zur See. — Unser Dampfer. — Neapel. — Stromboli. — Meerenge von Messina. — Kreta. — Reisegesellschaft.

Im Roten Meere, am Bord des „Sindh",
den 19. Juni 1883.

Seit zweimal 24 Stunden schwimmen wir auf dem Roten Meere und erfreuen uns einer Temperatur von 55 Grad Celsius an der Sonne und 38 Grad Celsius am Schatten. Zum Vergnügen und aus bloßer Reiselust fährt zur jetzigen Jahreszeit niemand nach den Tropen. So besteht denn auch unsere Schiffsgesellschaft, mit der ich die Leser später bekannt machen will, meist aus Geschäftsleuten, politischen Botschaftsträgern und französischen Offizieren (nach Tongkin bestimmt), alle in Geschäften, die keinen Aufschub gestatten. Alles seufzt, schwitzt, lechzt, schmachtet, und der Kapitän gibt uns die tröstliche Versicherung, daß bis Aden die Temperatur noch steigen werde, um dann allerdings in den indischen Gewässern wieder nachzulassen. Dafür verheißt er uns dort ein stark bewegtes Meer und allgemeine Seekrankheit. So kämen wir vom Bösen zum Schlimmen, von der Scylla in die Charybdis. Die Aussicht, nach Aden wahrscheinlich eine zeitlang nicht mehr schreiben zu können, — denn ein seekranker Passagier hat anderes zu tun, — veranlaßt mich, trotz der Gedanken und Energie tötenden Schwüle jetzt schon einiges von den bisherigen Erlebnissen zu Papier zu bringen.

Die Zufahrtslinie nach Marſeille (über Bern, Genf und Lyon) iſt bekannt genug, bietet auch im ganzen wenig Intereſſantes und wird im Expreßzug viel zu raſch paſſirt, als daß ſich viel darüber erzählen ließe. Bei Palézieux, wo der Genferſee unerwartet vor das Auge des Reiſenden tritt, warf der bis dahin bewölkte vaterländiſche Himmel plötzlich einige helle Sonnenſtrahlen auf das prachtvolle Landſchaftsbild; Auge und Gemüt waren dafür ſo empfänglich, wie eine wohlpräparirte photographiſche Platte, und dieſe ideelle Photographie macht als letzter freundlicher Abſchiedsgruß des lieben Schweizerlandes die Reiſe nach Indien mit. In Genf wurde geraſtet bis zum folgenden Tage. Am vielberühmten Denkmal des Herzogs von Braunſchweig, das ich zum erſten Male ſah, ſcheint mir der Platz, auf welchem es errichtet wurde, das Schönſte. Die in Erz gegoſſene Reiterſtatue des Verſtorbenen, der das ungeheure Verdienſt hatte, 20 Millionen zu beſitzen, ruht auf einem gewaltigen Poſtamente, einer unglücklichen Nachbildung des Denkmals der Scaliger in Verona, in der untern Hälfte hiſtoriſches Monument, in der obern Hälfte kirchlicher Altar. Es ſind darin eine Unmaſſe der herrlichſten Detailarbeiten zu einem geſchmackloſen Ganzen zuſammengeſtellt; ein dazu gehöriges ſchmiedeiſernes Gitter hat allein 200,000 Franken gekoſtet. Leider ſieht man dem Ganzen nicht einmal an, was dafür bezahlt wurde; es erfüllt alſo ſeinen Zweck durchaus nicht vollſtändig. Das richtige Poſtament wäre eine nüchterne Geldkiſte, welche die 6 Millionen in gemünzten Talern enthielte. Der verſtorbene Herzog hat genaueſte Angaben über die von ihm gewünſchte Ausführung ſeines Denkmals hinterlaſſen; die Koſtenfrage war mit dem kleinen Sätzchen erledigt: Prenez ad libitum des millions. Genf wurde beneidet wegen der reichen Erbſchaft; man würde die republikaniſche Stadt aber bewundert haben, wenn ſie die braunſchweigiſchen Millionen ausgeſchlagen hätte.

Von Genf nach Marſeille fährt ein Expreßzug in nicht

ganz 12 Stunden. Etwas abgeschlagen kommt man morgens vor 6 Uhr dort an; zuvorkommend winken die Droschkiers; dienstbeflissene Jungens, Gasthofportiers und zudringliche Kommissäre fallen über die aussteigenden Fremden her und teilen sich in die Beute.

Marseille ist Weltstadt. In rastlosem Gedränge wogen Menschen aller Nationen, Fuhrwerke jeder Art durch die Straßen. Das Leben und Treiben am Hafen ist sinnbetäubend; das noch ungewöhnte Auge, das schon anfangs auf alle Details Acht geben möchte, wird bald verwirrt und müde, und die armen Ohren, die Kettengerassel, Schreien und Brüllen in allen Sprachen, Dampfpfeifen, Rollen von Wagen, Kreischen von Papageien u. s. w. zugleich genießen und analysiren sollen, bedanken sich auch bald für die Arbeit und werden stumpf. Doch gewöhnt man sich in wenig Tagen an Lärm und Getümmel.

Am 10. Juni, vormittags 9 Uhr, bestiegen wir (ich habe bis Singapore einen lieben, mir nahestehenden Reisegefährten) den Dampfer Sindh (der Messageries Maritimes), der um 10 Uhr abfahren sollte, wegen Verspätung der Pariser-Post aber erst um halb 12 Uhr seine Anker lichten konnte. Bald schwammen wir bei herrlichstem Wetter im Golfe du Lion und hatten Marseille in kurzer Zeit aus den Augen verloren. Unser Kurs ging nicht wie gewöhnlich durch die Straße von Bonifacio, sondern führte an der Nordküste von Corsica und der Insel Elba vorbei längs der italienischen Westküste nach Neapel.

Der Sindh gehört nicht zu den allergrößten Schiffen, besitzt aber eine hervorragende Geschwindigkeit (13—14 Knoten per Stunde, d. i. 14mal 1852 Meter oder ungefähr 26 Kilometer), welche Eigenschaft man erst schätzen lernt, wenn man, auf einer längern Seereise begriffen, sehnlichst deren Ende entgegensieht. Unser Schiff ist 120 Meter lang und 12 Meter breit; drei gewaltige Mastbäume tragen Segel, die bei günstigem Wind die

Dampfkraft (5—600) Pferde unterstützen sollen. Zwei enorme Kamine entleeren den Qualm, der aus 18 beständig glühenden Feuerherden stammt; 54 nubische Neger besorgen die Feuerung, indem sie — in drei Gruppen geteilt — nach je 4 Stunden Arbeit 8 Stunden Ruhe haben. Dafür erhalten sie einen Monatslohn von 34 Fr. per Mann. Europäer, die wir ja gegenwärtig in freier Luft fast nicht existiren können, wären kaum im stande, diese höllische Hitze der Feuerungsräume zu ertragen und dazu noch bedeutende Arbeitsleistungen zu verrichten. Der tägliche Kohlenverbrauch beläuft sich auf 850 bis 1000 Zentner, eine kolossale Ausgabe, wenn man bedenkt, daß in Shanghai, dem jeweiligen Endpunkte der Fahrt, wo das Schiff, wie auch in Port Saïd, Aden, Colombo und Singapore, Kohlen zu fassen hat, die Tonne (20 Zentner) auf 84 Fr. zu stehen kommt. Die Zahl der Angestellten beträgt 175 Mann, darunter 54 Schwarze, 30 Chinesen zur Besorgung von Küche, Keller, Bäckerei, Schlächterei und niederer Arbeit, 40 Matrosen u. s. w. Zu den größern Ausgaben, welche die Schiffsverwaltung bei jeder Fahrt hat, zählt auch das Passagegeld im Suezkanal, das für die einzelne Durchfahrt 30—40,000 Fr. ausmacht, nämlich je 10 Fr. per Tonne und 10 Fr. per Passagier. Der Sindh ist aber für 2000 Tonnen (40,000 Zentner) und 1600 Passagiere eingerichtet. Trotz dieser ungeheuren Spesen macht die Compagnie des Messageries doch glänzende Geschäfte, denn die Einnahmen für eine einmalige Fahrt von Marseille bis Shanghai belaufen sich auf 6—800,000 Fr. — Wie alle neueren Dampfer wird der Sindh durch eine Schraube vorwärts bewegt; da sich diese hinten am Schiff, unmittelbar unter dem Steuer, befindet, die Dampfmaschine aber in der Mitte des Schiffkörpers, so geschieht die Uebertragung der ungeheuren Dampfkraft auf die Schraube vermittelst einer 68 Meter langen, eisernen Achse von $^2/_5$ Meter Durchmesser. Von welcher Wichtigkeit es ist, daß diese Transmission aus solidem, gut gearbeitetem

Material beſtehe, beweist u. a. das Schickſal des holländiſchen Dampfers „Koning der Neederlande“; dasſelbe erlitt vor ungefähr einem Jahre auf offenem Meere zwiſchen Aden und Colombo einen Achſenbruch nahe der Schraube; das mit der Maſchine in Verbindung ſtehende Fragment der eiſernen Walze rotirte mit ungeheurer Gewalt und Schnelligkeit weiter, wurde aus dem Lager geriſſen und zerſchmetterte den Schiffskörper ſo, daß ein unheilbares Leck entſtand und trotz energiſcher Arbeit aller Dampfpumpen das Schiff im Verlaufe einiger Stunden verſank. Von den acht mit Menſchen vollgepfropften Notſchiffen laudete eines nach zehntägiger Fahrt in Aden, ein zweites in Colombo und ein drittes wurde von einem engliſchen Dampfer aufgenommen. Die übrigen ſind und blieben ſpurlos verſchwunden.

Unter den Schiffskellnern unſerer Kajüte fanden wir auch einen Bündner aus Diſſentis, der ſchon ſeit 18 Jahren in dieſer Stellung iſt und alle Weltteile geſehen hat. Wohl hat er ſein Bündner-Deutſch etwas vergeſſen, nicht aber ſeine Heimat; denn oft, wenn wir das Geſpräch darauf lenken, werden ſeine Augen naß, und ſein höchſter Wunſch iſt, ſchließlich wieder in das Vaterland zurückkehren zu können. Seine jetzige, ziemlich einträgliche Stellung ermöglicht es ihm beſſer, als jede andere ähnliche auf dem Feſtlande, ſeinen alten blinden Vater zu unterſtützen. Der grundehrliche und brave Bündner iſt ſeither unſer aufmerkſamer Leibkellner geworden und bedient uns mit ganz beſonderer Zuvorkommenheit. Die andern „Herren Kellner“ rekrutiren ſich aus Franzoſen und Italienern, ſind meiſtens ältere Knaben, tragen blendendweiße Hoſen, welche — unten ziemlich eng — gegen die Mitte des Körpers geradezu fürchterliche Dimenſionen annehmen und dort unter einem koketten ſchwarzen Jäckchen ihren Abſchluß finden. Das Ganze krönt ein wohlfriſirtes Haupt mit Cotelettes. Die Verpflegung auf dem Sindh, wie überhaupt auf den franzöſiſchen Schiffen, iſt eine ganz vorzügliche. Einer beſorgten Patientin

die meinte, man werde wohl auf dem Schiffe nichts zu eſſen kriegen, ſondern ſich den Proviant ſelbſt mitnehmen müſſen, melde ich, daß morgens von 6—8 Uhr Kaffee und Thee mit Butterbrod ſervirt wird; 9½ Uhr läutet's zum Frühſtück — reichlich genug, um unter gewöhnlichen Umſtänden für einen ganzen Tag auszureichen; halb 1 Uhr zum ſogenannten Tiffin, wo man Bouillon, kaltes Fleiſch, Früchte aller Art, Wein und engliſches Bier auf der Tafel trifft; um 5 Uhr iſt das große Diner und um 8 Uhr ſtehen wieder Theekanne und Cognacflaſche bereit. — Citronen und Eiswaſſer ſind den ganzen Tag zu haben; ſchleppt doch unſer Schiff 500 Zentner Eis von Marſeille mit; freilich ſtammt auch das Trinkwaſſer von dort und iſt eine Abkühlung mit Eis durchaus notwendig, um es genießbar zu machen. — Wer alle Mahlzeiten mitmacht, bringt einen großen Teil des Tages an der Tafel zu. Der Aufenthalt daſelbſt, d. h. in der Kajüte, wäre übrigens kaum erträglich, wenn nicht rieſige Fächer über den Tiſchen angebracht wären, welche durch Chineſen in beſtändiger Bewegung erhalten werden, ſo daß man flatternden Haares (ſo man überhaupt noch welches hat) ſeine Mahlzeiten einnimmt. —

Nach 37ſtündiger Fahrt langten wir am 12. Juni, morgens 1 Uhr, im Hafen von Neapel an. Das Raſſeln der Ankerketten weckte uns aus dem Schlafe und trieb uns auf das Verdeck. In majeſtätiſcher Ruhe lag die Stadt vor unſern Augen, durch das Licht der Mondſichel in ihren Umriſſen deutlich genug gezeichnet. Zur Rechten zeigte ein leichter Feuerſchein auf dem Gipfel des Veſuv, daß der Vulkan ſeine Arbeit noch nicht eingeſtellt hat. Von Zeit zu Zeit machte er ſeinem innern Grolle durch eine größere Feuergarbe Luft. Der ſchönſte Sternenhimmel überdachte das Ganze und ſpiegelte ſich in der glatten, dunkeln Flut, aus welcher in ganz kleiner Diſtanz die ſchwarzen Umriſſe gigantiſcher Dreimaſter in die Höhe ſtiegen. Kaum dämmerte der Tag, als ſich auch ſchon die Umgebung unſeres Schiffes zu bevölkern anfing.

Aus einer Barke mit Sängern, Guitarren, Geigen und Mandolinen zitterte und zupfte es die „Santa Lucia“ zu uns herauf. Auch der „Trovatore“ ließ nicht auf ſich warten und ſo entwickelte ſich ein langes Menu von italieniſchen Volksweiſen und Opernmelodien, Straußwalzern u. ſ. w. Die zerlumpten Kerls muſizirten übrigens ſchöner und beſſer als manche, die ſchwarzbefrackt im Konzertſaal ſtehen, und ich erfuhr neuerdings, wie volkstümlich das muſikaliſche Element in Italien iſt. — Weniger entzückte uns ein die Schiffspaſſagiere mit glycerinſüßer Zudringlichkeit verfolgender, elegant-ſchäbiger italieniſcher Hühneraugenoperateur, der uns trotz energiſchen Proteſtes Hühneraugen zumuten und mit ſeinen roſtigen Meſſern entfernen wollte. Ich fürchte, er hat auf unſerm Schiff ſchlechte Geſchäfte gemacht.

In dem ekelhaft ſchmutzigen Meerwaſſer produzirten ſich zwei nackte Neapolitaner, indem ſie ſchwimmend ſich herumbalgten, nach hinuntergeworfenen Geldſtückchen tauchten und dieſe mit großer Sicherheit und im Nu zwiſchen den Zähnen zurückbrachten.

Auf dem Verdecke hatte ſich unterdeſſen ein förmlicher italieniſcher Markt entwickelt; Händler aller Art breiteten ihren Kram auf dem Boden aus, und der vorſichtigſte Paſſagier ging auf den Leim und kaufte ſich — verlockt durch die niedrigen Preiſe — irgend etwas, ein pince-nez, das 10 Minuten ſpäter den Dienſt verſagte und von dem ärgerlichen Beſitzer ins Meer geſchmiſſen wurde, oder eine Cigarettenſpitze, „aus echtem Bernſtein“ natürlich, die beim erſten Gebrauch ſich als Kolophonium entpuppte und luſtig mitbrannte. Die letzten, welche unſer ſich in Bewegung ſetzendes Schiff verließen, waren die Muſikanten, aus deren Barke noch einmal und wirklich ſchön das „Dolce Napoli“ zu uns heraufkönte und manchen Soldo herunterzauberte.

Leider lag ein dichter Schleier über Stadt und Golf, als wir den letztern verließen, und auch Capri und die benachbarten Inſeln waren nur als undeutliche Nebelbilder zu ſehen. — Gegen

Abend fuhren wir dicht an der vulkaniſchen Inſel Stromboli vorbei; ſie iſt ein prachtvoller, direkt dem Meeresſpiegel entſteigender Berg von der Form einer regelmäßigen Pyramide; am Fuße des olivengrünen Oſtabhanges liegt eine freundliche kleine Stadt gleichen Namens, während der Nordabhang durch darüber fließende Lava zu einer kahlen Fläche verödet iſt. Der Krater, nicht ganz an der Spitze liegend, rauchte, und auch aus dem erſtarrten Lavaſtrome ſahen wir von Zeit zu Zeit Rauchſäulen aufſteigen, ein Zeichen, daß die in der Tiefe noch feuerflüſſige Maſſe die oberflächlich harte Schichte hie und da zu durchbrechen vermochte.

Um 11 Uhr abends erblickten wir Leuchtturm und Lichter der Stadt Meſſina und gegenüber, auf dem italieniſchen Feſtlande, die weiß ſchimmernden Häuſer von Reggio. Im Halbdunkel der Nacht paſſirten wir die Meerenge zwiſchen Sizilien und Calabrien. Die Gegend von Catania bezeichnete uns der gigantiſche, aber oft Schrecken erregende natürliche Leuchtturm, der Aetna, die ewig glühende Werkſtätte Vulkans und ſeiner Cyklopen.

Der Morgen des 13. traf uns auf offenem Meere; Sizilien und Süditalien waren aus dem Geſichtskreis entſchwunden. Delphine, die in der Nähe des Schiffes ihr luſtiges Spiel trieben, und einzelne Möven, die kreiſchend unſern Kurs verfolgten und ſich von Zeit zu Zeit auf dem glatten Meeresſpiegel ausruhten, bildeten einen Teil unſerer Unterhaltung. Bei dieſer Gelegenheit konnte ich das äußerſt ſcharfe Geſicht dieſer Vögel erproben und bewundern und neuerdings erfahren, daß — entgegen der Anſicht des Herrn Profeſſor Jäger in Stuttgart — der Geſichts- und nicht der Geruchſinn es iſt, welcher die Aastiere zu ihrer Nahrung führt. Auf ein ins Meer geworfenes Fleiſchſtück ſchoſſen die Möven aus größter Entfernung mit Pfeilgeſchwindigkeit herab; ſie änderten aber ihren Flug in keiner Weiſe, wenn ich Brodbrocken, Pomeranzenſchalen u. dgl. hinauswarf; auch in Fleiſchſauce getunktes Brod ließen ſie unbeachtet, was im Falle einer

Wahrnehmung durch den Geruchsinn nicht stattgefunden hätte. Auffallend war mir, wie nach dem Hinauswerfen von Fleisch sehr bald Dutzende von Möven angeflogen kamen. Die Art des Hinabsteigens der vorher dem Schiffe folgenden mußte den Kameraden in weitesten Fernen sichtbar sein und ihnen anzeigen, daß Beute da sei.

Am 14. kam Kreta in Sicht; wir fuhren während zirka 12 Stunden längs der Südküste dieser gebirgigen und im südlichen Teile fast unbewohnten Insel, die unter türkischer Herrschaft steht. Die Berge erheben sich bis zu 2800 Meter Höhe und zeigten in gewaltigen Schluchten noch tiefe Schneelager, ein heimeliger Anblick für uns Schweizer, der gleich eine Menge schöner Erinnerungen wach rief, obschon ein mitreisender Frankfurter hartnäckig den Schnee für „ungelöschten Kalk" ansah. Als einziger Bekannter auf der sonst öden Insel grüßte uns im Osten der klassische Ida, der auch noch eine weiße Schlafmütze trug und sehr mißkreditirt olympisch aussah. Die südlichen Abhänge der kretischen Gebirgszüge müßten einen prächtigen Wein liefern; aber die Türken sind zu faul und zu koranfest, um solches Gift zu pflanzen. Einige südlich unseres Kurses gelegene Inseln hat ein Engländer der Pforte abgekauft und soll daselbst einen Wein erzielen, der mit dem Cyper konkurrirt.

Am folgenden Tag wieder nichts als Wasser und Himmel. Unterdessen haben wir Zeit, uns Schiff und Passagiere einmal anzusehen, und ich lade dich ein, zu diesem Zwecke mit mir einen Spaziergang auf Deck zu machen. Die Treppe aus der I. Klasse-Kajüte führt uns auf das Hinterdeck, welches mit einem gewaltigen Segeltuchzelte zum Schutz gegen die Sonne überspannt ist und den Passagieren I. und II. Klasse reservirt bleibt. Nur die Kabine des Schiffskapitäns erhebt sich als elegantes, harthölzernes Häuschen auf diesem Boden. Das neugierig zwischen die Jalousien hineinguckende Auge erblickt eine behaglich eingerichtete Bude mit Divan,

Schreibtiſch, Fauteuils, Bibliothek, Karten und Meßinſtrumenten und hinter einem ſchweren Vorhang die Schlafſtätte. — Außer einigen harten und unbeweglichen Bänken trägt das Hinterdeck keine Beſtuhlung; faſt jeder Reiſende kauft ſich in Marſeille eine aus Meerrohr geflochtene chaise-longue, auf welcher der größte Teil des Tages und oft auch die Nacht zugebracht wird. So ſehen wir denn auch jetzt eine Anzahl Paſſagiere in mehr oder weniger äſthetiſchen Stellungen auf ihre Seſſel hingegoſſen, leſend, ſchlafend, plaudernd oder ſich langweilend. Jener Herr dort mit dem grauen Knebelbarte, der ſeine 55 Jahre hinter ſich haben mag, iſt ein in chineſiſchen Dienſten ſtehender franzöſiſcher General, der es bis zur höchſten in China erhältlichen Auszeichnung, zur Mandarinen-Würde, gebracht hat. Der Titel trägt jährlich 60—100,000 Fr. ein. Der Mann iſt ſeit 25 Jahren in Peking und kommt eben von einem ſechsjährigen Urlaub aus Frankreich zurück. Die Dame, die ihm vorlieſt, iſt ſeine Frau; neben ihnen liegt in der herausfordernd unäſthetiſchſten Stellung ihr einziges Söhnlein, ein rechtes enfant gâté, ſtets mürriſch und unzufrieden; jetzt ſchlägt es der beſorgten Mama, die ihm zur Linderung der Hitze das Geſichtchen mit Eau de Cologne beſpritzt, die Parfümflaſche aus der Hand und wendet ihr die weniger ſchöne Körperhälfte zu, was ihm ſeitens der zärtlichen Dame einen Kuß einträgt. Wir würden das ungezogene Söhnlein im Einverſtändnis mit ſämtlichen Mitreiſenden gerne hinter den Couliſſen ſo ein bischen zurechtweiſen, wenn es nicht ſchon — 25 Jahre alt wäre.

Neben dem Notſteuer dort liegt bequem ausgeſtreckt, den Blick nach Frankreich gewendet, der von einem Pariſer Journal nach Tongkin geſandte Spezialreporter. Er hat die Aufgabe, in Saïgon, der Hauptſtadt Cochinchinas, zu landen und von dort aus die Bewegung des franzöſiſchen Heeres mitzumachen. Nous allons au Tongkin pour venger la mort du colonel Rivière, ſagte er. Wenn du ihn aber in einer hervorragenden Tätigkeit

ſehen wollteſt, müßte ich dich zur Tafel bitten. Die Herren, die ſich jetzt mit ihm unterhalten, ſind franzöſiſche Offiziere in Zivil, die alle nach Tongkin gehen, großenteils nette, gebildete Leute, von größter Liebenswürdigkeit auch gegen Nichtkombattanten. Das immer wiederkehrende „nous allons au Tongkin“ kam mir ſo bekannt vor, ohne daß ich erſt wußte, warum. Endlich fand ich die rhythmiſche Uebereinſtimmung mit dem „nous allons à Berlin“ von 1870. Damit ſoll aber nichts Anzügliches oder Prognoſtiſches geſagt ſein. Denn zu der Tongkin-Expedition haben die Franzoſen einen triftigen Grund — der ihnen allerdings ſehr erwünſcht kam — und über den Ausgang dieſes Feldzuges wird man auch kaum im Zweifel ſein. Bekanntlich iſt Tongkin die reichſte Provinz des Königreichs Anam, welche zudem eine Hauptverkehrsader (auch mit China), den roten Fluß, enthält. Im Jahre 1874 haben ſich die Franzoſen durch einen Vertrag mit dem König von Anam, Tü-Düc, den ungehinderten Handelsverkehr auf dieſem Fluſſe zu ſichern geſucht; der König erhielt 3 Kriegsſchiffe und 100,000 Gewehre und übernahm die Verpflichtung, den roten Fluß von den chineſiſchen Piraten (den ſogen. pavillons noirs) geſäubert zu halten. Die Franzoſen durften dafür in Haïphong (nahe der Mündung des Fluſſes) und in Hanoï (in der Mitte des Landes auch am roten Fluß gelegen) ein Konſulat errichten und den Konſuln je 100 Mann als Leibwache beigeben. Die 10 Millionen Tongkineſen ſahen dieſen beſcheidenen Anfang einer Invaſion ſehr gerne; denn das anamitiſche Joch, unter welches ſie 1802 durch Gewaltſtreich gebracht worden waren, drückte ſie ſehr. Als nun im vergangenen Frühjahr die räuberiſchen pavillons noirs wieder auftauchten und franzöſiſche Handelsſchiffe plünderten, als der König von Anam, durch chineſiſches Geld beſtochen, auf die Reklamationen von ſeiten Frankreichs nicht eintrat, und als endlich der Kommandant der franzöſiſchen Garniſon in Haïphon, Rivière, auf einer Rekognoszirungsfahrt an die chineſiſche Grenze in perfider

Weiſe eingeſchloſſen und mit den größten Teile ſeiner Mannſchaft erſchlagen wurde, da rüſtete Frankreich und iſt nun unterwegs nach Tongkin, um dieſes reiche Land zu annektiren und den König von Anam für ſeine Wortbrüchigkeit zu ſtrafen. Einige Offiziere ſind der Meinung, daß der erſte Streich direkt gegen die Haupt- und Reſidenzſtadt Anams, gegen Hue, geführt werde. — Mit der Einnahme dieſer Stadt wäre wohl der ganze Feldzug zu Ende, vorausgeſetzt, daß China — vielleicht von freundnachbarlicher Hand geſtupſt (England) — ſich nicht einmiſcht.

Gehen wir weiter in unſern Deckſtudien!

Der freundliche Mann, der nun ſchon viermal im raſcheſten Spaziertrab an uns vorbeirannte, iſt ein engliſcher Militärarzt, der nach Calcutta reist, ein urgemütliches Haus, das eben jetzt, wie nach jeder Mahlzeit, ſeinen Verdauungsbummel macht, um nachher um ſo behaglichere Sieſta zu halten. Auf dem etwas erhöhten hinterſten Teile des Deckes ſiehſt du drei Stühle ganz nahe beiſammen, von welchen der eine eben beſetzt iſt. Der Inſaße, der ſo geſund ſchläft und als Beweis für die anerkennenswerte Abſicht, etwas zu arbeiten, ein Buch über Mechanik neben ſich am Boden liegen hat, iſt der dritte von uns Thurgauern auf dem „Sindh“ und reist nach Deli auf der Inſel Sumatra. Stören wir ihn nicht; vielleicht verſetzt ihn eben ein Traum um ein paar hundert Stunden zurück in die Heimat. Die Sektion Thurgau ſteckt natürlich ſehr viel beiſammen; abends 9 Uhr wird der Zapfenſtreich gepfiffen und nachher gemeinſchaftlich geſeufzt, wie gut nun bei der Hitze ein Glas Bier aus der bairiſchen Bierhalle ſchmecken müßte.

Deutſcher Zunge finden wir noch mehrere in unſerer Geſellſchaft; da iſt ein junger Kaufmann aus Weſtfalen, ein prächtiger Mann und liebenswürdiger Geſellſchafter, der mit uns nach Singapore fährt. — Jener kreuzfidele Jüngling, der — die militärhoſenweißbekleideten Beine ſo ungenirt auf die Schiffsbrüſtung

hinausſtreckt, iſt der allewil vergnügte Frankfurter (Reiſeziel: Deli), der ſtets pfeift und ſingt, ſtets vorzüglichen Appetit und Schlaf hat, auch wenn andere über das Gegenteil jammern, und immer bei guter Laune iſt. In Marſeille hat er für 6 Franken ein unfehlbares Mittel contre le mal de mer gekauft und einen Marſeillaner Dienſtmann einen ganzen Tag wider Willen mit ſich herumſchleppen müſſen, weil er zu gutmütig war und kein Franzöſiſch verſtand, um ſich den zuvorkommenden Dienſtbefliſſenen vom Halſe zu halten. Weniger vergnügten Sinnes kam ein zweiter nach Deli reiſender Weſtfale an Bord, der auf der Fahrt von Lyon nach Marſeille das Pech hatte, all ſein Gepäck zu verlieren und kaum Zeit fand, ſich vor der Abfahrt noch das Nötigſte zuſammenzukaufen.

Jener würdige alte Herr, der an der Seite des Kapitäns auf- und ab ſpaziert, iſt der Nachfolger des in Hanoï ermordeten Oberſt Rivière und bisheriger Fregattenkommandant in der franzöſiſchen Marine. Am Klavier, das ſeit heute — der großen Hitze in der Kajüte halber — aufs Verdeck gebracht und dort feſtgebunden iſt, ſitzt ein 22jähriger Engländer, ein ſehr gebildeter Mann, der auch ganz geläufig Deutſch und Franzöſiſch ſpricht und eifrig Chineſiſch lernt. Er iſt von der chineſiſchen Regierung unter äußerſt glänzenden Bedingungen als Zollbeamter engagirt. China kam in ſeinem Zollweſen nie zurecht; die Spitzbuben betrogen ſich gegenſeitig en gros, und das kaiſerliche Miniſterium fand es für beſſer, die Aufſicht in die Hände von wohlgeſchulten Europäern zu legen, welche nun gegen hohen Lohn als Zollbeamte funktioniren und dem Staate China zu einer bedeutenden Einnahme verhelfen. Der große Herr, der zum Klavier ſingt, iſt ein holländiſcher Geniehauptmann, au service de Sa Majesté l'empereur du Japon, wie auf ſeiner Viſitenkarte ſteht; doch ſieht er Japan auch zum erſten Male; er ſpricht, wie alle Holländer, in allen möglichen Zungen und iſt ſehr muſikaliſch, beſitzt aber die

kleine Schwäche, zwölf Lieder hinter einander zu ſingen, ſo oft man ihn um eins bittet, eine übrigens weit verbreitete Eigenſchaft. Ich muß dankbar anerkennen, daß ich dem wirklich ſchönen Geſange des holländiſchen Hauptmannes gerne zuhorche. Das ſchöne Geſchlecht iſt wenig vertreten. Zwei Hamburger, der eine in Shanghai, der andere in Vladiwoſtöck (Sibirien) etablirt, haben ſich in ihrer Vaterſtadt Frauen geholt und verpflanzen ſie nun nach der neuen Heimat. Der letztere hat ſchon zweimal auf ungefedertem ruſſiſchem Poſtkarren den ganzen aſiatiſchen Kontinent durchquert. Dazu braucht's 3½—4 Monate Zeit und gutes Sitzleder. Vladiwoſtöck liegt im ſüdöſtlichen Zipfel Sibiriens, nahe der Mandſchurei, und ſoll herrliche Vegetation und prachtvolles Klima haben, wie übrigens Südſibirien überhaupt.

Weitere Vorſtellungen erlaſſe mir; es wird dir und mir zu langweilig. Uebrigens kennſt du ja nun einige der handelnden Perſonen und der Roman kann beginnen. Doch erſt ſehen wir uns das noch intereſſantere Vorderdeck an. Unterwegs begegnen wir einem gottlob geſund ausſehenden, kugelrunden, fröhlichen Menſchen à 1 Kilozentner, mit blauer Brille, Tabakspfeife, Schiffsuniform. Und warum ſollte er nicht fröhlich ſein, der Schiffsdoktor? Er hat weder Sorgen noch Patienten und kommt eben vom Mittagsſchläfchen, um im Offiziersſalon ſeinen Kaffee zu trinken. Wer einen Blick in ſeine Bude wirft, entdeckt hinter dem einen Sophakiſſen ſtill verborgen eine Flaſche Amer Picon, hinter dem andern eine Bouteille Sirop de Citron. — Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten.

Der mittlere Teil des Verdeckes iſt durch Maſtbaum, Kamine, Oberlicht für die Maſchinenräume, Feuerſpritzen, Notkanonen, Offizierskabinen, Küche, Bäckerei u. ſ. w. eingenommen; wir gehen weiter und kommen auf das maleriſche, aber weniger appetitliche Vorderdeck. Chineſen, größtenteils von abſchreckender Häßlichkeit, den Kopf bis zum Scheitel kahl raſirt und das Büſchel Scheitelhaar

zu einem langen Zopf zusammengeflochten. Inder, Neger, Araber, teils Passagiere, teils Schiffsangestellte, sitzen oder liegen herum, wie der Zufall sie hinwarf, so daß man Mühe hat, zwischen Köpfen und Leibern seinen Weg zu finden. Ein Haufen schweißtriefender Nubier erholt sich an der frischen Luft von der heißen Arbeit im Feuerraume des Schiffes; lachend, schwatzend, schlafend, Tabak kauend verbringen die schwarzen Kerls, in malerische Gruppen formirt, ihre freie Zeit, und wer eine etwas empfindliche Nase hat, kann unterscheiden, daß — um mit Professor Jäger zu reden — ihr Seelenstoff anders duftet, als derjenige der Europäer.

Rechts und links am Schiffsrande befindet sich in einer Anzahl Holzstallungen unser lebendige Proviant, zahllose Hühner, Wachteln, Truthähne, Kaninchen, Schafe, Kälber und drei große Ochsen, denen wir täglich mehrere Besuche abstatten, um ihnen ihr wenig beneidenswertes Los durch mitgebrachte Leckerbissen und teilnehmendes Krabbeln am Halse zu verschönern. Von Zeit zu Zeit fehlt einer unserer Freunde und wir sehen ihn abends als Rindfleisch oder Beefsteaks auf der Tafel wieder. — Die freundschaftlichen Beziehungen zu diesen Mitpassagieren machen es mir unmöglich, mit gehörigem Appetite von ihrem Fleische zu essen.

Eine Treppe führt uns in den mittleren Schiffsraum, welcher außer den Kajüten oder Speisesälen, Maschinenräumlichkeiten u. s. w. hauptsächlich die Kabinen für die Passagiere enthält. Die der I. Klasse enthalten 2, diejenigen der II. Klasse 6—8 Couchetten oder Kojen (Schlafstellen), die hürdenartig über einander aufgebaut sind. Wer zu unterst liegt, riskirt manches; für den, der oben zu liegen das Glück hat, ist das Insbettsteigen eine alpenklubbistische Leistung, bei welcher sein Kopf oft mit den eisernen T-Balken unliebsame Bekanntschaft macht. — Bei unruhigem Meer werden die Kabinen hermetisch abgeschlossen und es ist in diesen eisernen Kästen, in welche kein frischer Luftzug kommt, nicht zum Aushalten. Dann bringt man die Nacht — wenn das Meer es erlaubt —

auf dem Verdeck zu oder aber in den größern Schiffsräumlichkeiten; wo gerade ein freier Platz ist, wird eine improvisirte Schlafstelle daraus gemacht. Die Schiffsordnung gestattet, von abends 8 Uhr bis morgens 8 Uhr in Nachttoilette herumzugehen, welche große Wohltat Herren und Damen profitiren. Morgens macht man sich wohl einmal das Vergnügen und läßt sich von den das Verdeck scheuernden Matrosen mit Wasser begießen. — Für Bäder ist prächtige Gelegenheit geboten; vier reinliche, gut ventilirbare Badezimmer mit schönen Wannen und Douche stehen jederzeit zur Verfügung der Passagiere und ein immer dienstfertiger Chinese besorgt das Nötige. So kann man auch zu Schiff eine veritable Badekur machen.

II.

Port Saïd. — Unerwartete Begegnung. — Durch den Suezkanal. — Wüstenball. — Hitze im Roten Meer. — Komisches Intermezzo. — Zusammentreffen mit dem französischen Kriegsschiff Bayard. — Bab-el-Mandeb. — Aden. — Nächtliche Fahrt nach der arabischen Stadt. — Unruhiges Meer im indischen Ozean. — Seekrankheit.

Am 15. Juni, abends ½ 8 Uhr, sahen wir in weiter Ferne den Leuchtturm von Alexandrien, an seinem rotirenden unterbrochenen Lichte erkennbar. Fünf Stunden später lagen wir in Port Saïd vor Anker. Der Mond verschwand eben hinter dem Horizonte und der prächtigste Sternenhimmel tat sich auf. Die Milchstraße glänzte in herrlicher Klarheit, so daß auch die weitere Umgebung des Schiffes in scharfen Umrissen deutlich zu erkennen war, auch der dem Hafen zunächst gelegene Stadtteil. — Trotz der vorgerückten Stunde entstand bald ein Höllenskandal in unserer Nähe: Kleine Barken mit schreienden Insaßen umschwärmten uns und suchten sich den Vorrang an der Schiffstreppe abzustreiten. Schwere Kohlenboote wurden per Dampf an beide Schiffsseiten

geſchleppt, und ſofort begann das Geſchäft des Einladens. Einige fünfzig Neger trugen unter fortwährendem infernaliſchen Gebrüll den Brennſtoff beim Scheine einiger erhöhter Kohlenbeckenfeuer auf ihren Schultern in unſern Schiffskörper und zwar mit bewunderungswürdiger Behendigkeit. Auch im Halbdunkel ſtachen die weißen Zähne und glänzend weißen Augen grell von der pechſchwarzen Hautfarbe ab. — Ein Darſteller der Hölle könnte kein paſſenderes Motiv finden.

Um 3 Uhr morgens verließ die Sektion Thurgau den Sindh, um durch einen Spaziergang durch die Straßen der Stadt einigermaßen einen Begriff von ihr zu bekommen. Port Saïd iſt mit dem Suezkanal raſch aus dem Wüſtenſtaube erſtanden. Das ſchon früher dageweſene arabiſche Dorf iſt ein Viertelſtündchen von der europäiſchen Neuſtadt entfernt. Wüſtenſandige, regelmäßige Straßen, große, meiſt zweiſtöckige Neubauten mit den im warmen Klima unentbehrlichen Veranden, wenig Vegetation, nur hie und da eine Fächer- oder Dattelpalme, auch ein paar Bananen- und Olivenbäumchen — das iſt der Charakter von Port Saïd, der Schlüſſelſtadt zum Suezkanal, deren Lebensader eine 85 Meilen weit von Ismailia herkommende Süßwaſſerleitung (filtrirtes Nilwaſſer) in Pariſerröhren iſt. —

Auf den Straßen begegneten uns einige ſchweigſame egyptiſche Gendarmen, aber keine von jenen, die ſchweizerdeutſch ſprechen, und vor den Häuſern lagen in allen möglichen Poſitionen — ſchlafend und ſchnarchend — Araber und Nubier und ſtreckten ihre nackten Beine oft bis weit in die Straße hinein. Als wir um eine Ecke herumbogen, um unſern Dampfer wieder in Sicht zu bekommen, da ſahen wir ans Haus gelehnt einen europäiſch gekleideten Mann in den Dreißigern, der unſer Geſpräch mit den überraſchenden Tönen unterbrach: „Wo weit er hi?“ Der einſame Eckenſteher war ein Hr. F. aus Bern, der ſchon ſeit zwölf Jahren in Afrika iſt. Bei einem Schiffskapitän eingeladen, hatte er ſich

verſpätet und konnte nicht ins Haus hinein, weil der „Galge"-Portier feſt hinter der Haustüre ſchnarchte und nicht aufzuwecken war. — Die unerwartete Begegnung wurde in einem Café mit einer Taſſe Mokka gefeiert.

Um 8 Uhr am Morgen des 16. Juni war unſer Schiff endlich zur Abfahrt bereit; die Signalglocke ertönte; das Verdeck ſäuberte ſich von zudringlichen egyptiſchen Verkäufern, arabiſchen Zauberkünſtlern und anderen Schmeißfliegen; der für die Kanalfahrt vorgeſchriebene Pilote beſtieg den Platz des Steuermanns und vorwärts ging's, aber langſam. Die Fahrt durch den Suezkanal iſt das Langweiligſte, was man ſich denken kann; um durch allzuſtarken Wellenſchlag den ſandigen Ufern nicht zu ſchaden, darf ein Steamer nur fünf Seemeilen (neun Kilometer) per Stunde zurücklegen, und ſo ſchleichen denn die Dampfkoloſſe träge durch die wenig über 25 Meter breite und nur durch fortwährendes Baggern tief genug zu erhaltende Waſſerader. Nur in den verſchiedenen, den Kanal unterbrechenden Seen iſt größere Fahrgeſchwindigkeit erlaubt. —

Rechts und links erblicken wir nichts als troſtloſe, graugelbe Wüſte. Heiß zittert die Luft über dem glühenden Sande. Keine Vegetation; kein tieriſches Leben; kein Vogel in der Luft. Oefters ſieht man Sandhoſen aufſteigen und am Horizonte täuſchen Luftſpiegelungen glänzende Waſſerflächen mit Inſeln und Fahrzeugen vor. Zur Seltenheit trottet ein Kamel ſchwerfällig am Ufer einher; oder ein nackter Negerjunge rennt an der Kanalböſchung unſerm Schiffe nach, mit großer Ausdauer die Hand ausſtreckend und Bakſchiſch (Trinkgeld) rufend, während ſein Herr Papa regungslos wie ein Kaiman im heißeſten Saude liegt.

Alle fünf Meilen erweitert ſich der Kanal ſo, daß zwei Schiffe an einander vorbeifahren können. An ſolchen Stellen ſind Wachthäuſer erſtellt, welche — dank dem Ueberſchuſſe aus der Süßwaſſerleitung — oft einiges freundliche Grün zeigen, einige Palmen,

Bananen oder blühende Oleander, in deren Schatten der wachthabende Poſten vergißt, daß er ſich mitten in der Wüſte befindet. Durch elektriſche und andere Telegraphenapparate wird die Paſſage der Schiffe geregelt. Es kann vorkommen, daß man an verſchiedenen Stationen ſtundenlang zu warten und früher aviſirte Schiffe vorbeifahren zu laſſen hat. Wir kreuzten an einem Haltepunkt vier engliſche, zwei holländiſche und einen franzöſiſchen Steamer, und es iſt gar nicht ſelten, daß ein Schiff von Port Saïd bis Suez, alſo für die 185 Meilen, 3—4 Tage Zeit braucht. Die Frequenz des Kanals nimmt aber noch von Jahr zu Jahr zu und damit auch die Verkehrshemmung, ſo daß eine Abhülfe, ſei es im Sinne einer Erweiterung oder einer Neuerſtellung, dringend notwendig erſcheint. Der Suezkanal iſt ein großer Triumph des menſchlichen Genius; ſeine Herſtellung in dieſem leichtbeweglichen heißen Flugſande eine Gigantenarbeit, von deren Rieſenmäßigkeit ſich nur derjenige die richtige Vorſtellung macht, der ihn mit eigenen Augen geſehen hat. Die tägliche Einnahme ſoll ſich oft bis auf eine halbe Million belaufen; aber auch die Unterhaltungskoſten ſind ganz koloſſale.

Nachmittags erreichten wir den großen Timſahſee, an deſſen nordweſtlichem Ufer Ismailia liegt, Endpunkt der Bahn von Kairo, mit ſchönem Luſtſchloß des Vizekönigs in der Wüſte und entſtehendem Seebade. Wo der Kanal in den See eintrifft, erhebt ſich auf der Höhe ein villaartiger Bau, der ſeiner Zeit für die Kaiſerin Eugenie zur Benützung während der Eröffnungsfeierlichkeiten extra erſtellt wurde. Ein franzöſiſcher Kaufmann aus Savoyen, ein guter Bonapartiſt, zeigte mir dieſen Pavillon de l'impératrice; die andern Franzoſen wollten nichts davon wiſſen. So ändern ſich die Zeiten.

In einer halben Stunde iſt der See paſſirt und die Kanalfahrt beginnt von neuem. In prachtvollſtem Farbenſpiele glänzten Wüſtenhorizont und Himmel beim Sonnenuntergange; kaum war

aber das letzte Segment der goldenen Kugel verſchwunden, ſo lag auch ſchon die Nacht über der Einöde und unſer Schiff mußte, wo wir gerade waren, anhalten und den Morgen erwarten. Nach der Mahlzeit wurde auf Deck eine muſikaliſche Soiree arangirt; der Einzugsmarſch auf der Wartburg aus „Tannhäuſer", die Einleitung zu „Lohengrin", Chopin, Weber, Lieder von Schumann und Schubert tönten in die Nacht hinaus und verklangen ungehört und ohne Widerhall in der Einöde. Nachher gab's ſogar eine Geſellſchaft, die tanzte; der bonapartiſtiſche Seidenhändler aus Savoyen wollte durchaus die Quadrille du Prince impérial aufs Programm bringen, ſcheiterte aber an den republikaniſchen Geſinnungen der mitreiſenden Franzoſen. Der engliſch-chineſiſche Zollbeamte ſpielte eine Menge deutſcher Volksweiſen, wobei unſere Kehlen wacker mithalfen. Der Heidelberger Bierwalzer hatte wohl zum erſten Mal die Ehre, im Suezkanal vorgetragen zu werden. Leider verunglückte das Gaudeamus, weil unſer freundlicher Begleiter zu Klavier es hartnäckig und unkorrigirbar im 4/4 Takt ſpielte — für einen alten Studenten und Bierbürger rein zum aus der Haut fahren. Schließlich huſtete noch ein zugeknöpfter Anglo-Amerikaner ein unglaublich fades engliſches Liebeslied in die Nacht hinaus, die letzte Strophe mit einem ſinnbetörenden Fortiſſimo à la réveille du lion, wie's ja eigentlich für Wüſtenverhältniſſe gar nicht ſo übel paßte.

Endlich gab's Ruhe; alles ſchlief, auch das Waſſer, denn keine einzige Welle ſtörte durch Anſchlagen an die Schiffsplanken die Stille dieſer Nacht. Schreiber dies aber ſaß noch lange und einſam an der Schiffsbrüſtung und ſchaute empor zu dem prachtvollen geſtirnten Himmel und erfuhr, daß von allen Erlebniſſen des vollbrachten Tages dieſe einſame Stunde in der ſtillen Nacht das allerſchönſte war.

Morgens früh um 4½ Uhr ging's weiter durch die großen Bitterſeen und um 9 Uhr hielten wir vor Suez. Das Schiff

ankert ſo weit draußen auf dem Meere, daß man die (vor Eröffnung des Kanals ungleich wichtigere) Stadt mit ihren großen Docks, weißen, hohen Adminiſtrationsgebäuden und ſchimmernden Paläſten nur aus ziemlich bedeutender Ferne ſieht. Auch Suez hat wenig Grün und ſteht auf dem Schlamme des Roten Meeres und auf Wüſtenſand.

Nach Erfüllung nötiger Formalitäten und Einladung einiger Paſſagiere durchſchnitt unſer Kiel endlich den Spiegel des Roten Meeres. Die Temperatur ſtieg auch ſehr bald auf die ſchon anfangs gemeldete Höhe und der Aufenthalt auf dem Verdeck wie in dem Schiffsinnern wurde gleich unangenehm und zeitweiſe unerträglich. Während zirka zwölf Stunden führte unſer Kurs längs der weſtlichen, felſig-öden Küſte der Sinaï-Halbinſel; wir kreuzten alſo den Weg, den die Juden vor dreitauſend Jahren gemacht haben. Nachts halb zwölf Uhr erſchienen als rieſige Schattenbilder die Berge Sinaï und Horeb. Das Sinaikloſter hätten wir auch bei Tageszeit nicht ſehen können, da es auf dem öſtlichen Abhange liegt. — Am 18. Juni, mittags, befanden wir uns bereits unterm 24. Grad nördlicher Breite, alſo ſehr nahe dem Wendekreis des Krebſes, den wir abends ſpät noch paſſirten. Man macht ſich keinen Begriff von der Monotonie der Küſten des Roten Meeres; wo dieſe bisweilen ſichtbar werden, ſtarren ſie uns in menſchenfeindlicher, troſtloſer Oede entgegen.

Das Rote Meer (ſchon von den Römern mare rubrum genannt) erhielt ſeinen Namen wegen einer ſtellenweiſe rötlichen Färbung ſeiner Gewäſſer, die auf die Anweſenheit von mikroſkopiſchen Zoophyten zurückgeführt wird. Unter den Ptolomäern und Römern war es eine große Handels- und Verkehrsſtraße und ſchon damals durch einen ſchiffbaren Kanal, der aber immer und immer wieder verſandete, mit dem mittelländiſchen Meere verbunden. Durch die Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung verlor es die große Bedeutung und einige früher wichtige arabiſche

und abyſſiniſche Häfen verödeten ganz, bis die Schöpfung des Suezkanals die Verhältniſſe wieder änderte. Das Waſſer des Roten Meeres iſt viel ſalziger als das der andern Meere; dies läßt ſich begreifen, wenn man bedenkt, daß kein einziger Süßwaſſerzufluß exiſtirt und daß die Verdunſtung eine ganz ungeheure iſt.

92 Stunden brauchten wir von Suez bis zum ſüdlichen Ende des Roten Meeres, bis zur Straße Bab-el-Mandeb (Straße der Tränen), ſo genannt wegen der vielen Opfer, die der klippenreiche Weg früher gefordert hat. Die Hitze wurde immer unerträglicher; ſchon morgens 8 Uhr zeigte das Thermometer 36° C. im Schatten. Kontinuirliche Berieſelung des Verdeckzeltes brachte nur wenig Erfriſchung und auch die rieſigen, von Chineſen ſtets in Bewegung erhaltenen Fächer bei Tiſche wehten die Kühlung bedürftige heiße Haut lauwarm an. Die maſſenhafte, Tag und Nacht gleich ſtarke Schweißproduktion war, ſo läſtig ſie fiel, durch Entwicklung der begleitenden Verdunſtungskälte ſchließlich noch das Wohltätigſte. Einförmig und träge ſchleichen bei ſolcher Fahrt die Stunden dahin. Das Verlangen nach Erlöſung hängt der Zeit Blei an die Füße. Unter derartigen Verhältniſſen iſt man ſehr empfänglich und dankbar für jede kleine Abwechslung; ein Hut, der vom Kopfe eines ungeſchickt manöverirenden Paſſagiers ins Meer fiel, genügte, um einige Aufregung in die ſchachmatte Geſellſchaft zu bringen und die zum Atmen faſt zu bequemen Zwerchfelle ein wenig zu erſchüttern.

Die Küſten verloren wir bald aus dem Geſichtskreiſe, ſo daß wir von Yemen, dem glücklichen Arabien und der heiligen Stadt Mekka nichts mehr wahrnehmen konnten. — Am 19. überholten wir das nach Tongkin fahrende franzöſiſche Kriegsſchiff Bayard; der breite, eiſerne Koloß war über und über bis hoch in die Maſten hinauf mit Hoſen, Jacken und Naſtüchern behangen, welche die militäriſchen Schweißtropfen an die Luft abgeben ſollten. Beide Schiffe hielten an; es wurden Grüße gewechſelt

und ein bemanntes Boot ruderte vom Bayard zu uns herüber, um Korrespondenzen in Empfang zu nehmen. Dann ging's weiter und bald hatten wir Schnellfahrer das Panzerschiff aus dem Gesichte verloren.

Gleichen Tags brachte ein komisches, kleines Malheur wunderbare Beweglichkeit in die leblose Schiffsgesellschaft, so daß unser Dampfer einem aufgestörten Ameisenhaufen glich. Eine Korbflasche voll Salmiakgeist war auf dem Verdeck ausgelaufen und sickerte durch alle Ritzen in die Tiefe, so daß die Atmosphäre des Schiffes und seiner Umgebung mit Ammoniakdämpfen verpestet war. Alles rennt, flüchtet mit zugehaltener Nase treppauf und treppab; aber wo man sich hinwendet, ist die Sache noch schlimmer. Die Matrosen husten, pusten, nießen und schneuzen sich, und die an und für sich schon häßlichen Chinesen verziehen ihre Gesichter zu Fratzen von nie geahnter Abscheulichkeit, und lange dauert es, bis man sich von der „tränenreichen" Katastrophe erholt hat.

Den 20. Juni, morgens, durchfuhren wir das klippenreiche Südende des Roten Meeres, das sich dort rasch zur Straße Bab-el-Mandeb verengt. Herren dieser Straße sind natürlich — wie in Gibraltar — die Engländer. 1858 versetzten sie sich durch Handstreich in den Besitz der Insel Perim, welche inmitten der Straße liegt und ein hübsches, neues Fort, sowie einen Leuchtturm trägt. Die Gefährlichkeit dieser Passage bei Nebel demonstriren zwei unweit von einander gestrandete Dampfer; der eine streckt traurig die kahlen Masten, ein verrostetes Kamin und das Hinterdeck über den Meeresspiegel empor; der andere liegt als Wrack fast ganz auf dem Trockenen. Unser Schiff änderte den Kurs und fuhr direkt nach Osten, um abends halb 6 Uhr in der Rhede von Aden anzulegen. Es waren wieder die Engländer, welche früher als alle andern Mächte die Bedeutung des Punktes Aden für die Schifffahrt nach Indien erkannten und sich schon 1839 in den Besitz

dieſes Terrains ſetzten, um dort ein Kohlendepot zu haben. Eine weitere große Bedeutung gewinnt der Platz dadurch, daß aller Kaffee des benachbarten Mokka hier in den Handel und zu Schiff kommt.

Die Bucht von Aden iſt rings von mächtig hohen, grauſchwarzen Felſen eingerahmt, die alles und jedes Grüns entbehren. Die Verwitterungsprodukte dieſer Felſen und der angeſchwemmte Meerſand haben ein Terrain geſchaffen, welches die halb arabiſche, halb europäiſche Hafenſtadt trägt. Sie präſentirt ſich, vom Meere her geſehen, gar nicht übel; denn die engliſchen Kaſernen, Verwaltungsgebäulichkeiten und Spitäler, ſowie einige Hotels ſind große, blendend weiße Bauten mit mächtigen Kolonnaden, die ſich von dem grauſchwarzen Hintergrunde hübſch abheben. Aber das Auge vermißt eben ſchmerzlich das wohltätige Grün. Feuerrohre größten Kalibers ſchauen drohend nach allen Richtungen der Windroſe; ſtarke Feſtungsmauern erklimmen im Zickzack die höchſten Felſen und ſchließen das engliſche Beſitztum gegen Arabien ab. Da, wo eine zwiſchen die Felſen geſprengte Straße ins Innere des Landes und vorerſt in die zirka eine Stunde vom Meere entfernte arabiſche Stadt Aden führt, iſt ein ſtolzes Fort in die Mauern eingeſchaltet und jeder Paſſant hat im Hofraum der Feſtung zwiſchen den Augen engliſcher Wachtpoſten Spießruten zu laufen. So iſt eine Gefährdung des engliſchen Hafenplatzes von Seiten der Araber eine abſolute Unmöglichkeit.

Kaum lag unſer Schiff ſtill, ſo kam auf ausgehöhlten Baumſtämmen eine Menge nackter braunroter Jungen hergefahren, die ihr primitives Fahrzeug vermittelſt eines kleinen, abwechſelnd von der einen Hand in die andere wandernden Ruders mit erſtaunlicher Schnelligkeit vorwärts trieben. Die Wellen ſchlugen über den kleinen Meerfahrern zuſammen, aber im Nu war das eingedrungene Waſſer mit den Händen wieder ausgeſchöpft. Die muntern, lebhaft geſtikulirenden und ſtetsfort ſchreienden kleinen

Teufel befanden ſich offenbar in ihrem gewohnten Elemente und tauchten mit fabelhafter Sicherheit nach Geldſtücken, die ins Meer geworfen wurden. Oft ſchoſſen 6—8 gleichzeitig nach demſelben Punkte in die blaue Flut und man konnte deutlich mit den Augen verfolgen, wie ſich die braunen Leiber in einer Tiefe von 5—10 Fuß herumbalgten, um dann endlich puſtend und ſchnaubend wieder zum Vorſchein zu kommen, der eine als Sieger das Geldſtück im Munde zeigend. Am meiſten Bewunderung erregte ein zirka ſechsjähriger Junge, der ſein linkes Bein in der Höhe der Hüfte (durch einen Haifiſch) verloren hatte, aber mit ſeinem einzigen Beine gewandter zu tauchen und zu ſchwimmen verſtand, als alle andern. In rhythmiſchem Zuſammenklange riefen ſie unermüdlich im Chore: „à la mer, Oho! à la mer, Oho!“ u. ſ. w., bis ein herunter geworfenes Geldſtück dem Gekreiſch plötzlich ein Ende machte, gleichwie ein fallender Stein dem ohrzerreißenden Gequacke einer Legion von Fröſchen.

Am Laude beſtiegen wir einen der ſich uns aufdrängenden Wagen, ein lotteriges, gebrechliches Vehikel, gezogen von einer Schindmähre, deren einzige und höchſte Leiſtung berganf und bergab ein äußerſt gutmütiger Galopp war, und geführt von einem Araber, der hinter grinſendem Lachen ein rechtes Spitzbubengeſicht verbarg.

Wir fuhren bei eintretender Dämmerung nach Arabiſch-Aden. Die ſtaubige Straße führt zuerſt an gewaltigen Steinkohlendepots vorbei, dann in großen Windungen hinauf zur Höhe des Forts, paſſirt die Tore, die von einem engliſchen Soldaten geöffnet werden, und iſt dann zirka 80 Meter tief in die Felſen geſprengt, ſo daß ſie eine gewaltige, glühend heiße Hohlſchlucht bildet. Die ſenkrecht emporſteigenden Wände ſind oben durch eine nur von der Feſtung aus zugängliche Brücke verbunden. Nachher fällt die Straße raſch abwärts und ſenkt ſich zu dem Tale, in welchem Arabiſch-Aden ſteht. Nirgends ein Gräslein, nirgends ein Tropfen

Waſſer, keine Spur von Vegetation auf der ganzen Route. Es begegnen uns beladene Kamele, Araber, zu Fuß oder auf kleinen Eſeln trabend, verhüllte Weiber, zudringliche Straußenfedernverkäufer, türkiſche Soldaten, Beduinen, Neger mit waſſergefüllten Ziegenfellſchläuchen beladen u. ſ. w.

Bei Nacht kamen wir in der arabiſchen Stadt an (zirka 25,000 Einwohner) und hielten auf dem Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von ſchreienden Käufern und Verkäufern, Faullenzern und Buben durcheinander wogte. Bald waren wir umringt von einer Schar jener Blutſauger, die uns dann auch überall hin nachfolgten, ſich gegenſeitig in Betrügereien und Ueberforderungen unterſtützten und am Ende aller Enden, wenn ſie nichts ausrichteten, Stück für Stück ſchreiend und ſchimpfend zurückblieben. Immerhin war's noch ein nettes Häufchen, das uns beim Eintritt in ein arabiſches Café begleitete und uns erſt mit zudringlichen Liebenswürdigkeiten und — als nichts Klingendes dabei herauskam — mit der Kehrſeite traktirte. Der brave Kutſcher, mit dem ich ein Fahrgeld von 2 Dollars abgemacht hatte, benützte die Gelegenheit, zu erklären, daß wir 3 Dollars zahlen müſſen. Belehrt durch früher in Algier gemachte Erfahrungen ſagte ich ohne Weiteres zu, um Skandal zu vermeiden und um ja noch zur Zeit wieder in Aden-Hafen zu ſein; denn eine halbe Stunde Verzögerung konnte uns in die fatale Lage verſetzen, die Nacht hier zubringen zu müſſen, da die Feſtungspaſſage von 9 Uhr abends an unerbittlich geſchloſſen bleibt. Nach der Ankunft an unſerm Beſtimmungsort bezahlte ich dann die kontraktgemäßen 2 Dollars, wechſelte dabei mit dem wackern Roſſelenker einige Artigkeiten und lud den Schimpfenden ein, mit auf die Polizei zu kommen, was er aber unterließ. Uebrigens war die Rückfahrt wunderſchön; der Mond war unterdeſſen am Himmel aufgegangen und ſtund, als wir die Feſtung paſſirt hatten, gerade in der Lichtung des felſigen Hohlweges und beleuchtete die zu unſern

Füßen liegende Bucht von Aden, die weiße Brandung des Meeres, die geisterhaften Formen der dunkeln Felsen, welche das ganze Bild einrahmten.

In der Nähe von Arabisch-Aden befinden sich, in Felsen eingehauen, die sogenannten Tanks, kolossale, schon von den Römern erstellte, von den Engländern restaurirte und cementirte Wasserreservoirs, die terrassenförmig übereinander angebracht sind. Regen fällt in Aden nur alle 4 bis 6 Jahre einmal, dann aber in so kolossaler Menge, daß die Wasserbehälter sehr bald gefüllt sind und nun jahrelang für Tausende von Menschen und Vieh das zum Leben so wichtige Naß liefern können. Von morgens früh bis zum Untergang der Sonne erscheinen am Ausflusse dieser Tanks Karawanen von arabischen Lastträgern, welche das Wasser in Ziegenfellschläuche füllen und nach Hause tragen. Es ist ein großartiger Triumph menschlicher Kraft, daß auf einem Boden mit lauter lebensfeindlichen Verhältnissen eine jetzt sogar in starkem Wachstum begriffene Stadt sich entwickeln konnte.

Die Getränke werden in Aden von Europäern alle mit Eis genossen, das in gewaltigen Eismaschinen hergestellt wird und sehr billig ist. — Im British Indian Hotel war großartiges Konzert angekündigt; in Wahrheit spielte ein mehr als mittelmäßiges, aus österreichisch-böhmischen Musikern beider Geschlechter bestehendes Orchester in einem schwülen und unreinlich gehaltenen Saale ein miserables Programm herunter, wofür pro Person drei Franken bezahlt werden mußten. Im langsamsten Adagio erklang aus dem Munde einer in Schweiß gebadeten Sängerin das Gumbertsche „O bitt' euch, liebe Vögelein." Dazu wurde geseufzt, gegähnt, geschwitzt, schlechtes Bier für 2½ Franken die Flasche probirt, dann Sodawasser, und endlich auf unserm wenigstens straßenstaubfreien Schiffsverdecke Schutz vor Hitze und vor Mosquitos und andern Musikanten gesucht, aber nicht gefunden. Wir waren herzlich froh, als sich des andern Morgens

8 Uhr unſer Dampfer wieder in Bewegung ſetzte und ſchieden ohne alles Bedauern von Aden, dieſer Stadt in der Wüſte, und hatten erfahren, daß der Menſch mit ſeiner Kunſt und mit ſeiner Kraft allein wenig Schönes zu ſtande bringt, wenn nicht die herrliche Baumeiſterin Natur mithilft und ihre grünen Farben aufträgt.

Im Golf von Aden, zu deſſen Durchquerung wir zirka 25 Stunden brauchten, war das Meer noch ziemlich ruhig. Delphine ſpielten ſcharenweiſe in der Nähe unſeres Schiffes, und Tauſende von fliegenden Fiſchen ſchoſſen, durch den Schiffskiel und die lärmende Maſchine aufgeſcheucht, in die Luft, um nach einer Flugbahn von 10—50 Meter Länge wieder unterzutauchen oder ſich von der mit ausgeſpannten Flügelfloſſen geſchlagenen Waſſerfläche weiter zu ſchnellen. Hie und da fiel ein allzu ungeſtümer Flüchtling auf unſer Verdeck, wurde aber — nachdem wir ſeine zu flügelartigen Gebilden entwickelten Bruſtfloſſen durchmuſtert hatten — barmherzig dem naſſen Elemente wieder zurückgegeben.

Am Morgen des 23. Juni ſahen wir zur Rechten wieder die klippenreiche afrikaniſche Küſte; hier muß es geweſen ſein, wo vor vier Jahren der prachtvolle Meſſageriedampfer „Mecong“ auf ſeiner Rückfahrt von China im Nebel auffuhr und verſank. Die an unwirtſchaftliche Küſte geretteten Paſſagiere wurden geplündert, kamen aber mit dem Leben davon bis auf einen, welcher nachträglich dem Sonnenſtich erlag. Stolz und teilnahmslos durchſchnitt unſer Schiff die Wellen, vielleicht direkt über den Maſten ſeines verſunkenen Kollegen.

Unterdeſſen entwickelte ſich bei der Schiffsbemannung eine rührige Tätigkeit. Taue und Stricke wurden feſter angezogen und allzu bewegliche Gegenſtände gut verſorgt, andere ſorgfältig feſtgebunden. Auf der Tafel fanden wir den Violon aufgeſetzt, ein Netz von ſtramm angezogenen Stricken, zwiſchen welchen Teller, Gläſer und Flaſchen auch bei bewegter See ſichern Halt finden.

Der Kapitän erwartete im indiſchen Ozean, wo wir die ſchützende Mauer des afrikaniſchen Kontinents verlieren mußten, heftigen Wind. Sorgfältig wurden alle Lucken geſchloſſen und aus dem Schiffskörper ein gut abgeſchloſſener, hohler Raum geſchaffen.

Die verſprochene Briſe blieb nicht aus. Kaum hatten wir Cap Guardafui, den öſtlichſten Punkt des kahlfelſigen afrikaniſchen Feſtlandes, paſſirt und waren auf der Höhe der (noch von wilden Araberſtämmen bewohnten) Inſel Socotra angelangt, als ſie gewaltig von Südweſten her zu blaſen anfing. Unſer Schiff neigte ſich bedenklich auf die Seite und hob abwechſelnd Vorder- und Hinterteil in die Luft. Das machte anfangs Spaß. Die Damen kreiſchten, die Herren lachten. Die chaises longues flogen von einem Schiffsrand zum andern, oft ſamt den darauf ruhenden Beſitzern. Den guten Frankfurter ſchmiß es mit aller Gewalt gegen die eiſerne Schiffsbrüſtung, was letzterer nichts ſchadete, ihm aber eine tüchtige Beule zuzog. Mein lieber Reiſegefährte machte die nämliche Tour auf ſeinem Stuhl und kam mit dem Schrecken davon, während der Seſſel zerſchmettert wurde. Wer auf dem Verdeck herumgeht, wankt und balancirt wie ein Betrunkener und je nach der Neigung des Schiffes werden zierlich kleine und hüpfende Tanzſchrittchen gemacht oder aber mit alpenklubbiſtiſchen wuchtigen Schritten die Wirkungen der Schwere zu überwinden geſucht.

Der heftige Wind iſt uns günſtig; alle Segel ſind aufgehißt und unſer Schiff ſtürzt mit Pfeilgeſchwindigkeit in gewaltige Wellentäler, um ſich raſch wieder von einer nachfolgenden Welle in die Höhe tragen zu laſſen. Unſere mittlere Geſchwindigkeit beträgt jetzt 14,5 Knoten oder Seemeilen per Stunde (= 26 Kilometer = 5½ Stunden).

Unabhängig von dieſer lächerlichen Schiffsbewegung ſchreitet der chineſiſche General auf dem Verdeck einher; würdevoll behauptet er — während alle andern wanken — ſeinen gewohnten

militäriſchen Schritt und, die Hände auf den Rücken gelegt, ſeine ſtramme, ſoldatiſche Haltung. Plötzlich legt das Schiff auf die Seite. Das ändert die Situation; unter Zuhülfenahme der jetzt in der Luft herumſuchtelnden Arme wird ein Verſuch gemacht, in mühſamem Bergſteigerſchritt die Schiffsmitte zu erklimmen; während der größten Anſtrengung wechſelt das Schiff ſeine Lage und unſer General verfällt in einen trippelnd hüpfenden Gang und umarmt einen eben vorbeigehenden ſchmutzigen Chineſen, als ob er einen lange vermißten Freund wieder gefunden hätte. Der Tongkin erobernde Reporter — im Begriffe, einer Dame eine Artigkeit zu ſagen — macht eine unfreiwillige Bewegung, als ob ihn 'was geſtochen hätte; beim Verſuche, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, kommt ihm das Schiff zu Hülfe und er küßt — den Boden. Sogar der Schiffspoſthalter rutſcht mit der Geſchwindigkeit eines Knoten über das Verdeck, ſtolpert über ein Tauende und ſieht ſich — wie man ſo zu tun pflegt — entrüſtet um nach dem unbewußten Uebeltäter am Boden. Der Schreiber dieſer Zeilen muß ehrlich ſein und geſtehen, daß ihm und ſeinem Reiſegefährten auch nicht immer die Füße zu unterſt waren.

Bald wurde die Szene weniger lebhaft. Die Damen verſtummten; das fröhliche Lachen der Herren hörte man immer leiſer und ſeltener. Eines nach dem andern verduftete, bei Tiſche fehlte da und dort ein teures Haupt und wer da war, zeigte, mit Ausnahme der echten und eingefleiſchten Seeratten, ein bleiches Milchſuppengeſicht. Auch die Sektion Thurgau hatte einen Verluſt zu beklagen: „Was willſt du, D . . . . ., ſo trüb und ſo bleich?“ „„Mannhaft habe er ausgehalten bis zur zweiten Platte, dann aber ſei's nicht mehr gegangen““ Freilich verſicherten die meiſten Seekranken, ihr Uebel käme von dem miſerabeln Bier in Aden (auch ſolche die keines getrunken hatten), denn ſeekrank will niemand ſein. Aber der Berichterſtatter weiß das beſſer und das Meer war eben nachgerade ſo, daß auch gewohnte Meer-

reiſende, welche die Seekrankheit vorher nie gekannt hatten, unterlagen und für zwei Tage in ihren Kabinen verſchwanden. O Frankfurter! Warum haſt du dein ſechsfränkiges Univerſalmittel contre le mal de mer ins Rote Meer geſchmiſſen.

Auf Deck ſah's abends bedenklich dünn und blöde aus. Die meiſten Paſſagiere lagen krank zu Bette. Sogar dem jetzt verödeten und ſorgfältig in Teppiche ein- und feſtgebundenen Klavier war's unbehaglich im Leibe. Von Zeit zu Zeit, bei heftigen Windſtößen oder wenn eine Welle über Bord ging, ächzten ſeine Saiten in ſchauerlichen Diſſonanzen. Nur der fröhliche Frankfurter pfiff und ſang, aß und trank wie gewohnt, und auch Thurgau hatte ſeine katzenjämmerliche Stimmung vorüber.

Der holländiſche Hauptmann bewies eine auffallende, früher nie gezeigte Vorliebe für den Sternenhimmel und ſchien ihn, einſam über die Schiffsbrüſtung gelehnt, mit größter Aufmerkſamkeit zu betrachten, obſchon kein einziger Stern zu ſehen war. Ich habe aber bemerkt, daß er von Zeit zu Zeit ſein Haupt ſenkte und „unter der Hand" den dunkeln Wogen ſeine Naturbegeiſterung offenbarte. Da machte es ein älterer franzöſiſcher Zivilbeamter ſchon ungenirter. Er ſetzte ſich neben das Klavier, ſagte ſein Sprüchlein vor der Geſellſchaft offen heraus und ging nachher zu Bette. Das Sprüchlein hat ein unter ſolchen Umſtänden ſtets dienſtbefliſſener Matroſe ſchleunigſt wieder ausgewiſcht. — Genug davon! Geſunde Mitreiſende haben mich vor Jahren auch gehöhnt, als mir das Herz vor Seekrankheit in Stücke gehen wollte, und die Rache iſt ſüß und hier ja nicht ſo ſehr grauſam.

Sicher iſt, daß alle gegen das mal de mer empfohlenen Mittel nichts helfen. Der Körper, der vom feſten Lande auf den beweglichen Boden eines Schiffes kommt, muß ſich dieſem beweglichen Daſein akkommodiren, wie jeder andern ungewohnten Lebensbedingung. Der eine macht dieſen Angewöhnungsprozeß ſchnell durch, der andere langſam. Sicher aber kann man ihn

mit festem Willen und etwas Selbstüberwindung beschleunigen. Wer kontinuirlich liegt, wird allerdings lange nicht zu diesem Punkte gelangen, denn bei jeden Versuche, aufzustehen, wird ihm schwindlig und übel. Wer fastet, bricht, so bald er wieder etwas in den lange Zeit leer gebliebenen Magen bringt. Wer — was häufig empfohlen wird — übermäßig ißt und trinkt, um den Magen zu „zwingen", ist keinen Augenblick vor einer gewaltigen Explosion sicher. Wer aber nach wie vor seine gewohnte Tagestour zu machen sich bestrebt, von Zeit zu Zeit etwas kompakte, leicht verdauliche Nahrung zu sich nimmt, mit Vermeidung übermäßiger Anstrengungen seinem Körper doch die notwendige Bewegung verschafft, nicht bloß das Liegen, sondern auch das Stehen, Gehen und Sitzen probirt, der wird am raschesten Herr über das Uebel und gewöhnt sich am schnellsten an das Rollen und Schaukeln des Schiffes. Es ist — wie mir auch eigene Erfahrungen zeigen — unrichtig, betäubende Mittel (Morphium, Chloral) gegen die Seekrankheit zu geben, da dieselben, wenn sie auch für Momente von dem elenden Krankheitsgefühle erlösen, die Angewöhnungskraft schwächen und den Sieg über das Uebel immer weiter hinausschieben oder geradezu unmöglich machen.

Die Fahrt von Aden bis Colombo dauert 7 Tage. Die Entfernung beträgt 2092 Seemeilen, also zirka 800 Stunden. Die wichtigste Tageszeit ist für Reisende, die sich auf einer längern Meerfahrt befinden, die Mittagsstunde. Da wird die geographische Lage des Punktes bestimmt, an dem sich das Schiff eben befindet (was die Franzosen faire le point heißen); das Resultat wird mit Angabe der seit dem letzten Hafenplatze durchlaufenen und bis zum nächsten noch zu durchlaufenden Distanz als Schiffsbulletin veröffentlicht und ungeduldig erwarten gegen Mittag die Passagiere den Dienst tuenden Schiffsoffizier, der die Affiche zu machen hat.

Nachts wurde das Meer noch unruhiger als am Tag und jagte eine Welle nach der andern über Bord, so daß der Aufenthalt

auf Deck oft unmöglich war und man sich wohl oder übel in die hermetisch verschlossenen Kabinen verfügen mußte, um am Morgen als tausendfach hin- und hergerolltes, gerädertes Menschenkind vom harten Lager wieder aufzustehen, sofern die Seekrankheit diese Veränderung überhaupt zuließ. — Aber manch einer, der ahnungslos und sich wohl fühlend die horizontale Lage mit der vertikalen vertauschte, brachte es nur bis zu den Unterhosen und lag dann stöhnend und ächzend — ein rechtes Bild des Jammers, — wieder in seiner schmalen Schlaftrucke, die revolutionäre Kühnheit des Aufstandes büßend. Die Gewalt des Windes mag die Erzählung illustriren, daß ein starkes Segel am Hauptmaste wie Zunder mitten entzwei gerissen wurde. — Mitten im indischen Ozean verlor unsere Schiffsschraube einen ihrer riesigen Flügel, wobei wir einen gewaltigen Knall hörten. Das Ereignis blieb ohne schlimme Folgen. Die Maschine hatte dadurch nur mehr Arbeit, um das Schiff mit der frühern Schnelligkeit vorwärts zu bringen. — Aber hernach unterhielt man sich doch mit großer Lebhaftigkeit über die Eventualität einer Katastrophe und hörte von Schiffen erzählen, welche ein wegfliegender Schraubenflügel am Hinterteil getroffen, leck gemacht und zum Sinken gebracht hatte.

III.

Ankunft in Colombo (Ceylon). — Herrlicher Sonnenaufgang. — Einwohner der Insel. — Schönheit der singhalesischen Kinder. — Flora. — Buddhatempel. — Kaffeepilz. — Fahrt nach Singapore. — Straße von Malakka. — Imposantes Gewitter. — Meerleuchten. — Szenerie der malayischen Inselwelt.

Donnerstags den 28. Juni, abends halb 8 Uhr, tauchte endlich in weiter Ferne ein erlösender Schimmer auf — das Licht des Leuchtturmes zu Colombo. Das gab frisches Blut in die

Adern. Es wird überall gepackt und Toilette gemacht. Der nachläſſig gekleidete, ſeekränkelnde Schiffsmenſch verwandelt ſich in eine ſaloufähige Landratte und ſchwelgt im Gedanken an ein herrliches Bett im Gaſthof und an feſten Boden unter den Füßen. Geldwetten werden eingegangen; der Pilot, d. h. der von den jeweiligen Landungsplätzen dem Schiff entgegenfahrende Steuermann, der dasſelbe in den Hafen zu bugſiren hat, iſt Hauptgegenſtand dieſer Wetten: Zu welcher Minute wird er aufs Schiff kommen? Trägt er Schnurrbart oder nicht? Er hält eine brennende Cigarre im Munde, wettet der eine; er raucht kalt, der andere. — Wird er erſt den rechten oder den linken Fuß auf Deck ſetzen? Zum Unglück für die Teilnehmer an der letztern Wette ſprang der Pilot (der an einer Strickleiter am Schiffskörper in die Höhe klettert und über die Brüſtung ſteigt) mit beiden Füßen gleichzeitig ab.

Um 12½ Uhr nachts lag unſer dampfende Koloß endlich ruhig da und hatte zu keuchen aufgehört. Wir brachten die Nacht noch auf dem Schiff zu, wo aber vor Kohlenſtaub und Kettengeraſſel und dem Höllenſkandal der Kohlenträger keine Ruhe zu finden war.

Endlich kam er — der ſehnlichſt erwartete junge Tag. Majeſtätiſch erhob ſich die Sonne im Oſten und beleuchtete ein Panorama, welches das an die eintönige Unendlichkeit des Meeres und die öden Küſten Arabiens gewöhnte Ange in unbeſchreibliches Entzücken verſetzte. Vor uns lag das zauberhafte Eiland Ceylon, ein unabſehbarer grüner Wald von Palmen, hineingebettet die durch ihre großen weißen Magazine, Kaſernen und Adminiſtrationsgebäulichkeiten und die freundlichen europäiſchen Wohnhäuſer ſchon aus weiter Ferne ſichtbare Stadt Colombo.

In ſcharfen Umriſſen hob ſich die reichbewachſene Inſel ſchon in der Dämmerung am Horizonte ab; dann umgab ſie ein herrlicher goldener Saum, und alle die Lücken zwiſchen den Kronen

der Palmen und den Wipfeln gewaltiger Gummi- und Brodbäume ſchienen mit lebendigem Feuer ausgefüllt — ein unbeſchreiblich ſchönes Farbenſpiel mit dem mannigfachen Grün der Vegetation, den daraus hervortretenden ſchneeweißen Häuſern und dem tiefblauen, von Schiffen aller Art belebten Meere.

In wütender, brauſender Brandung wälzte ſich das Meer über den Hafendamm und in dem weißen Giſcht wurden die Strahlen der Morgenſonne in alle Farben gebrochen. Kaum aber war die Sonnenſcheibe am Horizonte ſichtbar, ſo änderte ſich auch das Bild. Die lebendigen Farbentöne wurden matter und ein feiner Dunſt verhüllte ſchleierhaft das ſchöne Naturgemälde.

Schon wimmelte die Umgebung unſeres Schiffes von Kähnen aller Form. Vor allen fallen die eigentümlichen ſinghaleſiſchen Boote in die Augen. Sie beſtehen aus einem ſchmalen, tief ausgehöhlten Baumſtamme; durch ſtarke Bambusbogen von zirka 1½ Meter Spannung mit ihm verbunden ſchwimmt im Waſſer, parallel zum Nachen liegend, ein ſolider Holzbalken, der dem letztern einen bedeutenden Halt gewährt und ein Umwälzen durchaus unmöglich macht. Oft ſchlagen die Wellen gänzlich über dem Fahrzeug zuſammen; aber es kann nicht ſinken, ſondern kommt immer wieder zum Vorſchein, und die nackten Inſaßen haben das eingedrungene Waſſer ſehr raſch mit den hohlen Händen wieder herausgeſchafft.

Für 1½ Rupien (zirka 3 Fr.) kontrahirten wir (Sektion Thurgau) mit einem blatternnarbigen Kahnführer und einige Minuten ſpäter betraten wir den Boden Ceylons. Ein Schwarm von ſchreienden Jungen, Kutſchern, Geldwechslern, Händlern, Hotelwerbern umgab uns ſofort und Auge und Ohr tauchten in ein verwirrendes Chaos von Bildern und Tönen. Als Blitzableiter und Führer engagirte ich einen kleinen, ſchwarzäugigen Buben, worauf die Maſſenbewerbung etwas nachließ. Immerhin klebten uns noch drei weitere an den Ferſen und wetteiferten

im Demonſtriren von Sehenswürdigkeiten, bis wir uns durch einen Wagen ihrer läſtigen Geſellſchaft entzogen.

Ceylon (das Trapobane der Alten, Singhala der Hindoſtaner) mit ſeinen fruchtbaren Geſtaden, ſeinen elefantenreichen Wäldern und ſeiner ſchönen Gebirgswelt im Innern wäre wohl im ſtande, einen Reiſenden wochenlang zu feſſeln. Uns blieben leider nur wenige Stunden, in denen wir einen Blick in dieſes Paradies werfen konnten, gerade genug, um große Sehnſucht nach „Länger und Mehr" zu erwecken. Die Inſel hat einen Flächeninhalt von 63,000 Quadratkilometer, iſt alſo 1½ mal ſo groß als die Schweiz. 1507 von den Portugieſen erobert, kam ſie ſpäter in holländiſche Hände, bis ſie im Frieden von Amiens den Herren der Welt, den Engländern, zugeſprochen wurde. Seither iſt ſie engliſches Kronland geblieben und ſteht mit dem indiſchen Kaiſerreiche in keiner adminiſtrativen Verbindung. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 2½ Millionen. In den ungelichteten Wäldern leben zurückgezogen die jagdtreibenden Ureinwohner, die Veddas, die aber nur noch in ſpärlicher Anzahl (zirka 8000) vorhanden ſind und ſich durch Sprache, Sitten und Schädelbildung von allen andern Bewohnern der Inſel durchaus unterſcheiden. Sie gehen faſt nackt, treiben mit den Nachbarn einen ſtummen Tauſchhandel und erwerben ſich von dieſen gegen Elfenbein und Wachs Geräte, wie ſie unſere Vorfahren in der Eiſenzeit gebrauchten. Mitten unter vielweiberiſchen Völkern lebend, halten ſie ſtreng auf die Ehe mit einem Weibe und haben das Sprüchwort: Der Tod allein kann Mann und Frau ſcheiden. Dieſelbe auffallende Erſcheinung der ſtrengen Monogamie traf ich ſ. Z. auch bei den Kabylen Algiers.

Durch eine vor zirka 3000 Jahren von Indien her erfolgte Invaſion bildete ſich der jetzt der Zahl nach auf der Inſel Ceylon dominirende Stamm der rotbraunen Singhaleſen. Daneben findet man aber noch ein beträchtliches Kontingent von Indiern (namentlich

der malabariſchen Küſte), Bengaleſen, Malayen, Mohren, Kaffern und arabiſchen Mohammedanern. So geſtaltet ſich das Leben auf den Straßen Colombos zu einem überaus maleriſchen und bunten und wie in einem Kaleidoſkop drängen ſich jetzt die verſchiedenen hübſchen Straßenbilder und Racentypen in meiner Erinnerung an einander vorbei.

Da iſt der rotbraune Singhaleſe mit ſeinem pechſchwarzen langen Haare und den oft wahrhaft klaſſiſch ſchönen Geſichtszügen. Die meiſt großen Geſtalten zeigen weiche, ſchöne Körperformen und Apollo hätte im Paradieſe Ceylon manchen Konkurrenten gefunden. Aeußerſt originell iſt ihr Fuhrwerk, ein hölzerner, zweirädriger, federnloſer Karren, dachſtuhlartig gedeckt und gezogen von einem oder zwei Stieren, welchen das ſchwere, hölzerne Joch quer über den Nacken gelegt iſt; es findet nach rückwärts ſeinen Halt an einem großen kamelhöckerartigen Buckel auf der Wirbelſäule, den alles Zugvieh auf Ceylon ohne Ausnahme trägt. Derſelbe beſteht größtenteils aus Fett und wird von den Eingebornen als Leckerbiſſen geſchätzt. — Beim Anblick der ſo gebauten Tiere drängt ſich der Gedanke auf, es möchte dieſer Höcker auf dem Wege der Anpaſſung ſich gebildet haben, ſo zwar, daß unter der beſchriebenen Anwendungsweiſe des Joches im Verlaufe der Jahrtauſende das eigentümliche Gebilde allmälig entſtanden iſt und ſich endlich kontinuirlich vererbt hat. — Der Wagenlenker hockt mit gekreuzten Beinen hinten auf der Deichſel und treibt ſein Tier durch Kneifen und Drehen des Schwanzes zu raſcherem Laufe an.

Eine ſchöne Erſcheinung iſt das ſinghaleſiſche und indiſche Weib. Die ſchwarzen Augen ſchauen feurig in die Welt hinein; die üppigen Haare ſind in einen Knoten geſchlungen oder hängen frei herunter. Ein leichter, anmutig umgelegter Ueberwurf deckt loſe den Oberkörper, während der Sarong die Hüften bekleidet. Hand- und Fußgelenke ſchmücken vergoldete Spangen und auch

das arme Weib trägt in Ohren und Naſenflügeln goldene Ringe oder Plättchen, die nach Art von Manſchettenknöpfen eingefügt ſind.

Aber das Schönſte und Lieblichſte unter der ganzen Bevölkerung ſind die Kinder. Nirgends habe ich ſo prächtige Kindergeſichtchen geſehen, wie auf Ceylon. Da patſcheln ſie nackt, höchſtens eine bunte Kette um den Hals und metallene Reife um die runden Fußgelenke und Aermchen, vor den Häuſern herum und verſtehen es, in ſo naiv köſtlicher Weiſe und ohne alle Zudringlichkeit zu betteln, daß auch das engſt geſchloſſene Portemonnaie gerne von Zeit zu Zeit ſich auftut. Augen haben ſie wie große, ſchwarze Kirſchen, krauſe Locken von Ebenholzfarbe, die immer und immer wieder, ſo oft ſie auch zurückgeſtrichen werden, über die lieblichen Geſichtchen herunterhängen; Grübchen in den runden Backen, kugelrunde Glieder und eine wahrhaft graziöſe Anmut in allen Bewegungen.

Aber wehe dir, wenn du es wagſt, koſend mit deiner Hand durch den wilden Lockenkopf zu fahren. Es iſt ein kleines Tierchen, das dir im Nu dein Ideal zerſtört und dich erſchrocken und ekelnd zurückfahren läßt. — Laus, du gemeines Vieh! Was wagſt du es, dieſes Engelsköpfchen zum Garten deiner Lüſte zu machen? Unabläſſig wandern die kleinen Häudchen kratzend auf dem Kopf herum, übrigens bei alt und jung, und vor vielen Häuſern ſieht man Gruppen, die ſich in menſchenfreundlicher Teilnahme gegenſeitig ihre Peiniger dezimiren. Der Vater laust der Mutter, die Mutter dem Vater, und dem unglücklichen Großvater, der zu ſchwach iſt, um Kokosnüſſe und Bananen zu Markt zu tragen, bleibt es vorbehalten, die Köpfe ſeiner 12 bis 15 Enkel und Enkeliunen zu durchmuſtern.

Wie die Köpfe, ſo ſind auch die oft elenden Hütten der Singhaleſen voll Ungeziefer, und das Wauzerl iſt noch der unſchuldigſten eines, das dort vorkomnt.

Einen überaus komiſchen Eindruck machen die Eingebornen

und namentlich Mischlinge, welche (zum Teil zum Christentum bekehrt) auch in der Kleidung und dem äußern Auftreten ihre Annäherung an die Europäer zeigen wollen. Den Reifrock, den ich längst in der Welt ausgestorben wähnte, sah ich unter diesen Leuten noch in schönster Blüte. Man kann sich keine größere Karrikatur denken, als eines dieser gelbhäutigen Weiber, das in weißem, groß karrirtem oder blumig bedrucktem Kleide, mit ungeheurer Krinoline — so zwar, daß unter der pendelnden Glocke die breiten Füße noch bis über die Knöchel sichtbar sind — und einem kokett kleinen, mit alten künstlichen Blumen schwer belasteten Hute einherstolzirt, oder einen barfüßigen Mann, dessen mit lottriger, zerrissener Hose und einem europäischerseits abgedankten, verkommenen Rocke bekleideten Körper eine anderthalb Fuß hohe schäbige Angströhre krönt.

Wer etwa im Begriffe war, für singhalesische Frauenschönheit zu schwärmen, wird bedeutend ernüchtert durch die Wahrnehmung, daß auch die Weiber ohne Ausnahme, wie die Männer, die absurde Gewohnheit des Siri-Kauens haben. Siri ist ein Gemenge von Arekanuß, Kalk und dem Blatte des Betelstrauches; ein bohnen- bis nußgroßes Quantum dieser ziemlich kompakten Masse wird in den Mund geschoben; Zähne und Lippen werden dadurch schmutzig rot gefärbt und alle Augenblicke erfolgt eine Explosion einer rotbraunen Flüssigkeit, welche die unappetitliche Paste im Munde zusammenzog. Zudem erscheint die eine Wange durch den Sirikollen wie durch eine Geschwulst aufgetrieben — das jammerhafte, schiefe Bild des Zahngeschwürs.

Man verzeihe diese ernüchternden Bemerkungen zu dem Loblied auf die singhalesische Schönheit.

Um so reiner und ungetrübter ist der Genuß, den die Natur bietet. Um möglichst viel davon zu sehen, unternahmen wir eine Fahrt nach einem zirka 3 Stunden von Colombo entfernten großen Tempel des Buddha. Der Weg war herzlich holprig und schlecht,

der Wagen dito, ſo daß wir ſehnlichſt nach Luftkiſſen verlangten. Er führte uns erſt zirka eine Stunde lang durch Eingebornen-Quartiere, deren hervorragendſte Eigenſchaft nicht die Reinlichkeit iſt. Aber die ſchlechteſte Hütte ſteht in einem kleinen Paradieſe und iſt beſchattet von den Kronen der Palmen, während Piſang, Mangobäume, Limonen, Ananas u. ſ. w. dem Adam und der Eva und ihren Kindern ungeſorgte Nahrung liefern. Die Natur gibt ſich alle Mühe, die verlotterten Wohnungen, die herumliegenden Abfälle und andere Spuren menſchlicher Trägheit und Gleichgültigkeit unter ihrem friſchen Grün zu verbergen. — Der Weg führte uns weiter über eine große Schiffsbrücke, welche die beiden Ufer eines breiten Fluſſes verbindet. Der Ausblick von dieſer Brücke iſt herrlich: Kaum haben die Ufer Platz genug für die erdrückende Menge von gigantiſchen Laubhölzern, Bambuſſen, Palmen und Pflanzen aller Arten; das Laubwerk der erſtern drängt ſich in einer Höhe von 100 und mehr Fuß überhängend weit hinein gegen die Flußmitte, während zwiſchen den Stämmen Sträucher und gewaltige Schlingpflanzen urwaldähnlich die Lücken ausfüllen. Die Perſpektive nach beiden Seiten des Fluſſes, der ſich in der Ferne durch eine Krümmung dem Auge entzieht, iſt herrlich und ich habe noch wenig Schöneres geſehen, als dieſe majeſtätiſche, von üppigem Grün beiderſeits eingerahmte Waſſerader.

Auffallend iſt in Colombo und Umgebung, wie überhaupt im größern Teile von Ceylon, der Reichtum an Blumen, die ich in anderen tropiſchen Ländern, z. B. auf Java, ſehr vermißte. Auf der ganzen Fahrt drangen berauſchende Düfte von Jasmin, Zimmt, Zitronenblüten u. ſ. w. zu unſern Naſen, die ſeit Wochen nichts als Schiffsküche- und Kajütendunſt genoſſen hatten.

Der Tempel des Buddha, den wir beſuchten, ſteht auf einem kleinen Hochplateau, zu welchem man auf einer gewaltigen terraſſenförmigen Treppe gelangt. Es iſt ein möglichſt unſchönes, wunderliches Bauwerk, das aus verſchiedenen Gebäuden und Säulen-

gängen besteht und hauptsächlich durch seine Kolossalität sich auszeichnet. Im zentralen Haupttempel befindet sich eine liegende Statue des Buddha, ein fürchterliches Machwerk von gewiß 17 bis 18 Meter Länge. Gefärbte Reliefs an der Wand stellen Episoden aus dem Leben des königlichen Religionsstifters dar und sind, wie auch der Tempel, etwa zweitausend Jahre alt. Es sind traurige, fratzenhafte Figuren, gar nicht zu vergleichen mit den Skulpturen alt-indischer Kunst. Die Spitzbuben von Aufsehern oder Priestern, die uns herumführten, hielten uns, nachdem sie ein großes Trinkgeld eingesteckt, noch eine „heilige" Geldblechbüchse entgegen und bedeuteten eindringlich, daß wir da etwas hineinlegen müßten. Auf diesen Leim gingen wir aber nicht, sondern zogen uns zurück, ohne dem Buddha, resp. seinen bescheidenen Dienern, ein weiteres Opfer dargebracht zu haben.

Verfolgt durch einen Schwarm von schwarzen Buben und Erwachsenen, von welchen jeder etwas zu zeigen, jeder eine Blume zu spenden, eine Türe zu öffnen, oder einen — wenn auch noch so kleinen — Stein aus unserem Wege zu räumen hatte und Geld dafür haben wollte, retteten wir uns nach unserm beweglichen Zufluchtsorte und rollten unter Palmen und beschattet von mächtigen Bäumen auf einem etwas andern Wege nach der Stadt zurück, wobei Hunderte von fremden Bildern und ungewohnten Eindrücken an uns vorüber gingen: das schwer mit Früchten beladene singhalesische Weib, dessen Gemahl und Gebieter unbelastet und träge nebenher schreitet; der turbanumwundene dunkelfarbige Kling; der Bengalese, der seinen spindeldürren schwarzen Leib nur in einen weißen Fetzen geschlagen hat, und unverdrossen seine entblößte Stirne den glühenden Sonnenstrahlen preisgibt; singhalesische Dörfer mit ihren gebrechlichen, auf vier Palmstämme gebauten und mit Blättern gedeckten Hütten, vor welchen die Bewohner ihre verschiedenen häuslichen Arbeiten verrichten, Taue flechten, kochen, Früchte sortiren ꝛc.; Gruppen von malayischen Weibern, die plaudernd

im Schatten einer Palme ſtehen; ſpielende und ſchlafende, lachende und weinende Kinder; bügel- und zügelloſe Reiter, die ihren kleinen Tieren ſo nachläſſig und faul als möglich hinten auf dem Schwanz ſitzen; Waſſerträger; auf der Straße raſirende Neger; badende Weiber und Kinder; der Markt mit ſeinem inſernaliſchen Lärm, ſeinen keifenden Händlern und feilſchenden Käufern und den hunderterlei Früchten und tropiſchen Erzeugniſſen anderer Art, und bei der Annäherung an die europäiſche Stadt engliſche Soldaten, ganz in Weiß gekleidet, einen Miniaturſpazierſtock zwiſchen den Fingern balancirend, europäiſche Geſchäftsleute, die Manilla im Mund, bequem in ihren Wagen zurückgelehnt u. ſ. ſ., und über all dem bunten Leben und Gewühle ein wolkenloſer Himmel, aber auch eine ſengende Sonne, die nachgerade Energie und Gedanken lähmte und uns ſehnſüchtig nach unſerm von kühler Seebriſe umfächelten Schiffe hinausblicken ließ.

Trotzdem unternahmen wir noch zu Fuß einen längern Spaziergang durch die mehr europäiſchen Quartiere, bewunderten die ſchönen, oft ganz ariſtokratiſchen Häuſer, die herrlichen Gärten und öffentlichen Promenaden, die maſſiv ſteinernen, aber luſtigen Kaſernen und beſahen uns das den Hafen beherrſchende, von Kanonen ſtrotzende Fort, aus welchem eben eine donnernde Salve abgegeben wurde zur Begrüßung eines nach Tongkin beſtimmten franzöſiſchen Kriegsdampfers.

Die Stadt Colombo enthält über 100,000 Einwohner und iſt wohl der größte Handelsplatz auf Ceylon, deſſen koſtbare Produkte, Kaffee, Elfenbein, edle Holzarten, Gewürze, Reis u. ſ. w., größtenteils dorthin zu Markte gebracht werden. Eine gewaltige Kalamität traf die ſonſt glückliche Inſel durch die Kaffeekrankheit; ſie wird verurſacht durch einen Pilz (Hemileia vastatrix), der ſich an der untern Seite der Blätter des Kaffeebaumes entwickelt und das Blatt und damit auch die Ertragsfähigkeit des Baumes ruinirt. Die letzte Kaffee-Ernte lieferte infolge deſſen nur $^1/_{70}$

des früheren Ertrages. Auch auf Java zeigt sich die Krankheit, wenn auch noch nicht im gleichen Maße. Sie beginnt mit punktförmigen, gelblichen Verfärbungen an den Blättern, welche sich rasch verbreiten und in kurzer Zeit das Blatt saftlos und dürr machen. Alle bisher angewendeten Mittel, z. B. Bespritzen der Plantagen mit verdünnter Carbollösung, sind nutz- und machtlos.

Um halb 12 Uhr kehrten wir auf unser Schiff zurück, dessen Abfahrt um 12 Uhr stattfinden sollte. Sie erfuhr aber eine Verzögerung um eine Stunde, da die Süßwasser-Reservoirs noch nicht gefüllt waren. Aus großen Wasserschiffen wurde das kostbare Naß durch lederne Schläuche herübergepumpt und per Tonne (20 Zentner) mit 25 Fr. bezahlt. Es mag auch dann und wann ein Schweißtröpfchen der am Pumpwerk beschäftigten Neger mitgelaufen sein; aber daran denkt der dürstende Schiffspassagier nachher nicht mehr.

Endlich ertönte der uristierartig brüllende Pfiff zur Abfahrt; unsere dreiflügelige Schraube peitschte wieder die salzige Flut und wir entfernten uns mehr und mehr von der feenhaften Insel, an welcher der Blick noch lange sehnsüchtig hängen blieb. Da wir parallel der Westküste nach Süden fuhren, verloren wir sie bis abends nicht aus den Augen, und sahen bei einbrechender Dämmerung Point de Galle, die früher von allen Postschiffen angelaufene Hafenstadt, und vorher in nebelhafter Ferne den Gipfel des berühmten 2250 Meter hohen Adamsberges; nach der Sage hat dort der Fuß des Buddha (nach christlicher Ueberlieferung derjenige Adams) einen sichtbaren Eindruck hinterlassen. Ein buddhistischer Tempel deckt die heilige Stätte.

Von Singapore, dem Ziele unserer Fahrt, trennte uns noch eine Entfernung von zirka 1300 Meilen. Das Schiffsbulletin vom 1. Juli lautete:

Distance parcourue: 330 m. Latit. 5o, 20', 15".
„ à parcourir: 969 m. Longit. 87o, 16', 35".

Wir rechneten aus, daß wir zufolge unſerer öſtlichen Lage die Sonne 6 Stunden und 40 Minuten früher aufſtehen ſehen als unſere Angehörigen zu Hauſe, und daß ſie vielleicht eben erſt die höchſten Gipfel unſerer lieben Schweizerberge morgenrot vergoldet, während ſchon brennend heiße Strahlen faſt ſenkrecht auf unſere Häupter fallen.

Am 2. Juli, gegen Abend, kam eine ſchön grüne, gebirgige Inſelwelt zum Vorſchein, die nördlichen Vorpoſten von Sumatra. Eine dieſer kleinen bis hinab zum Meeresſpiegel dicht bewaldeten Inſeln trägt in einer Waldlichtung den holländiſchen Leuchtturm, welcher die Einfahrt in die Straße von Malakka bezeichnet. Der ſchlanke weiße Turm auf der grünen Waldwieſe — nebenan ein freundliches Wohnhaus für den Wächter und ſeine Familie — bildet ein hübſches Miniaturgemälde im gewaltigen Rahmen des tiefgrünen Ozeans. Bald erſchienen auch die Bergſpitzen von Atſchin, dem nördlichen Teile von Sumatra, und eine Zeit lang ſahen wir deutlich die ſanft abfallenden, größtenteils noch mit Wald bedeckten Ufer, hie und da auch eine Lichtung mit menſchlichen Anſiedlungen und ein aufſteigendes Räuchlein. Wer mochte glauben, daß hinter dieſem friedlichen Naturgemälde ſeit Jahren blutiger Kampf gewütet habe und neuerdings wieder erbitterter als je geführt werde. Die Atſchineſen wehren ſich tapfer für ihre Freiheit; man muß ſie deshalb bewundern und kann nicht ohne Sympathie daran denken, wie ſie immer und immer wieder die ihnen aufgedrängte holländiſche Herrſchaft abzuſchütteln ſuchen, ſo ungleich auch der Kampf iſt, den ſie mit europäiſch bewaffneten und inſtruirten Soldaten zu führen haben. — Die Holländer ſprechen mit Begeiſterung von der Zeit ihrer Befreiung vom ſpaniſchen Joch, als der glorreichſten Periode ihrer Geſchichte, und dem damals erwachten Freiheitsgefühl und nationalen Bewußtſein. Aber iſt's denn etwas anderes, das den Atſchineſen, dieſem urwüchſigen Bergvolke, die Waffen in die Hand gibt?

Die Nacht vom 3. auf den 4. brachte uns ein mächtiges Gewitter. Noch um 9 Uhr abends überdeckte die Welt ein Sternenhimmel von nie gesehener Pracht. Wie ein feuriger Strom, der sich in zwei Arme teilt, floß die Milchstraße zwischen den Tausend und Tausenden von Sternen, welche nicht, wie im Norden, ein funkelndes, sondern ein planetarisch ruhiges Licht auszustrahlen scheinen. Das südliche Kreuz und der große Bär, diese auffälligsten Vertreter beider Hemisphären, waren gleichzeitig zu sehen. — Bald erfolgten geräuschlose, aber mächtige elektrische Entladungen am östlichen und westlichen Horizonte. Alle paar Sekunden wurde die Nacht zum unheimlich grellen Tage und unser Schiff glitt geisterhaft über die dunkle Meeresfläche.

Bald sammelten sich schwarze Wolken rings am Horizonte und schoben sich schwerfällig gegen das Himmelsgewölbe vor; das letzte Sternlein verschwand hinter dieser dichten Mauer und rabenschwarze Nacht deckte die Erde. Das Meer sah aus wie Tinte, zeigte aber, wo der dunkle Flüssigkeitsspiegel bewegt wurde, die herrliche Erscheinung des Meerleuchtens. — Der Schiffskiel schien flüssiges Feuer zu schneiden, und wenn man näher zusah, waren es Milliarden von leuchtenden Punkten, welche diese Erscheinung bewirkten und oft, wie Funken einer Esse, nach allen Seiten auseinander sprühten und die schwarze Meeresfläche für Augenblicke und auf kurze Strecken zum herrlichsten sternenbesäeten Teppiche machten. — Die Ursachen dieses Phänomens sind, wie die naturwissenschaftliche Untersuchung nachgewiesen hat, Infusorien, welche bei einem gewissen elektrischen Zustande der Luft zu leuchten beginnen, sobald das Medium, indem sie sich befinden, also das Meerwasser, bewegt wird. — Ein ins dunkle Meer geworfener Gegenstand brachte sofort unzählige dieser unsichtbaren Wesen zum Leuchten und verwandelte die tintige Flut wie durch einen Zauber in sprühendes Feuer.

Aus dem dichten Gewölk entlud sich nach Mitternacht ein

furchtbares Gewitter. Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag. Rechts und links vom Schiffe schien's einzuschlagen und halb betäubter Sinne lag oder saß man da, ergriffen von dem großartigen Naturschauspiele. Unser Schiff mußte mehrere Male anhalten, weil der Kurs nicht verfolgt werden konnte. — Endlich erlahmte die Gewalt in einem tropischen Regen und in wenigen Minuten waren die Wolken als Wasser auf die Erde gekommen und freundlich — wie vorher — leuchteten die Sterne und die eben aufgehende Mondsichel auf uns hernieder.

Der 4. Juli, der letzte Tag unserer Fahrt, brachte ein überraschendes, schönes Bild nach dem andern: Die Straße von Malakka wird enger und enger; gegen Osten sieht man die Küste der Halbinsel mit der Stadt gleichen Namens, die in englischem Besitze ist. Dann führt der Weg durch eine wunderbar schöne, reiche, grüne Inselwelt; immer tauchen neue, schönere, üppiger bewachsene Eilande auf; oft scheint die Vegetation direkt dem Meere zu entsprießen. Bald sieht man auch im Schatten von überhängenden Baumkronen und Palmen malayische Dörfer, Pfahlbauten, deren Bewohner mit Fischen, Netzeflechten u. s. w. beschäftigt sind. Schon ist auf einem noch ziemlich weit entfernten und durch vorgeschobene Inseln zum Teil noch verdeckten Hügel der Flagstaff von Singapore sichtbar, an dessen riesigem Maste die ankommenden Schiffe durch Aufhissen der verschiedenen Flaggen signalisirt werden. Unser Schiff windet sich, vom Piloten gelenkt, zwischen einzig schönen, durch kleinere, aber stets grüne, hügelige Inseln gebildeten Coulissen durch, und plötzlich liegt vor unsern Augen die Rhede von Singapore, von Schiffen aller Nationen besetzt, und eingerahmt von Docks und Lagerhäusern und den durch kleinere Landzungen von einander getrennten Anlegeplätzen und Quais der verschiedenen hier verkehrenden Dampfschifffahrtsgesellschaften. — Schon erkennen wir unter der am Ufer stehenden bunten Menge einen lieben Bekannten, Herrn M. aus St. G.;

Tücher wehen durch die Luft; langsam nähert sich unser Schiffskoloß dem ins Meer hinaus gebauten hölzernen Steg; die Brücke wird gelegt und eine Minute später drücken wir unserm Kompatrioten die Hand und bringen ihm die neuesten Grüße und Nachrichten aus dem lieben Vaterlande, erzählen von dem herrlichen Frühling, den wir dort erlebt und den guten Aussichten, welche das Jahr erlaubt, das will's Gott unserm Bauernstande wieder auf die Beine hilft, von der Landesausstellung u. s. w. u. s. w.

Ein bequemer Wagen führte uns nach Lady Hill, unter dessen gastlichem Dache wir vorerst vergaßen, daß eine Entfernung von verschiedenen tausend Stunden uns von der teuren Heimat trennte.

IV.

Lady Hill auf Singapore. — Sprache der Malayen. — Sehenswürdigkeiten in Singapore. — Malayische Pfahlbauten. — Europäischer Durst in den Tropen. — Vaterländische Abende in der Fremde. — Jagdvergnügen. — Unerwartetes Zusammentreffen mit einem Genossen der Jugend. — Innerlicher Zwiespalt.

Lady Hill, du herrlich grüner, freundlicher Hügel, du liebliches, stilles Tusculum, zu dessen schattigen Veranden der sinnenbetäubende Lärm der Stadt und das Getriebe der Welt nicht dringen, sei mir gegrüßt! Wie schön bist du mit deinen stolzen Palmen, deinen weiten Rasenplätzen, deinen dichtbelaubten Frucht- und ehrwürdigen Waringinbäumen, in deren Laubwerk unermüdlich und nie durch eine rohe Hand gestört ganze Scharen buntbefiederter Sänger eine endlose Symphonie aufführen, während Blumen und duftende Sträucher den Spielplatz einer Legion von Schmetterlingen bilden. Wie freundlich grüßt aus all dem Grün heraus mit seinen weißen Säulenreihen und luftigen Veranden

das ſchöne Haus, deſſen fürnehmſter Schmuck eine Gaſtlichkeit iſt, wie man ſie in Europa nur ſelten in gleichem Maße findet. Der ſie ausübt, iſt ein mir befreundeter Kompatriote, deſſen Wiege nicht weit von der meinigen ſtand. Leider mußte er am Tag nach meiner Ankunft in Singapore aus Geſundheitsrückſichten nach Europa verreiſen; aber die Rolle des liebenswürdigen Gaſtwirts übernahm in ſeinem Auftrage Herr R . . . . aus Biſchofszell, der den Leſern der „Thurgauer Zeitung“ durch die Beſchreibung ſeiner Reiſe-Erlebniſſe im Orient bekannt iſt. („Von Alexandrette nach Aleppo.“)

Unter dem gaſtlichen Dache Lady Hills alſo ſitze ich, nachdem ich von einer dreiwöchigen Tour auf Java zurückgekehrt bin, und finde endlich Zeit, meine Erlebniſſe niederzuſchreiben. Aber nur mit Mühe läßt ſich das Auge auf das tote Papier bannen, wo das Leben und Weben der Natur es in herrlichſter Form umgibt; und manches Erlebte blaßt in der Erinnerung etwas ab gegenüber den überwältigend ſchönen Eindrücken der Gegenwart.

Ein erfriſchender Regen, wie er in Singapore faſt jeden Tag fällt, hat die Luft etwas abgekühlt und man atmet mit einer Leichtigkeit, die den Europäer vergeſſen läßt, daß er in der Nähe des Aequators ſich befindet. Von meiner Veranda aus ſehe ich tropiſche Rieſenpflanzen und Coniferen der gemäßigten Zone dicht nebeneinander; Heinrich Heines träumender Fichtenbaum und trauernde Palme haben hier ihre Sehnſucht geſtillt und ſich zuſammengefunden. — Schön belaubte Fruchtbäume, Wellingtonien, auſtraliſche Nadelhölzer, Fächer-, Sago-, Areka-, Kokosnußpalmen, blühende und Früchte tragende Kaffeebäumchen, rieſenmäßige Orchideen wunderlieblichſter Form, den Baumſtämmen als Paraſiten aufſitzend, Ananas, Tapioka, die ſchönſten Begonien und Crotonpflanzen beleben den paradieſiſchen Hügel und bilden Gruppen, an denen ſich das Auge weidet. Ueberall iſt die kunſtſinnige und naturfreundliche Hand des Beſitzers zu

erkennen, welcher ſich durch 16 Gärtner ſein Eldorado pflegen und in Ordnung halten läßt. Ein ganz beſchränkter Teil des Hügels iſt noch mit Djungle, wildem urwaldähnlichem Geſtrüpp, bedeckt; dort befindet ſich ein kleiner Teich, welcher den ſtolzen Namen Vierwaldſtätterſee trägt; eine nebenan liegende Erhöhung, die mit drei Sätzen zu erſteigen iſt, heißt natürlich der Rigi. Ich freue mich darüber, wie überhaupt über jeden Beweis von Anhänglichkeit und lebhafter Erinnerung auswärtiger Schweizer an unſer liebes Vaterland.

Von Lady Hill aus erblickt man nach allen Seiten andere teils zu Gärten umgewandelte, teils noch mit Djungle bedeckte Hügel, welche Europäer ſich zum Wohnſitze auserwählt haben. Dieſe Hügelformation erſtreckt ſich über die ganze, zirka 9 Quadratmeilen große Inſel Singapore und auch alle die benachbarten kleinen und kleinſten Inſeln ſind nicht flach, ſondern erheben ſich als grüne Berge aus dem Meere, auf welche Weiſe die ſchon erwähnten verborgenen Buchten und die oft ganz herrlichen Veduten entſtehen. Noch vor 70 Jahren war Singapore ein unbekanntes malayiſches Fiſcherdorf; den eben aufblühenden Handel mit China und Japan vermittelte Batavia, die Hauptſtadt Javas, das damals vorübergehend in engliſchen Händen lag. Als aber Java im Wiener Frieden den Holländern wieder zugeſprochen wurde, beſchloß der frühere Generalgouverneur, Sir Stamford Raffles, aus Singapore, deſſen günſtige Lage er ſofort erkannte, einen Konkurrenzhafen für Batavia zu machen. England kaufte die Inſel vom damaligen Beſitzer, dem Rajah von Johore, und ſchuf einen Freihafen, welcher ſeither zu einem Zentrum des Welthandels geworden iſt. Das Singapore der Jetztzeit zählt 140,000 Einwohner, worunter allerdings 87,000 Chineſen, 22,000 Malayen, zirka 20,000 Menſchen anderer Racen und nur 2700 Europäer (einſchließlich der engliſchen Garniſon). Im vergangenen Jahr betrug der Export zirka 290 Millionen Franken, der Im-

port zirka 350 Millionen, welche Zahlen am beſten ein Bild von der Handelstätigkeit der Stadt geben.

Vom Feſtlande, der Halbinſel Malakka, wird Singapore durch eine Meerenge getrennt, die ſo ſchmal iſt, daß ſie z. B. durchaus keine Abwehr gegen Tiger bildet. Sie ſchwimmen mit Leichtigkeit herüber, werden aber durch den lebhaften Verkehr doch mehr und mehr abgehalten. Während noch Hildebrandt, der Singapore anno 1862 beſuchte, erzählt, daß daſelbſt faſt täglich ein Eingeborner den Tigern zum Opfer falle, iſt heutzutage eine Begegnung mit dieſem Raubtiere eine Seltenheit. Immerhin hat zu Anfang dieſes Jahres ein junger Landsmann von uns dadurch ſein Leben verloren, daß er bei einem Spaziergang im Innern der Inſel, durch friſche Tigerſpuren erſchreckt, auf einen Baum ſtieg, von dem er — wahrſcheinlich vom Schlaf überwältigt — herunterfiel und tot blieb, eine traurige Entdeckung für ſeine Freunde, die ihn erſt nach zweitägigem bangem Suchen wiederfanden.

Die Sprache, die in Singapore, wie auch auf Malakka, dem größten Teil der Inſeln des indiſchen Archipels und auf Madagaskar (welche Teile nach der Anſicht der Geologen früher einen zuſammenhängenden Kontinent bildeten) geſprochen wird, iſt das Malayiſche. Es iſt eine höchſt einfache Sprache, ohne Ausdrücke für abſtrakte Begriffe und jedenfalls auf der früheſten Stufe der Entwicklung ſtehend. Konjugation und Deklination gibt's nicht. Das Zeitwort kommt nur in einer Form vor. Djalang heißt z. B. gehen, bedeutet aber ebenſo gut den Imperativ geh'! und iſt außerdem noch die Bezeichnuug für das, worauf gegangen wird, heißt alſo auch Weg, Straße. Die Vergangenheit drückt man mit dem Wörtchen Suda aus; suda djalang heißt gegangen; suda wird aber auch ſonſt bei jeder Gelegenheit gebraucht, bedeutet ſchon, vorbei, fertig, genug u. ſ. w. und kehrt in der Konverſation immer wieder. Suda ſagt man dem einſchenkenden

Diener, wenn man genug hat, suda dem Chineſen, mit dem man die Unterhandlungen abbricht, weil man über den Preis nicht einig wird u. ſ. w. Um zu zeigen, wie die an Worten arme Sprache verſchiedene Begriffe mit einem, aber ſtets paſſenden Ausdruck deckt, führe ich einige Beiſpiele an:

Mata heißt Auge; Mata ruft man aber auch dem Wächter des Hauſes; und Mata Mata, zweimal Auge, bedeutet die Polizei, welcher mit dieſer Quadratur ein Kompliment gemacht wird, das ſie nicht überall verdient. Mata hari, d. h. Auge des Tages, iſt die Bezeichnung für die Sonne. Eier heißt Waſſer, battu Steine, eier battu Waſſerſteine, d. i. Eis. Minum heißt trinken, eier minum Trinkwaſſer. Anak, d. i. Kind, wird ſehr viel gebraucht; Kuda bedeutet Pferd, anak kuda Pferdkind, d. i. Füllen; anak sapi Kuhkind, d. i. Kalb; anak lidah Kind der Zunge, womit das Zäpfchen gemeint iſt. Sarong bezeichnet urſprünglich das um die Hüften geſchlagene Tuch, das allgemein verbreitete Kleidungsſtück; nun heißt aber in weiterer Verwendung sarong kaki Kleid der Beine, d. h. Strumpf, sarong tangan Handſchuh, sarong surat Briefkleid, d. h. Briefcouvert. Ein Trinkgeld kennen die Malayen nicht, wie z. B. die Deutſchen und Franzoſen (Pourboire), ſondern nur ein Wang siri, d. h. Sirigeld oder Betelgeld, wie ſie denn auch jeden übrigen Cent für dieſes Kaumaterial und nicht für Getränke verwenden. — Bezeichnend iſt, daß die malayiſche Sprache keinen Ausdruck kennt, um zu danken. Wer etwas geſchenkt kriegt, ſagt: Trima kassy; trima iſt empfangen; kassy = geben; trima kassy alſo kaufmänniſch geſprochen: Ich beſcheinige den Empfang. — Wenigen bekannt dürfte es ſein, daß die Bezeichnung Orangutan malayiſch iſt; orang heißt Menſch, untan (nicht utang) Wald.

Ich erlebe auf Lady Hill das wahrhaftige Märchen: „Tiſchlein deck' dich!" Tagsüber, wenn die Herren im Geſchäftslokal in der Stadt ſitzen, bin ich oben allein Herr und Meiſter und

ein mir ſpeziell zur Dispoſition geſtellter chineſiſcher Boy hat auf meine Wünſche zu horchen. Statt „Tiſchlein deck' dich!“ ſage ich „Makan“ (d. h. eſſen) und im Nu wird aus der leeren Tafel eine reich beſetzte, und das Zauberwort passang (d. i. anſpannen) ruft augenblicklich Kutſcher und Wagen vors Haus, die mich zur Stadt führen. Ihre ſtaubige, drückend heiße Atmoſphäre könnte mich freilich nie aus meinem grünen Paradieſe fortlocken, wenn nicht das intereſſante Völkergemiſch auf den Straßen mich hie und da hinzöge. Es gibt vielleicht keinen andern Platz in der Welt, der bei einer ſo geringen Flächenausdehnung ſo viele und mannigfaltige Menſchenracen trägt. Alle Hautfarben vom unſchuldigſten Weiß der engliſchen Lady bis zur Druckerſchwärze des Hindu und Afrikaners ſind hier vertreten. Die Unterſchiede in Form und Farbe der Kleidung ſind ebenſo bedeutende und ich wüßte nicht, was ſich an Buntſcheckigkeit mit der Bevölkerung einer lebhaften Straße in Singapore vergleichen ließe. Dazu kommt noch der durch ſtarken Gehalt an Eiſen rot gefärbte Boden und ein geſättigt blauer, aber allerdings oft durch Wolken verhüllter Himmel. — Alle dieſe Farben heben ſich hier viel lebhafter ab als bei uns; die mit Feuchtigkeit geſättigte, heiße Luft Singapores iſt ein anderes Medium zur Lichtbrechung, als wir es irgendwo in der gemäßigten Zone haben.

Unſere Reiſegeſellſchaft vom „Sindh“ ſahen wir nach der Ankunft in Singapore nicht mehr. Man hatte ſich wohl ein Rendezvous geben wollen, aber die großen Diſtanzen in dieſer Stadt erlaubten keine Verabredungen, wie ſie bei uns gewohnt ſind, wo man ſich zwiſchen 8 und 9 in der „Poſt“ oder im „Schwert“ oder im „National“ trifft, und als ich zwei Tage ſpäter ins Hotel de l'Europe kam, waren alle, auch die Delipflanzer, ſchon abgereist und ſind ſeither, wie ich höre, gut angekommen und gut aufgehoben. Jeder Steamer bringt neuen Zuwachs aus Europa nach Deli, und dort ſcheint jetzt ſo recht der Ort zu ſein, wo

die gebratenen Tauben einem in den Mund fliegen, so lange — der Tabak gut gerät und hoch im Preise steht.

Den Abschiedsschmerz von dem französischen Reporter hatte ich mir auch erspart, um so lieber, als der kleine Mann immer furchtbarer und blutdürstiger wurde, je näher er Tongkin, dem Schauplatze seiner zukünftigen Taten, kam und an der Schiffstafel zwischen dem sechsten und siebenten Gange sogar etwas von baldigster Revanche für 1870/71 hinter den stark beschäftigten Stockzähnen verlauten ließ. Ueber seinen Besuch bei Arabi Pascha — der als Verbannter auf Ceylon lebt und in Colombo vis-à-vis dem Museum einen stattlichen Palast bewohnt — hat er einen detaillirten Bericht an sein Journal gesandt. Die Einleitung dazu lag schon vor der Ankunft in Colombo fertig da; der Schluß kam nachher. Ich kann aber versichern, daß der Reporter von Arabi Pascha keinen Hosenknopf gesehen hat, da der Egypter für mehrere Tage nach Kandy zur Jagd verreist war.

Die Sehenswürdigkeiten Singapores, die allenfalls in einem Bädecker stehen könnten, sind bald abgetan. Reizend ist der botanische Garten, in welchem jeden Samstag Abend Konzert der englischen Militärkapelle stattfindet. Da sieht man die elegante europäische Welt, aber auch vornehme Araber und chinesische Krösusse Korso fahren. — Das Museum enthält außer einer hübschen Schlangensammlung wenig Kompletes; es fehlt eine sachkundige Hand, welche Ordnung in den zum Teil verwahrlosten Kram bringt. — Ein herrlicher Spaziergang, am frühen Morgen zu unternehmen, führt auf den im Westen der Stadt gelegenen, überall sichtbaren Hügel, der die Signalstange trägt, auf welcher alle von hier aus wahrzunehmenden Schiffsbewegungen und -Ereignisse durch Aufhissen von Flaggen bekannt gemacht werden. Man sieht von diesem Standpunkte aus die wundervolle Einfahrt von der Malakkastraße nach Singapore aus der Vogelperspektive, ein Panorama, das man nie vergessen

kann. Der Signalhüter, ein verwetterter Engländer mit einer Rotte kläffender Hunde, der ſchon 16 Jahre dieſen Poſten bekleidet, ließ uns einen Blick in das vorzügliche Teleſkop tun, durch welches auf eine Diſtanz von 25 bis 30 Meilen Details an auftauchenden Schiffen ſchon zu erkennen ſind.

Längere Fußtouren zu machen, iſt in Singapore nicht ſtatthaft und zwar ſchon deshalb, weil dieſe Anſtrengung für den Europäer im hieſigen Klima zu groß und die Schweißproduktion dabei eine ganz ungeheure iſt. So exiſtiren denn — abgeſehen von den Privatequipagen — ſehr viele Mietkarren (Palankins) mit kleinen Pferdchen und hindoſtaniſchen Kutſchern. Außerdem laſſen ſich Nicht-Europäer ſehr häufig in den maſſenhaft herumſtehenden zweirädrigen Handkarren befördern, welche von Chineſen und oft im reinſten Wettlaufſchritt gezogen werden. — Es wird für einen Europäer auch nicht als comme il faut angeſehen, wenn er zu Fuß geht. Das hinderte mich aber nicht, ſtundenlang in den chineſiſchen und malayiſchen Quartieren herumzubummeln und den geſchäftigen Chineſen zuzuſehen, die alle Berufsarten von der niederſten bis zur höchſten treiben. Die malayiſchen Kampongs ſind veritable Pfahlbaudörfer von unbeſchreiblichem Schmutz und Gedränge; zur Zeit der Flut ſtehen ſie im Waſſer, während der Ebbe in ſchmierigem Schlamme. — Die Roſte ſind unordentlich und lotterig ungleichmäßig aufgeführt und manche dieſer Bauten gleichen einem ſchräg geblaſenen Kartenhauſe. — Aber ein malayiſches Pfahlbauerdorf, in irgend einer grünen Bucht verborgen, iſt à distance betrachtet eines der ſchönſten und intereſſanteſten Landſchaftsbilder, die mir im Gedächtniſſe bleiben; und was unſere Paläontologen mühſam aus verkohlten Bruchſtücken und ſtummen Funden ſich zuſammenleimen und -reimen, das ſieht man hier lebendig und in natura vor ſich.

Ob man fahre oder laufe, ſo begleitet den friſch angekommenen Europäer überallhin ein gewaltiger Durſt und das an kühles

Bier gewöhnte Gemüt leidet anfangs ſehr darunter. Nun hat allerdings die Mutter Natur in den Tropen eine Legion ſaftiger Früchte geſchaffen, um dieſem Uebel zu begegnen; aber ich bin ketzeriſch genug, zu ſagen, daß dieſe tropiſchen Früchte alle, ſo verführeriſch oft die Form iſt, die Konkurrenz mit einer guten Birne oder einem kräftigen Apfel nicht aushalten. Nur dir ſei ein Loblied geſungen, Mangoſtine, dir ſchönſter der Früchte, die du mich in einer ſtillen Nacht, als der Boy kein Sodawaſſer in meinem Zimmer zurecht gelegt hatte, von den Qualen des Durſtes erlöst haſt. — Aus Dankbarkeit und Ueberzeugung geſtehe ich, daß die Mangoſtine die herrlichſte Frucht iſt, die ich in den Tropen genoſſen und eine von den wenigen Erzeugniſſen der heißen Zone, die ich gerne mit in die gemäßigte herübernähme.

Ueber die Frage, welches Getränk in Singapore am eheſten zu empfehlen ſei, gebe ich dem Hotel de l'Europe daſelbſt das Wort, welches an den Wänden ſeiner Veranda verkündet:

De Win gewt Gicht,
De Branntwin Kopper im Geſicht,
De Porter ons das Blot verdickt,
Champagner gor de Been ons knickt,
De Grog makt domm, de Koffee blind,
De Thee makt ons de Kraft to Wind.
Dat wat de Menſch noch drinken kann,
Is Flensburg Beer, dat nehrt de Mann,
Makt freſch dat Hart, de Darmkens rein
Und klar de Kopp und ſlink de Bein.

Ich habe nichts dazu zu bemerken, als daß ich nicht begreife, wie in den heißen Ländern von den Europäern (namentlich von Holländern) ſo gewohnheitsgemäß gebrannte Wäſſer, in allerdings ſcheinbar geringer Quantität, aber in zahlloſen Auflagen, genoſſen werden. —

Die Berichte über meine Erlebniſſe auf Java, in welchem

Zauberland ich drei Wochen zubrachte, sind mir größtenteils (mit andern Papieren) durch einen unverschämten Windstoß über Bord getrieben worden und beschäftigen wohl längst die Verdauungsorgane eines Haifisches oder liegen in den Fangarmen eines Tintenfisches, dem ja das „Fressen" sehr bekannt vorgekommen sein muß. — Die so entstandene Lücke werde ich baldigst ausfüllen und hier nur bemerken, daß mein Aufenthalt auf Java dank einer großartigen Gastfreundschaft im Hause unseres Landsmannes, Herrn Z. von Frauenfeld, und dank einer zuvorkommenden Aufmerksamkeit von seiten meines Gastwirtes, sowie des schweizerischen Vizekonsuls in Batavia, des liebenswürdigen Herrn D. aus St. Gallen, zu einem recht genußreichen geworden ist.

Neun Tage blieb ich — nach meiner Rückkehr von Batavia — unter dem gastlichen Dache Lady Hills und erlebte während dieser Zeit in Singapore so viel Schönes und Freundliches, daß mir die Zeit fehlt, alles zu beschreiben, und die Worte, um kräftig genug dafür zu danken.

Es bleibt mir unter anderem namentlich in freundlicher Erinnerung ein Abend, den ich in Gesellschaft mit andern Schweizern (es sind deren im ganzen zwölf in Singapore) bei einem jungen Freunde, Herrn M. aus St. Gallen, zubrachte. Wie frei und froh tönten unsere Schweizerlieder von der hohen Veranda her in die stille Nacht hinaus, und wie gerne waren wir stets dabei, wenn der unermüdlichste aller Sänger, Herr St. aus Wyl, immer „noch eines nehmen" wollte. Es tat mir in der Seele wohl, zu sehen, daß die Anwesenden alle ihre Liebe zum Vaterlande und das Interesse für seine Geschicke lebendig erhalten haben, im Gegensatze zu einer hochfahrenden Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit, wie ich sie bei vereinzelten Schweizern im Auslande wahrnehmen konnte.

Bei Herrn R. aus Altstätten, einem Kunstmäcen, der mit seinem Freunde, Herrn H. (aus Winterthur), das schönste Haus

in Singapore bewohnt, verſammelt ſich jeden Freitag eine muſikaliſche Geſellſchaft, zu welcher ich freundlichſt auch eingeladen wurde. Ein großer, reich dekorirter Saal enthält in der Mitte einen herrlichen Hamburgerflügel und iſt eine Tonhalle, wie man ſie ſich nicht beſſer wünſchen möchte. Der Zauberer Beethoven entführte mich mit den Klängen ſeiner F-dur-Violinſonate (von dem Gaſtgeber und Herrn R. aus Biſchofszell meiſterhaft geſpielt) weit nach Weſten und beim Adagio erwachten ſo lebhafte Erinnerungen an die Heimat, daß ich am liebſten ſtracks heimgefahren wäre. So aber blieb ich dort und heulte beim nachher exekutirten Quartettgeſang tapfer den II. Baß.

Viel Vergnügen machte mir eine auf Sonntag den 5. Auguſt arrangirte Jagdpartie, die damit endigte, daß wir nach vierſtündiger heißer Arbeit auf eine Diſtanz von 500 Meter einen ſchwarzen Hirſch davonſpringen ſahen; ein nachgejagter Schuß hatte den fabelhaften Erfolg, daß das Vieh aus einem gemütlichen Trab in einen wilden Galopp verfiel. Aber es war eineweg ſchön auf der Jagd: da fuhr man erſt in der Morgenkühle einige Stunden weit in die Inſel hinein, vorbei an malayiſchen Kampongs, durch Kokosnuß- und Sagopalmen-Pflanzungen, und erwartete im Schatten eines chineſiſchen Landhäuschens die Jagdgenoſſen. Es kam einer nach dem andern, jeder in den ſchlechteſten Kleidern, die er hatte auftreiben können; der ſtets zu Spaß geneigte Collega Dr. Tr . . . . . trug eine rieſige Feder ſenkrecht auf ſeinem tellerförmigen Korkhute, welche ihn bei den paſſirenden Malayen und Chineſen in ungeheuren Reſpekt ſetzte. — Alles Weiße wurde ſorgfältig verbannt, um das ſcharenweiſe erwartete Wild nicht zu verſcheuchen, und ſogar der nagelneue, blinkende Hut unſeres Waidgenoſſen St. von Wyl mußte dieſer Notwendigkeit zum Opfer fallen und wurde unerbitterlich mit Dr . . . angeſtrichen. Nach genauer Reviſion der allſeitig mitgebrachten, für ein Bataillon berechneten Mundvorräte, ging's vorwärts,

zirka eine Stunde weit, durch Geſtrüpp und Sumpf und über friſch abgeholzte Hügel dem Walde zu. Nach dieſer Anſtrengung ergab eine Abſtimmung das überraſchende Reſultat, daß man erſt eſſen und dann jagen wolle. Hühner, Eier, Schinken ꝛc. verſchwanden mit wunderbarer Schnelligkeit; ebenſo flog eine leere Bierflaſche nach der andern in die Luft. Nur Collega Tr ....., ein neuer Diogenes, begnügte ſich — dem Grundſatze getreu, daß Gurgeln den Durſt auch löſche und das Trinken überflüſſig ſei — damit, den Mund mit Waſſer zu ſpülen, unbekümmert um einen kleinen, ſchwarzen Roßkopf, der munter in dem Inhalt ſeines kokosnuſſenen Schöpflöffels herumſchwamm.

Endlich ging's los; 16 maleriſch oder auch gar nicht gekleidete ſchwarze Treiber ſorgten für den gehörigen Lärm; aber das Reſultat des mehrſtündigen Höllenſkandals waren einige aufflatternde Vögel und der oben entlaufene Hirſch. Dagegen fehlte es nicht an köſtlichen und gemütlichen Szenen; alle Augenblicke wurde wieder etwas auf den Zahn genommen und ſogar der asceticſche Collega Tr ..... verlangte in der Hitze des Tages und Gefechtes nach einem Labetrunke. Eine köſtliche Erfriſchung bildet in dieſen heißen Jagdgründen die Kokosnuß mit ihrem ſüßflüſſigen, kühlenden Inhalte.

Friſche Eindrücke in weichem ſchlammigem Grunde, die wir als Tigerſpuren qualifizirten, wurden von dem unerbittlich ſkeptiſchen Dr. Tr ..... zu Tritten eines „wild gemachten Hundes" degradirt und ſo kann ich nicht mit gutem Gewiſſen erzählen, in der Nähe eines dieſer gefürchteten Raubtiere geweſen zu ſein. Uebrigens will ich hier beifügen, daß man ſich bei uns eine falſche Vorſtellung von ihrer Gefährlichkeit macht. Auf Java wie in Singapore hörte ich, daß ein nicht verwundeter Tiger ſehr ſelten einen Menſchen angreift und überhaupt eher ein ſcheues Tier zu nennen iſt, ſo lange ihn nicht der Hunger zum Aeußerſten treibt.

Müde fuhren wir am ſpäten Abend nach Singapore zurück;

ein ſchönes Schauſpiel gewährten bei dieſer Fahrt die zur Feier des Neujahrstages (5. Auguſt) vor den Hütten der mohammedaniſchen Bevölkerung brennenden Feuer, welche oft eine bunte Familienſzene beleuchteten und gewaltige Schatten der benachbarten Palmen auf unſern Weg warfen.

Im Hotel de l'Europe, dieſem Rieſengaſthof in Singapore, fand ich in der Perſon des Geſchäftsführers einen ehemaligen Schulkameraden, Herrn F. aus Zürich. Wir haben vor 15 Jahren zuſammen die thurgauiſche Kantonsſchule beſucht. Er ſperrte die Augen nicht übel auf, als plötzlich einer vor ihm ſtand, der einſt mit ihm auf derſelben Schulbank geſeſſen hatte. Nun ging's an ein Fragen und Erzählen. Lebt denn der noch? Und was macht der und der? Denkſt du noch daran u. ſ. ſ. Manch einen aus unſerer gemeinſchaftlichen Erinnerung mußte ich totmelden und mit Wehmut gedachten wir der Lehrer, über welche ſich ſeit unſerer Schulzeit das Grab geſchloſſen hat. Uns alten Knaben wurde ganz weich ums Herz, als wir uns ſo in unſere Jugendzeit zurückverſetzten; wir ſaßen öfters zuſammen, um immer und immer wieder davon zu plaudern und ich habe neuerdings erfahren, ein wie ſtarkes Band gemeinſchaftlich verlebte Jugendjahre ſind und daß Genoſſen der Schulbank auch nach langer Zeit ſich raſch und gerne wieder zuſammenfinden.

So verfloſſen denn die Tage in Singapore in recht angenehmer Weiſe, dank namentlich auch der allezeit für mich beſorgten Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit des Herrn R .... Aber neben dem Menſchen, der ſich in dieſer neuen und ſchönen Welt behaglich und ungemein zufrieden fühlte, regte ſich in mir auch ein zweiter, der ſtark nach Hauſe verlangte — und die zwei lagen ſich beſtändig in den Haaren. Wenn der eine davon alle die fremden Eindrücke und ungewohnten Bilder begeiſtert in ſich aufnahm, ſo kam der andere, der Konſervative, und ſagte: „Aber am ſchönſten iſt's doch im lieben Vaterlande, und ſo recht froh

kannſt du doch nicht werden, bis du wieder daheim und bei deinem Berufe biſt."

Saß ich wie ein Sultan im bequemen Wagen, auf dem Bocke einen malayiſchen Kutſcher, auf dem Rücktritte einen chineſiſchen Jungen, und fuhr unter Palmen und rieſigen Mimoſen in die tropiſche Pracht hinein, ſo lachte dem Fortſchrittlichen das Herz darüber; aber dann kam der Konſervative und meinte, lieber wär's ihm doch, mit Hugelshofers krummbeiniger „Liſi" auf den bekannten heimeligen Wegen herumzukutſchiren und tauſendmal ſchöner als dieſe auf die Dauer herzlich langweilige Palmenwelt ſei ein Tannen- oder Buchenwald. So händelten die Zwei beſtändig zuſammen; nachts in ſchlafloſen Stunden war der Konſervative Meiſter, tagsüber, wenn intereſſante Erlebniſſe aller Art den Geiſt beſchäftigten — der welterſtürmende Fortſchrittliche. Aber ſeine Macht ſtund auf ſchwachen Füßen und ein Stück einer alten Nummer der „Thurgauer Zeitung", ein heimatlicher Brief mit bekannten Schriftzügen, ja ſogar der Anblick eines Stückes — Schweizerkäſe genügte, ihn über den Haufen zu werfen, und ſo war denn das Ende des Kampfes die Ueberzeugung, daß ich die Tropen mit all ihrer Pracht und ihren Wundern gerne wieder und je bälder deſto lieber mit dem heimatlichen Boden vertauſche und daß die fremden Länder mit ihren mannigfachen Reizen mich niemals vom Vaterlande abziehen könnten. — So ſchnürte ich denn mein Bündel und machte mich reiſefertig; um aber den Hauptzweck meiner Reiſe — die lange Seefahrt — und damit die Reſtauration meiner Geſundheit zu erreichen und gleichzeitig noch ein Land meiner Jugendträume, Japan, kennen zu lernen, entſchloß ich mich, den Weg über Yokohama und Amerika zur Heimkehr zu wählen.

V.

Abfahrt von Singapore. — Chineſiſche Mitpaſſagiere. — Sonſtige Reiſegeſellſchaft. — Der galante Kapitän.

An Bord des engliſchen Poſtdampfers „Ancona“, den 12. Auguſt 1883, im chineſiſchen Meere auf der Höhe von Cochinchina.

Am 9. Auguſt, morgens 6 Uhr, meldete, wie gewohnt, ein weithin dröhnender Kanonenſchuß die Ankunft des engliſchen, von Europa herkommenden Poſtdampfers; andern Tags 10 Uhr ſollte er nach China weiter fahren und zur feſtgeſetzten Zeit war ich — begleitet von meinem lieben Reiſegefährten bis Singapore und einigen andern Schweizern — an Bord, wo noch einmal die Gläſer auf glückliche Reiſe und frohes Wiederſehen klangen, bevor die Hand zum letzten Abſchiedsgruße gereicht wurde. — Auf dem Schiffe gab's unterdeſſen viel zu ſehen. Zirka 250 bis 300 Chineſen (meiſt Kulis oder kleinere Krämer, die ſich etwas erſpart hatten und nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollten) mit Weibern und Kindern und Tauſenden von Kiſten, Säcken, Kochapparaten, Theekannen — kurz ihrem ganzen Hausrate — ſtiegen als Deckpaſſagiere ein und mußten alle auf dem Vorderdeck plazirt werden. Von einem erhöhten Standpunkte aus konnte ich das ameiſenhaufenartige Gewimmel deutlich überſehen und ich wunderte mich ordentlich, wie die vielen Leute ſich in dem engen Raume arrangiren und aus den Bergen von Bagagen ihre Kleinigkeiten wieder herausleſen würden. Es war ein furchtbares Durcheinander und ein beſtändiger Kampf zwiſchen den Matroſen, welche die Lucken decken und das Schiff zur Abfahrt rüſten ſollten und dem halbnackten Menſchenknäuel, welcher ſich drängend und brüllend

Plätze zu erobern trachtete. Prügel und Fußtritte flogen nach allen Seiten, auch wohl Koffern, so daß sie platzten, und die tausend Kleinigkeiten, die sie enthielten, herausfielen, um größtenteils zerstampft zu werden. Aber Ordnung kam erst in die Sache, als zwei energische Schiffsoffiziere einige der vorlautesten Chinesen mit Händen und Füßen über den Haufen und ihre den Matrosen stets in den Weg gelegten Bett- und Gepäckstücke ins Meer warfen. Ich war erstaunt über die Ruhe und Selbstverständlichkeit, mit der die Chinesen dies alles hinnahmen, mußte mich aber überzeugen, daß diese mir anfangs roh erscheinende Behandlungsweise der einzige Weg war, um die unverschämte und zudringliche, auf keine Befehle horchende Bande zur Ordnung zu bringen.

Endlich war das Schiff zur Abfahrt bereit und mein Auge wandte sich weg von der praktischen Lösung der sozialen Frage unserer Schiffschinesen zu den schönen Bildern, welche die Natur vorbeiziehen ließ. Langsam fuhren wir aus der verborgenen grünen Bucht, dem Anlegeplatz der englischen Steamer, zwischen prächtigen Inseln hinaus auf die Rhede und sahen von dort aus noch einmal die ganze Stadt vor uns liegen; immer rascher arbeitete die Schiffsschraube und in kurzer Zeit schwammen wir auf offenem Meere und erblickten nur noch gegen Westen als Begrenzung des Horizontes einen schmalen grünen Streifen, den letzten Gruß von Singapore und der umgebenden feenhaften Inselwelt.

Unterdessen waren die staatlichen Verhältnisse Chinas auf Vorderdeck in bewunderungswürdiger Weise geordnet worden. Die zahllosen Koffern und Gepäckstücke standen als gewaltige Mauern da; teils zwischen denselben, teils auf den Koffern selbst und oft mit einem fabelhaft kleinen Platz sich begnügend, lagen nun Männer, Weiber, Kinder, Leute, die sich vorher blutig geprügelt, friedlich neben einander; beispielsweise zählte ich in einem Raume von zirka 100 Quadratfuß 19 Personen, welche alle ihre nackten Füße radiär gegen den Mittelpunkt des Platzes richteten

und dort buchstäblich aufeinander türmen mußten. Und die Reise in dieser Weise dauerte nun mindestens 5—6 Tage; die Ausschmückung der Szenerie während unruhiger See und im Stadium der Seekrankheit überlasse ich dem Leser. Für den Fall einer Schiffskatastrophe wären wir paar Europäer gegenüber dieser zum großen Teil aus Riesen bestehenden Bande gewiß total verloren; denn auch die Schiffsleute sind Asiaten, auf welche man sich im Ernstfalle nicht verlassen könnte.

Eben habe ich wieder eine Visite bei den Kindern Chinas abgestattet, was ich nie tun kann, ohne ein dankbares Gefühl im Innern dafür, daß ich nicht auch in diesem Pfuhl von schmutzigen Leibern, Ungeziefer, nassen Windeln, Tabakspfeifen und Reispfannen zu liegen branche. — Ueberall wird gekocht, gegessen, Tabak oder Opium geraucht, und wo immer ein leeres Plätzchen ist, und wäre es auf dem Dache eines Hühnerstalles, haben sich je 8 bis 10 um einen improvisirten Spieltisch gruppirt, wo sie der Leidenschaft des Hazardspieles fröhnend ganze Haufen von Silberdollars neben sich liegen haben und stundenlang, teils mit fieberhafter Hast, größtenteils aber kalten Blutes, ihren Geldvorrat kleiner oder größer werden sehen.

So spielt sich ein wichtiger Teil der Kulturgeschichte Chinas in lebenden Bildern vor unsern Augen ab. — Eben gab's eine aufgeregte Szene: Ein junger Chinese sprang jammernd und sich die Stirne schlagend auf unser Deck und zeigte uns einen kleinen Koffer, welcher, wie er eben entdeckt haben wollte, in der vergangenen Nacht aufgebrochen und leer gemacht worden war. Er soll aber sein ganzes Ersparnis (zirka 100 Dollars), mit welchem er heimzukehren gedachte, enthalten haben. Eine vorgenommene Untersuchung unter dieser Gesellschaft von Spitzbuben, die sich, wenn Gelegenheit da ist, alle unter einander bestehlen, ergab natürlich nichts. Mir erschien das Auftreten des jammernden Chinesen, sein Händeringen, sein tränenloses Heulen, mit dem er

nach Belieben sofort aussetzen konnte, so gemacht und theatralisch, daß ich geneigt bin, ihn für einen Betrüger und den Diebstahl als ersonnen zu betrachten.

Einen andern Chinesen fand ich eifrig mit Lesen in einem mit schönen Holzschnitten versehenen chinesischen Buche beschäftigt. Eine in den Bildern immer wiederkehrende Figur schien mir große Aehnlichkeit mit Livingstone zu zeigen und wirklich sagte mir auf mein Befragen der etwas englisch sprechende Leser, daß er Livingstones Reisen in chinesischer Uebersetzung vor sich habe und daß das Buch in China sehr verbreitet sei. — Ich ließ mir einzelne Stellen ins Englische übertragen und fand, daß es sich dabei nicht bloß um eine unterhaltende, mit Abenteuern gespickte Reisebeschreibung handelt, sondern daß wirklich der Wortlaut der Livingstoneschen Schriften mit all den wissenschaftlichen Erörterungen vorliegt. — Der Besitzer und eifrige Leser ist ein gewöhnlicher Ladenschreiber, und ich dachte so bei mir, wie mancher seines Standes wohl bei uns im zivilisirten Europa zu finden wäre, der seine vorigen Batzen zum Ankauf solcher Bücher und seine freie Zeit zur Lektüre derselben benützte.

Die „Ancona", die mich nach Hongkong bringt, ist ein gut eingerichtetes, noch fast ganz neues Schiff der englischen P. und O.-Dampfschiffahrtsgesellschaft, welches die Tour von London via Bombay nach Shanghai und zurück zweimal im Jahre zu machen hat. Man hört so viel schimpfen über die englische Schiffsküche; aber ich muß hier — so wenig mich sonst das Thema „Küche" zum Kampfe begeistern kann — eine Lanze für sie brechen und sagen, daß das famose Habermus des Morgens und der jederzeit erhältliche ganz ausgezeichnete Thee allein im stande wären, mich für sie einzunehmen; dagegen ist die Disziplin hier lange nicht dieselbe, wie auf dem Messageriedampfer „Sindh", der uns von Marseille nach Singapore brachte. Es mag dies größtenteils am Oberhaupte liegen. Der Kapitän des „Sindh" ist ein ernster,

würdiger Mann, der ſtets auf ſeinem Poſten ſteht und die Zügel nie aus der Hand gibt. Unſern jetzigen Schiffskommandanten aber habe ich noch nie arbeiten ſehen als bei Tiſche und an der Seite oder auch zu Füßen einer emanzipirten engliſchen Lady, welcher er in ſolcher Weiſe den Hof macht, daß das Paar bereits Gegenſtand der Chronique scandaleuse an Bord wurde.

Unſere Schiffsgeſellſchaft iſt im ganzen eine herzlich langweilige (mich natürlich inbegriffen): Ein engliſcher Hauptmann ſchlagflüſſigen Ausſehens, der mit ſeinen zwei Töchtern à 30 und 32 Frühlinge von Weſtindien nach Hongkong verſetzt wurde; er hat das Malheur, jeden Lehnſtuhl — und wenn er ſich noch ſo ſachte darauf ſetzt — unter der ungeheuerlichen Zumutung erſchöpft zuſammenbrechen zu ſehen. Dazu ein ſechzigjähriger engliſcher Junggeſelle, der ſich ein bischen die Welt anſehen möchte; ein achtzehnjähriger engliſcher Lord oder was dergleichen, den ſein Vater auf Reiſen ſchickte, weil er daheim nicht zu verbrauchen war und der zwanzigmal per Tag — den Hut auf dem Kopfe — ſich vors Klavier ſetzt, zwanzigmal denſelben Walzer im Leichenbittertempo herunterorgelt und gelegentlich auch unſern Altmeiſter Beethoven ſchändet; endlich ein Commis aus Penang, der wegen „Magenleiden“ nach Yokohama geht und deshalb beim Eſſen von jeder Platte nur einmal herausnimmt; und ein Doktor aus der Schweiz, der nach Oſten fährt, während es ihn doch nach Weſten zieht. — Voilà tout. Alſo alles kurioſe Leute. Doch vergaß ich noch zwei Paſſagiere, die zuſammen acht Beine haben; die zwei engliſchen Damen führen nämlich zwei kleine Hunde mit, denen — dank der Liebenswürdigkeit und Toleranz des Kapitäns — alle möglichen Rechte eingeräumt ſind. Die niedlichen Tierchen freſſen und .... auf unſerm Verdecke, ſpazieren gelegentlich auf den Tiſchen der Kajüte herum, benehmen ſich überhaupt in jeder Weiſe ſehr ungenirt. Nun meinte ich, mir auch eine Freiheit herausnehmen zu dürfen und rauchte geſtern meine Cigarre auf

Deck — alſo in freier Luft — aber allerdings in bedrohlicher Nähe für Ladies und Hunde. Sofort kam der galante Kapitän auf mich zu und hauchte mir ins Ohr: Ladies dont like smoking. Ich ging natürlich weg und dachte: and gentlemen dont like Hunds ..., war aber zu artig, es zu ſagen. — Zwei Stunden ſpäter fand ich den Kapitän mit brennender Pfeife bei ſeiner Schönen ſitzen und ſeither iſt ſtillſchweigend Rauchkonſens erteilt. — Glücklicherweiſe haben wir bald unſer erſtes Ziel, Hongkong, erreicht. Morgen, Mittwoch den 15., mittags, ſoll die chineſiſche Küſte in Sicht kommen.

VI.

Ankunft in China. — Zudringlichkeit der Chineſen. — Hongkong. — Mein Kuliklepper. — Blütenreichtum Chinas. — Bankgeſchäft mit Hinderniſſen. — Nächtliche Fahrt auf dem Perlfluß. — Kanton. — Feindliche Haltung der Bevölkerung. — Greuel im Gerichtshofe. — Richtſtätte. — Tempel der Schrecken. — Tempel der 600 Götzen. — Marco Polo. — Examinationszellen. — Chineſiſche Hausinduſtrie.

20. Auguſt: An Bord des „Zambéſi" zwiſchen China und der Inſel Formoſa.

Statt über Shanghai, wie ich urſprünglich vorhatte, nach Japan zu reiſen, habe ich es vorgezogen, den von Hongkong direkt nach Nagaſaki fahrenden engliſchen Dampfer Zambéſi zur Ueberfahrt zu benutzen. Auf dieſe Weiſe gewinne ich für Japan einige Tage und verliere an Shanghai, das eine ganz europäiſche Stadt mit franzöſiſchem, engliſchem und deutſchem Viertel ſein ſoll, nichts Originelles.

Das Wetter iſt ſo ſchlecht als möglich: Konträrer Wind von ungewöhnlicher Stärke, hohe See, zeitweilige Regengüſſe und dabei

doch eine ſchwüle, ſchwere Luft und immer noch eine Temperatur von 24—26° R. im Schatten. Geſtern und vorgeſtern machte ich vergebliche Schreibverſuche. Das ſtark rollende und mächtig geſchüttelte Schiff erlaubte nichts Derartiges und ein See von Tinte auf dem Teppich des Kajütentiſches war das einzige Reſultat meines Schreibeeifers. Auch heute wird es mir ſchwer, die Feder zu führen, und in dem halb ſeekranken Gehirne taumeln die von China mitgenommenen Bilder und Eindrücke durcheinander, wie die klirrenden Gläſer und Löffel im benachbarten Schranke. — Nun zurück nach China.

Mittags, den 15. Auguſt, ſahen wir uns im Bereich der erſten chineſiſchen Inſeln und paſſirten ganz nahe an einem vor kurzem geſtrandeten engliſchen Dampfer, deſſen von allen Mobilien entblößter Schiffskörper mit den anſchlagenden Wellen auf- und abtanzte. Unter mannigfacher Veränderung des Kurſes windet ſich unſer Schiff zwiſchen den grünen Eilanden hindurch; bald werden ſtattliche Gebirgszüge ſichtbar, mit kleinen maleriſchen Forts, Signalſtangen u. ſ. w., und mittags halb 1 Uhr biegen wir in den von der Natur geſchaffenen, durch grüne Berginſeln rings umſchloſſenen, gewaltigen Hafen von Hongkong ein und ſehen die maleriſche Stadt vor uns liegen, die ſich in ungeheurem Halbkreiſe längs der Bucht ausbreitet und an dem 2000' hohen Viktoria-Pic terraſſenförmig und ähnlich wie Algier in Geſtalt eines Dreieckes in die Höhe ſteigt. — Hongkong macht dem vom Meere herkommenden Beobachter den Eindruck einer recht reichen, italieniſchen Stadt; die dominirenden europäiſchen Häuſer ſind Paläſte in italieniſchem Stile und auch die Pinien fehlen nicht, um das Bild vollſtändig zu machen.

Kaum war unſer Schiff den Hunderten am Strande liegenden chineſiſchen Booten ſichtbar, ſo begann unter denſelben eine förmliche Wettfahrt. Ihrer drei, mit je 7—8 Chineſen bemannt, kamen allen andern voraus, hielten ſich mit eiſenbeſchlagenen Bambus-

haken an dem noch in voller Fahrt befindlichen Dampfer feſt und kletterten mit großer Behendigkeit längs der Schiffswandung in die Höhe, während ihre gebrechlichen Fahrzeuge vom Strudel der Schraube unbarmherzig hin und hergeſchlagen wurden. Kaum aber ſtreckte der erſte — ein ganz gut in Seide gekleideter Chineſe — den Kopf über die Brüſtung und machte Miene, auf Deck zu ſteigen, ſo fielen einige Matroſen über ihn her und bearbeiteten ihn in einer nach europäiſchen Begriffen unmenſchlichen Weiſe, warfen ihm ſeinen Hut ins Meer und hämmerten mit Fäuſten und Schlüſſeln auf ſeinen bis auf den Zopf kahlen Schädel los, um ihn zum Rückzug zu zwingen. Ich wußte nicht, ſollte ich mehr die Ausdauer des Chineſen oder die Erfindungsgabe der Matroſen in neuen, noch nirgends geſehenen Liebenswürdigkeiten bewundern. Mit einem Tauende wurde der Teil, den auch die Chineſen zum Sitzen benutzen, aufs energiſchſte behandelt; der Chineſe blieb ſtandhaft, wehrte ſich nicht, wich aber auch keinen Schritt zurück. (Uebrigens wäre er — hätte er losgelaſſen — ins Meer gefallen, was die Matroſen zu wollen ſchienen.) Der Zopf wurde ihm um den Hals geſchlungen und feſt zugebunden, bis zu bedenklicher Bläue des Geſichtes; der Chineſe behielt nach wie vor ſeinen lächelnden Geſichtsausdruck, rief beharrlich „Mama, Mama“ und zeigte aufs Vorderdeck, woraus ich ſchloß, daß er unter den dort befindlichen Paſſagieren ſeine Mutter erwarte. Unterdeſſen gaben die andern Eindringlinge den Matroſen ſo viel zu ſchaffen, daß der Erſtbearbeitete glücklich entwiſchen, unter Deckung mit meinem Körper über die Barrieren hüpfen und mit dem gewohnten Lächeln über Deck zu ſeinen Verwandten gehen konnte, wo ich eine rührende Begrüßungsſzene mit anſah. — Die übrigen Zöpfe ſetzten während der Zeit ihre zudringlichen Bemühungen fort, bis die Matroſen ihnen die Bambusſtäbe zerbrachen und die Schiffstaue durchſchnitten und durch ein Bombardement mit Steinkohlenſtücken jeden Kalibers den Angriff abwehren konnten.

Grün und blau und ſchwarz, einige auch blutend, zogen ſie ſich zurück, ohne einen einzigen Ton des Unbehagens zu äußern. S'ſind merkwürdige Leute, dieſe Chineſen, wie ich ſchon in Java zu ſehen Gelegenheit fand; laſſen ſich malträtiren und beſchimpfen, ohne zu murren, um einiger Cents willen, und kommen mit ihrer ſcheinbar ſtupiden, aber durchaus berechneten Ausdauer meiſt zum Ziele.

So roh das Verfahren der Matroſen ſchien, ſo mußte ich es angeſichts der Tatſachen doch begreifen, war aber ſehr ungehalten darüber, daß ſie ſich nachher eine große Inkonſequenz zu Schulden kommen ließen. Als wir uns nämlich dem Quai näherten, erſchienen an der Schiffsſeite andere Kinder des Reiches der Mitte, welche mit der nämlichen Unverſchämtheit, wie ihre Vorgänger, die Kähne feſthakten und den Schiffskörper erklommen, ohne daß ihnen irgend welcher Widerſtand geleiſtet wurde. Es waren einige Häufchen junger, hübſch gekleideter, mit Gold reich dekorirter Chineſinnen, die ſich ſehr ungenirt unter die Paſſagiere miſchten, ihr ganzes engliſches Lexikon mit Good morning, Sir! Nothing to wash, Sir? All right, herſagten und ſich dadurch als „Wäſcherinnen" qualifizirten. Dieſelben ſtereotypen Figuren, unter denen zehn- und zwölfjährige ſich befanden, ſah ich nachher auch auf andern eben angekommenen oder zur Abfahrt bereit ſtehenden Steamern.

Unterdeſſen hatte unſer Schiff angelegt und die Ueberſchwemmung mit Kulis und anderm Ungeziefer begann. Wir aßen noch an Bord; der liebeskranke Kapitän war aber ſehr ſchlechter Laune; zwei engliſche Lieutenants, die den erwarteten Hauptmann mit ſeinen Töchtern abholten und deren Galanterie ſogar einen preußiſchen Gardelieutenant in den Schatten geſtellt hätte, abſorbirten die Aufmerkſamkeit der Schönen ſo vollſtändig, daß für den armen Schiffskommandanten nichts mehr übrig blieb. — Am Lande warteten einige Dutzend Sänften und Jinrikshas (zweirädrige Handkarren), die einzigen Beförderungsmittel in China, auf uns. Einem Kuli, dem ich ſeiner erbarmungswürdigen

Magerkeit halber gerne etwas zu verdienen geben wollte, vertraute ich meinen Leib an, und ich hatte alle Urſache, mit dem Kuliklepper zufrieden zu ſein, denn er brachte mich mit einer Langſamkeit vorwärts, die eine gemütliche Einſichtnahme beider Straßenſeiten ermöglichte; Jean Pauls durchbrennender Gaul, der mit einem rechts und links ſeinen Beruf beſorgenden Briefträger gleichen Schritt hielt, muß im Vergleich zu meinem Kuli ein Schnellläufer geweſen ſein. — Es widerſtrebte mir anfangs, ich weiß nicht recht warum, mich von einem Mitmenſchen auf dieſe Weiſe im Schweiße ſeines Angeſichts befördern zu laſſen; aber die Macht der Gewohnheit, das tägliche Voraugenſehen halfen bald über die unmotivirten Bedenken hinweg, und ich denke ſogar ohne Gewiſſensbiſſe daran, daß ich vermöge meines Körpergewichtes meinen Laſtträgern mehr Schweißtropfen gekoſtet habe, als manch anderer Menſch. Dafür kamen ſie aber auch in der klingenden Entſchädigung nicht zu kurz.

Hongkong, die 16 Quadratmeilen große, am Ausfluſſe des Kantonfluſſes gelegene Inſel, war noch vor 40 Jahren nur von Piraten bewohnt, welche den vorbeifahrenden Schiffen großen Schaden zufügten. Mancher wackere Segler mit ſamt ſeiner Mannſchaft hat in dieſen Gewäſſern ſein Grab gefunden. 1841 kam es durch Kaufvertrag mit China in die Hände der Engländer und iſt ſeither Zentralſtätte des europäiſch-chineſiſchen Handels geworden. Die nach der engliſchen Beſitznahme entſtandene Hauptſtadt zählt bereits 80,000 Einwohner, worunter natürlich die erdrückende Mehrzahl Chineſen. Die Anlage iſt ganz europäiſch, d. h. auch die Inländer haben ihre Häuſer nach beſtimmten Vorſchriften bauen und den Straßen eine vorgeſchriebene Breite geben müſſen. Einzelne Straßenperſpektiven ſind geradezu prachtvoll; die chineſiſchen Magazine übertreffen an Prunk die europäiſchen. Doch gilt dies natürlich nur von den Hauptſtraßen. In den Nebengaſſen herrſcht der gleiche Schmutz, dasſelbe Gedränge und

Gekreiſche, wie in den chineſiſchen Quartieren von Batavia und Singapore. — Die Engländer ſprechen gerne davon, daß es ihnen gelungen, die ſtarren Chineſen an eine Stadtbauordnung zu gewöhnen und betrachten dies als eine ziviliſatoriſche Annäherung. Aber der Chineſe bleibt nach wie vor, was er iſt, und ſo wenig er ſeinen Zopf wegläßt oder das Geringſte an ſeiner Kleidung und ſeinen Gewohnheiten nach europäiſchem Muſter ändert, ſo ſtarr bleibt auch ſein Sinnen und Denken; die ziviliſirenden Europäer ſind ihm eine verhaßte Laſt, die er jederzeit gerne wieder abſchüttelte, und nur die Geldgier, die bei keinem Volke ſo groß iſt wie bei den Chineſen, macht ihn duldſamer gegen die fremden Eindringlinge, durch die eben doch, wie er ganz gut weiß, ein größerer Geldumſatz ins Land gekommen iſt. Die Polizeiordnung in Hongkong darf eine muſterhafte genannt werden. Einige hundert aus Indien hergebrachte, imponirende, bärtige Rieſen, in gelben, europäiſchen Kleidern, mit rotem Turban und gutem Schuhwerk, ſorgen für die öffentliche Ordnung. Man kann bei Tag wie bei Nacht keine 300 Schritte gehen, ohne auf einen ſolchen Sicherheitswächter zu ſtoßen, und das Bewußtſein, überall im Bereiche eines wachſamen Auges oder Ohres zu ſein, wirkt auf einem Boden, der ſo viel Haß, Mordluſt und Habgier trägt, ſehr wohltätig.

Auffällig im Verhältnis zu den Tropen iſt in China der Reichtum an duftenden Blüten: Moosroſen von nie geſehener Schönheit, duftende Camelien, Lilien aller Art, Blumen ganz fremder Form und Farbe werden einzeln oder in rieſigen Bouquets an den Straßen feilgeboten und oft iſt der von ſolchen Blumenmärkten herkommende Geruch geradezu betäubend. Im übrigen ähnelt die Vegetation ſowohl Hongkongs als des chineſiſchen Feſtlandes den Tropen auch durchaus nicht. Die Palme erſcheint nur einzeln in Gärten. Coniferen beſtimmen den Charakter der Wälder; Obſtbäume, in dichten Gruppen zwiſchen den Reisfeldern

ſtehend, erinnern ebenfalls eher an Südeuropa als an die Tropen. Dagegen iſt die Banane eine viel gepflanzte und gut gedeihende Frucht.

Am Hafen Hongkongs herrſcht ein reges Leben. Hunderte von kleineren und größeren Booten beſorgen den Perſonen- und Güterverkehr mit den größtenteils weit draußen in der Rhede liegenden Schiffen. Viele dieſer kleinen ſchwarzen Fahrzeuge dienen einer ganzen chineſiſchen Familie als ausſchließliche und einzige Wohnung; Vater, Mutter, Kinder, Hühner, Hund und Katze teilen ſich in den Kaſten, der in irgend einer ſchmutzigen Ecke den Vorrat an Reis und gedörrten Fiſchen und die notwendigſten Küchenutenſilien, Koch- und Theetopf enthält. Die Weiber, oft 1 bis 2 Kinder auf dem Rücken, zeigen ſich als famoſe Ruderer, während der Mann vielleicht nebenan liegt und ſchläft oder die paar Cents, welche ſeine geplagte Gattin verdient, in einer Opiumbude verraucht. — Näheres darüber, ſowie über allerlei Sitten und Gebräuche bei den Chineſen, werden meine Berichte über Java bringen, wo ich hinreichend Gelegenheit fand, die Söhne des himmliſchen Reiches zu beobachten.

95 Meilen landeinwärts liegt am Ufer des Kanton- oder Perlfluſſes die eine Hauptſtadt Chinas und Reſidenz des Vizekaiſers, Kanton, mit gegen 2 Millionen Einwohnern, der Hauptpunkt für Seide- und Thee-Export. Im Jahre 1516 wurden von Portugieſen und Arabern die erſten Handelsverbindungen mit dieſer Stadt angeknüpft; 1684 ſchufen die Engländer daſelbſt eine Faktorei, wonach der Thee-Export begann und bald rieſige Dimenſionen annahm. Aber die Verträge zwiſchen England und der chineſiſchen Regierung wurden von letzterer oft gebrochen; die wenigen in Kanton lebenden Europäer waren ihres Lebens nie ſicher, und ſo ſandte England 1857 eine militäriſche Macht hin, welche die Stadt einnahm und bis 1861 beſetzt hielt. —

Seither herrſcht mit kleinen Abwechslungen, gelegentlichen Meuchelmorden u. ſ. w., Ruhe daſelbſt; den Europäern — es ſind ihrer vielleicht 40 — iſt eine kleinere Inſel als Wohnort angewieſen.

Die Anziehungskraft der chineſiſchen Rieſenſtadt, die von Hongkong aus ſo leicht zu erreichen iſt, war zu groß, als daß ich hätte widerſtehen können. Abends 6 Uhr ſollte ein Dampfer dorthin abfahren, morgens 4 Uhr konnten wir an Ort und Stelle und den folgenden Morgen wieder zurück ſein. — Zu dem Zwecke mußte ich aber vor allem den bei der Hitze raſch verdunſteten Inhalt meines Geldbeutels wieder herſtellen, was mir denn auch unter Schwierigkeiten bei der Hongkong-Shanghai-Bankkorporation gelang. Der Umſtand, daß mein in Singapore ausgeſtellter Kreditbrief auf E. H. lautete, während ich eine vorgelegte Quittung mit Dr. E. H. unterſchrieb, hatte allgemeines Schütteln des Kopfes und längere mißtrauiſche Inſpektionen zur Folge. Konnte nicht dieſer E. H. ein von Dr. E. H. ganz verſchiedener Menſch ſein, letzterer vielleicht ein ganz gefährliches Individuum, das den erſtern gar ums Leben gebrungen und ſich ſeinen Kreditbrief angeeignet hatte? Meine Verſicherung, daß beide E. H. auf ſehr gutem Fuße zuſammen ſtehen, nützte gegenüber der engliſchen Vorſicht lange Zeit nichts und erſt nachdem ich eine Stunde in dem heißen Lokale gewartet und mir die geſchäftig hin- und herrennenden und an ihren Zählbrettchen rechnenden Chineſen, die in Schweiß gebadeten engliſchen Buchhalter, die gewandten Kaſſiere und rollenden Geldhaufen genugſam angeſehen hatte, erhielt ich die gewünſchten 50 Dollars und wurde mit Verdacht entlaſſen. Zur Entſchuldigung meiner Inquiſitoren ſei geſagt, daß ich im Vergleich zu ihrer eleganten Toilette, ihren ſpitzen, glanzledernen Roſettenſtiefelchen, ihren tadellos weißen und antik anliegenden Beinkleidern und wunderbar prächtigen Buſennadeln in meinem beſtaubten Reiſekoſtüm, den rationellen Schweizerſchuhen und einem ungeheuren Korkhute nicht ſehr ver-

traueuerweckend aussah. Auch war wohl mein Englisch nicht von der allerfeinsten Qualität.

Um halb 6 Uhr verfügte ich mich mit drei Reisegefährten von der „Ancona" (zwei Engländern und dem deutschen Commis), welche die Fahrt mitzumachen beabsichtigten, an Bord des nach Kanton bestimmten, nach Art der Mississippisteamer gebauten Dampfers, der einer amerikanischen Gesellschaft gehört. Niemals in meinem Leben habe ich ein Dampfboot von ähnlicher Eleganz und Pracht, von gleichem Komfort und demselben Raffinement der Küche gesehen. Auf dem Vorderdeck befindet sich der große, reich ausgestattete und mit Luxusstühlen und Sofas größter Bequemlichkeit versehene Salon I. Klasse; davor und zu beiden Seiten eine offene Galerie. Kabinen, Badezimmer, Betten, Abtritte sind von musterhafter Reinlichkeit und Größe. Gegen die Passagiere II. und III. Klasse ist man aus später anzugebenden Gründen sorgfältig abgeschlossen.

Eigentümlich harmoniren mit dieser pompösen Ausstattung des Speisesalons sechs Gestelle mit Gewehren, Revolvern und schneidenden Waffen, welch erstere vor der Abfahrt alle sorgfältig geladen wurden. Grund zu dieser Vorsichtsmaßregel sind die auch in den Gewässern des Kantonflusses heimischen chinesischen Piraten. Erst vor einigen Jahren ist es vorgekommen, daß eine größere Anzahl dieser frechen Räuber als Passagiere II. und III. Klasse mitreiste, mitten in der Nacht an einem verabredeten Orte Kapitän, Mannschaft und Passagiere ermordete und ein bereit gehaltenes Segelboot mit dem köstlichsten Teile der Ladung — einigen Säcken Silberdollars — füllte und entwischte. Deshalb wurde auch vor der Abfahrt Inspektion über die mitreisenden chinesischen Passagiere gehalten, und erst als der damit Beauftragte dem Kapitän sein „all right" rapportirte, ertönte das letzte Signal mit der Dampfpfeife. — Für 4½ Dollars hatten wir I. Klasse außer der Fahrt noch eine Mahlzeit, deren Karte

20 Nummern aufwies, als letzte Vanille-Eis und als Nachsatz Kaffee mit Cigarren; dabei alle Getränke nach Belieben, Sherry, Bordeaux, Biere, Sodawasser. Grund dieser verrückten Leistungen und geringen Forderung ist die in jüngster Zeit stattgehabte Bildung einer Konkurrenz-Gesellschaft, die auf diese Weise tot gemacht werden soll.

Das Steuerrad ist, um dem Steuermann eine bessere Uebersicht zu ermöglichen, vorn über dem Speisesaal angebracht; zudem patrouillirt während der ganzen Nacht auf der Terrasse des Vorderdeckes eine stündlich abgelöste Wache. Bei all diesen Vorsichtsmaßregeln ist ein Unfall kaum mehr denkbar und es fiel mir auch nicht ein, mich mit der Eventualität eines solchen zu beschäftigen, sondern ich genoß die herrliche Fahrt in vollen Zügen. — Das Schiff durchquert erst die Bucht von Hongkong gegen Westen zu; der Rückblick auf die Stadt, den Hafen und die Inseln, welche ihn nach dem offenen Meer abschließen, ist prächtig. Noch ist es nicht möglich, einen Ausweg aus der von Gebirgen rings umgebenen Bucht zu entdecken, bis das Schiff plötzlich um einen felsigen Vorsprung wendet und man die breite und stark strömende Mündung des Kantonflusses vor Augen hat.

Unterdessen war der Mond aufgegangen und beleuchtete die Szenerie. Eine Menge wunderlicher Fahrzeuge glitt lautlos flußabwärts und an den Ufern sah man chinesische Ortschaften, von welchen Sing-Sang aller Art, aber unmelodisch-lärmender, zu uns herübertönte. Um 11 Uhr lag die ganze Reisegesellschaft (vier Personen) zu Bette; auch ich versuchte zu schlafen; aber der Reiz des absolut Neuen und ein Häufchen anhänglicher Stechmücken hielten meine Augen offen und ich blieb in leichten Nachtkleidern bis gegen Morgen im Salon liegen, zu dessen betäubenden Blumendüften ich das Aroma einiger Cigarren mischte. Durch die geöffneten Türen sah ich weithin den Verlauf der mondscheinglänzenden Wasserstraße, der mir nur von Zeit zu

Zeit durch einen wandelnden Schatten — die patrouillirende Schiffswache — teilweiſe verdeckt wurde; aber ihr Schritt war, da ſie barfuß auf weichem Teppich ging, abſolut geräuſchlos und von der Schiffsſchraube war ich zu weit entfernt, um etwas zu hören; ſo herrſchte totale Stille, und ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben ſo im Gefühl gänzlicher Ruhe und Erholung geſchwelgt zu haben, wie auf dieſer Kantonfahrt.

Morgens 3 Uhr paſſirten wir die große, aus lauter Bambushäuſern beſtehende Vorſtadt Whampoa und um halb 5 Uhr legte das Dampfboot in der chineſiſchen Hauptſtadt an.

Wo finde ich nun aber die Worte, um die auf 12 Stunden zuſammengedrängten fremdartigen, teils ſchönen und teils grauenhaften Erlebniſſe zu Papier zu bringen? Was ich ſchreibe, iſt nur der matte Wiederſchein von dem, was ich ſah und hörte. So früh am Tag es auch war, ſo wurde es doch gleich lebendig in der Umgebung unſeres Schiffes. Dicht zuſammengedrängt an beiden Ufern des Fluſſes lagen viele Tauſende von kleinern und größern Booten, deren Inſaßen ſich ſchreiend und kreiſchend einen Weg zu unſerm Dampfer zu bahnen ſuchten. Ebenſo viele Tauſende chineſiſcher Familien wohnen in dieſen Booten und haben kein anderes Daheim als den kleinen ſchwarzen Kahn, in welchem Vater, Mutter, Großvater, Kinder, Kleinvieh, Küche u. ſ. w. beiſammen ſind. Wie in Hongkong, ſo ſah man auch hier hauptſächlich die Weiber am Ruder, die meiſt zu ihrer Arbeit noch die kleinen Kinder auf dem Rücken tragen. Manchmal ſchlafen die Kleinen ruhig in ihrer kurioſen Poſition, und mit jedem Ruderſchlag der Frau Mama wackeln die bis auf einen Büſchel Haare in der Scheitelgegend kahl raſirten Köpfchen ſchwerfällig auf und ab. Den Kindern, die ſchon auf eigenen Füßen ſtehen, iſt oft ein Tönnchen oder eine Schweinsblaſe um den Hals gebunden, damit, wenn ſie ins Waſſer purzeln, der Kopf oben bleibt. In dieſem Chaos von bewohnten Booten hat 1867

ein Taifun, einer jener Wirbelorkane, wie ſie in den chineſiſchen und japaneſiſchen Gewäſſern und Küſtenländern während der Monate Auguſt und September vorkommen, ſolche Verheerungen angerichtet, daß nachher einige tauſend Leichname flußabwärts trieben und die Räder des herauffahrenden Kantondampfers dadurch aufgehalten wurden.

Waſchmädchen und ein lächelnder Chineſe, der ſich per Viſitenkarte als „Lo Chong, guide“ einführte, waren die erſten Weſen, die unſer Deck unſicher machten. Wir engagirten den letztern und hatten nachher alle Urſache, mit ihm zufrieden zu ſein. Er ſprach ordentlich Engliſch und kannte, obſchon aus dem Norden von China gebürtig, das Labyrinth Kanton ganz vorzüglich. — Die Stadt iſt ohne Plan gebaut; die Straßen oder beſſer geſagt Gaſſen führen kreuz und quer durcheinander und es braucht jahrelange Gewohnheit, um ſich in ihnen zurecht zu finden. Die breiteſten Hauptſtraßen ſind ſo ſchmal, daß ein Fuhrwerk nicht paſſiren könnte; es exiſtirt aber auch in ganz Kanton kein anderes Beförderungsmittel als die von Kulis auf der Achſel getragene Sänfte; wollen zwei Sänften aneinander vorbei, was nicht in allen Gaſſen möglich iſt, ſo müſſen die Fußgänger rechts und links in die überall offen ſtehenden Läden und Wohnungen ausweichen. Zur Seltenheit erblickt man einmal hinter der reichen Sänfte eines vornehmen chineſiſchen Würdenträgers, eines Mandarinen, ein kleines Pferd, das von dem begleitenden Diener geritten wird. Die Wege ſind meiſt mit ſtark ausgelaufenen großen Kieſeln gepflaſtert; ohne dieſe Unterlage müßte man vielerorts im Schmutze verſinken.

Die Häuſer ſind in gewiſſen Quartieren ſehr hoch, oft fünf- und ſechsſtöckig, mit Gold und Rot — der Lieblingsfarbe des Chineſen — überladen. Zudem hängen überall bis 30 und mehr Fuß lange rote oder ſchwarze, mit goldenen Lettern bemalte Aushängeſchilder ſenkrecht an den Häuſern herunter, wodurch die ohne-

hin ſchon ſchmalen Straßen noch mehr verengt werden. (N. B. Die Gewohnheit der Chineſen — wie auch der Japaneſen — nicht in horizontaler, ſondern in vertikaler Richtung zu ſchreiben, verlangt auch die entſprechende Form der Aushängeſchilder, welche dann mit der Kante, nicht mit der Fläche der Häuſerfront aufliegen.) Dekorationen anderer Art, welche daneben angebracht ſind: plaſtiſche Darſtellungen von Drachen und andern Phantaſietieren, bunte Gemälde, farbige Laternen jeder Form geben im Verein mit den beſchriebenen Schildern den Straßen ein ganz märchenhaft phantaſtiſches Ausſehen. Die chineſiſchen Magazine der beſſern Quartiere, deren Herrlichkeiten an Gold, Seide, Edelſteinen, Elfenbein, edlen Holzſorten u. ſ. w. offen ausgebreitet daliegen, ſind prachtvoll, geradezu feenhaft. Nach oben zu rücken die Häuſer mit ihrem goldenen Flitter ſo nahe zuſammen, daß vom Himmel nichts zu ſehen iſt, und wenn man im Halbdunkel ſolcher Straßen zwiſchen der fremdartigen drängenden Menſchenmenge — betäubt von dem Lärm derſelben und von den Düften der Blumenmärkte — ſich ſeinen Weg ſucht, ſo glaubt man zu träumen oder irgend ein Märchen in der Unterwelt zu erleben.

Wir hatten zu unſerer Beförderung fünf Sänften mit je drei Kulis; der lange Zug machte überall Verkehrshemmung und großes Aufſehen, namentlich weil europäiſche Geſichter aus den Käſten hervorguckten. Die Bevölkerung behandelte uns — abgeſehen von Händlern, die uns in der Hoffnung auf ein gutes Geſchäft zuvorkommend in ihre Magazine einluden — ſehr unfreundlich und ihr Haß gegen die Fremdlinge war durchaus nicht zu verkennen. Daß ſie ſich über uns luſtig machte, iſt begreiflich; würde doch ein bezopfter Chineſe bei uns auch Gegenſtand der öffentlichen Heiterkeit ſein. — Aber die Bewohner Kantons — die nebenbei geſagt abſcheulich häßlich ſind — führten ſich in anderer Weiſe höchſt unangenehm auf, machten nur widerwillig Platz, ſpuckten ſich oſtentativ vor uns aus, ſtießen und ſchlugen

an die Sänften und riefen uns kleine Freundlichkeiten nach, die mir der Führer nachher mit „roter Hund, roter Teufel“ überſetzte und als Spitznamen der Chineſen für die Europäer qualifizirte. — Ich hatte mir die Sache nach mündlichen Berichten von Kantonbeſuchern ganz anders vorgeſtellt und war höchſt unangenehm erſtaunt über die feindliche Haltung der Bevölkerung, bedauerte auch durchaus nicht, in Geſellſchaft zu ſein, ſo gerne ich ſonſt dergleichen Touren, um ungenirter über meine Zeit verfügen und mehr meinen Liebhabereien nachgehen zu können, allein mache. — Die Erklärung dazu gab mir abends ein in Kanton lebender europäiſcher Seidenhändler: Es waren drei Tage zuvor von drei europäiſchen Zollbeamten, die in betrunkenem Zuſtande durch die Straßen zogen, ein chineſiſcher Junge und eine Frau durch Revolverſchüſſe getötet worden, und dies Ereignis hatte eine furchtbare Erbitterung in die Bevölkerung gebracht, um ſo mehr, als man europäiſcherſeits verlauten ließ, daß die Täter nicht, wie die Chineſen ſtürmiſch verlangt hatten, hingerichtet werden ſollten. Ich war froh, das erſt am Schluſſe des Tages zu vernehmen; der Führer hatte wohlweislich nichts davon geſagt; aber ich begriff dann nachträglich die Sorgfalt, mit der er mich ſtets von Soloexpeditionen in Häuſer und Höfe zurückzuhalten ſuchte.*

Unter den vielen Merkwürdigkeiten Kantons, die wir beſuchten, iſt mir der Gerichtshof die ſchrecklichſte Erinnerung. Dort ſah ich Greuel, die ich bisher nur aus der Geſchichte der Vergangenheit gekannt hatte. Durch verſchiedene ſchmutzige Höfe, zwiſchen elenden Wohnungen der Gefangenwärter und einigen ſchweineſtallartigen Einfriedigungen, in welchen Gefangene haufenweiſe zuſammengepfropft ſtanden, kamen wir — ſtets verfolgt von einer gaffenden und auch ſchimpfenden Menge — zum eigentlichen Gerichtsſaal, einer hölzernen, nach einer Seite hin ganz offenen Halle, in welcher ſich uns folgendes Bild darbot: An

* Wenige Tage ſpäter brach der Aufſtand in Kanton los.

zwei großen Tiſchen ſaßen je drei bis vier chineſiſche Richter, vornehm gekleidet, mit gewaltigen Zöpfen, zum Teil martialiſchen Geſichtszügen, aber in ſehr häuslich ungenirten Poſitionen. Vor ihnen ſtanden Theetaſſen und ſilberne Waſſerpfeifen, welche von Zeit zu Zeit durch kleine Jungens mit Tabak geſtopft, angezündet und an den allergnädigſt richterlichen Mund hingehalten wurden, ſo daß Ihre Hoheiten nur zu ziehen und ſich mit den Händen nicht zu bemühen brauchten. An den Wänden lehnten verſchiedene Folterwerkzeuge: Daumenſchrauben, Halskragen, geſchwänzte Katzen u. ſ. w. Auf- und abeilende Diener brachten und holten Aktenſtöße und ſchenkten Thee ein.

Einen Anblick aber, der mir beinahe das Blut in den Adern ſtocken machte, hatte ich unmittelbar vor mir, zu meinen Füßen. Vier Chineſen lagen zur Erpreſſung eines Geſtändniſſes auf der Folter, und zwar, wie ich erfuhr, ſchon ſeit mehreren Stunden. An einem ſägebockartigen, ſenkrecht aufgeſtellten Holzgerüſte hingen die Unglücklichen derart aufgeknüpft, daß Daumen und Zehen der nach hinten zurückgeſchlagenen Arme und Beine — mit Stricken geknotet — die ganze Körperlaſt zu tragen hatten. Die Haut des Rückens war durch vorherige Bearbeitung mit Bambusſtäben blutunterlaufen und geſchwollen. Die durch die unnatürliche Lage ganz blutleeren Hände und Füße ſahen leichenartig blaß aus; die Glieder zitterten; die Geſichtszüge waren vor Schmerz entſtellt und gräßlich anzuſchauen. Einer der Gefolterten wand ſich krampfhaft, wodurch er aber ſeine Qualen nur erhöhte.

Zu Füßen desjenigen, der mir am meiſten zu leiden ſchien, ſchlief ſchnarchend ein zirka achtjähriger Junge, eiſerne Fußſchellen in den Händen, an welchen er den Verbrecher (Dieb) hergebracht hatte; er wartete ſchlafend auf das Signal, um ihn wieder in die Zelle zurückzuführen. Ich bin überzeugt, daß es längere Zeit braucht, bis ein ſo Gefolterter zum vorherigen Gebrauch ſeiner Glieder kommt und wieder marſchiren kann. Iſt die

Folterqual zu Ende, ſo wird er — eine hülfloſe zuckende Maſſe — auf ein Tuch geworfen, vermittelſt eines durch die geknoteten Enden geſteckten Bambusſtammes weggetragen und wieder ins Gefängnis gebracht. Eben wurde ein weiterer Angeklagter eingeführt, der ſich vor den Richtern auf die Kniee warf, mit der Stirn den Boden berührte und in dieſer Stellung verblieb.

Theetrinkend und rauchend verhörte ihn einer der Juſtizmänner und durchblätterte einen Band Akten dabei. Einige Zeugen traten vor, die knieend ihre Ausſagen zu machen und mit Unterſchrift zu bekräftigen hatten. Wir warteten das Urteil nicht ab, denn ich wollte nicht riskiren, weitere Greuel mit anſehen zu müſſen. Das im Gerichtsſaal während den Verhandlungen zirkulirende Volk, das durch unſer Gefolge zu einem ganz anſehnlichen Haufen angewachſen iſt, benimmt ſich recht ungenirt, ſchläft, raucht, ſpuckt, plaudert, kocht und trinkt Thee nach Belieben und ſcheint an den Anblick der Gefolterten ſo gewohnt, daß es ſich keine weiteren Gedanken mehr darüber macht. — Was ſagt dazu die Abſchreckungstheorie?

Einen nicht weniger gräßlichen Eindruck nahm ich von der Richtſtätte mit fort. Dieſelbe befindet ſich in einem langen, ſchmalen und unſäglich ſchmutzigen Hofe, der jedermann zugänglich und auf der einen Seite durch eine Lehmmauer, auf der andern durch elende chineſiſche Wohnungen und Werkſtätten begrenzt iſt. Ein furchtbarer Verweſungsgeruch kam uns beim Eintritt entgegen; am Boden lagen die Bruchſtücke durchſchnittener Stricke; wir ſchritten über eingetrocknete Blutpfützen und an der Wand lehnten kleine kreuzförmige Galgen, auf welchen Tags zuvor ſechs Delinquenten gebunden und erdroſſelt worden waren. Die Köpfe, — die der Henker jeweils nach dem Erdroſſeln abzuſchneiden, in einen Topf zu legen und auf einem mit dem Namen des Betreffenden angeſchriebenen Pfahle öffentlich auszuſtellen hat — lagen in ihren irdenen Behältern unmittelbar vor uns am Boden.

Die Sonne brannte glühendheiß auf die schaurige Stätte. Wenige Schritte davon entfernt tummelten sich kleine Kinder und spielten mit den am Boden liegenden blutigen Stricken; und ein Hafner saß so gleichgültig an seinem Geschäft, als ob er nichts von seiner grausen Nachbarschaft sähe. Seine Arbeit bestand darin, Lehmtöpfe, deren Bedeutung ich eben erwähnte, anzufertigen. — In Kanton sollen jährlich zirka 1000 Exekutionen stattfinden; der Tod durch das Schwert wird für schimpflicher angesehen, als derjenige durch Erdrosseln, weil im erstern Falle der unverhüllte Kopf mit dem Namen des Betreffenden aufgepfählt wird.

Die Abschreckungstheorie hat in Kanton noch ein ferneres Institut geschaffen, das wir auch besuchten. Es ist der „Tempel der Schrecken." In den verschiedenen Höfen, durch welche wir erst zu gehen hatten, herrschte reges Leben. Eine Menge Volkes war anwesend, kochte, opferte, betete vor den einzelnen Götzenbildern und ließ sich wahrsagen. Die Staatsreligion Chinas ist allerdings der Buddhismus, aber in einer Form, die sich mehr dem Fetischismus nähert. Jeder Chinese hat seine Hausgötzen, denen er opfert; dann geben ihm die bösen Geister unendlich viel zu schaffen und man sieht selten ein Haus, in dem nicht zur Abwehr derselben einige Opferstäbchen brennen. — Die Schiffsbewohner anderseits suchen durch knallendes Feuerwerk und Goldpapier die Fluß- und Meergötter bei guter Laune zu erhalten u. s. f. — Inmitten dieser erwähnten Höfe, die nach allen Seiten hin Hallen mit ungeheuerlichen Götzenbildern, Buddhastatuen und Opferherden haben, erhebt sich ein in chinesischem Stile aus Holz erbauter Tempel, zu dem man auf einer breiten Treppe aufsteigt. Bettler, Aussätzige und Blinde ließen uns fast nicht durchkommen und drängten sich mit einer Zudringlichkeit an uns heran, von der man sich keinen Begriff macht. Ein häßlicher chinesischer Thersites packte meine Hand mit seinen schmutzigen und langnägeligen Fingern und kneifte mich, da ich ihn abwehren

wollte, weil ich buchstäblich nichts mehr zu geben hatte, so empfindlich, daß die Eindrücke der Nägel andern Tags noch zu sehen waren. Ein altes Weib schmiß mir beim Einsteigen in die Sänfte ihren leeren Bettlerkorb an den Rücken. Im Innern des Tempels befinden sich 12 bis 15 Gruppen von Holzfiguren, plastische Darstellungen aller jener Verfahren, durch welche die chinesische Justiz Verbrecher zu töten das Recht hat. Ich will keine nähere Beschreibung der gräßlichen und grausamen Bilder geben; die raffinirteste Strafe aber, die man gewiß bei keinem Volke der Welt und der Vergangenheit findet, muß ich doch erwähnen. Es ist das Zutodeläuten. Der Verurteilte wird unter eine große, nur wenige Zoll über dem Boden schwebende Glocke gesperrt und diese alsdann mit eisernen Hämmern so lange bearbeitet, bis der Unglückliche vernichtet zusammenbricht und stirbt. Die Möglichkeit eines solchen Todes kann vielleicht physiologisch bestritten werden; die Idee schon ist aber eine teuflische.

Ich war froh, als wir uns wieder in unsern Sänften befanden, und hatte noch mit den schrecklichen Eindrücken der Gerichtsstätten zu schaffen, als wir schon wieder anhielten und ein neues Elend sehen sollten. Durch eine niedrige Türe traten wir in einen schmutzigen Hof; ein lumpiger Kerl öffnete uns ein Verließ, aus dem schreckliche Dünste heraufstiegen. Nachdem ich eingetreten war und das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte ich einen engen Raum, in welchem acht Verbrecher eingesperrt waren. Um den Hals trug jeder eine sogenannte spanische Fidel, zwei zirka einen Meter lange Bretter, die — ein kreisförmiges Loch von dem Umfang des Halses zwischen sich lassend — denselben umfassen und mit eisernen Banden geschlossen sind. Die so behandelten armen Teufel können natürlich niemals liegen, wozu sie übrigens so wie so in dem kleinen Kerker keinen Platz fänden; einige darunter steckten schon drei volle Monate in der fürchterlichen Klammer und sahen elend aus. Alle aber

ohne Ausnahme ſtreckten bettelnd und gierig beide Hände nach Geld uns entgegen.

Nun hatte ich aber genug des Grauenhaften und verbat mir beim Führer weitere Demonſtrationen von ähnlichen Lokalitäten.

Das nächſte Ziel unſerer Wanderung war der in der weſtlichen Vorſtadt gelegene Götzentempel. In einem ungeheuren, hufeiſenförmigen Raume, der keinerlei architektoniſche Schönheiten zeigt, befinden ſich in unglaublich langweiliger Einförmigkeit 600 vergoldete Holzfiguren von Menſchengröße, grobe, plaſtiſche Darſtellungen der verſchiedenſten chineſiſchen Gottheiten, zum Teil mit blauen Bärten, mit zwei Fuß langen Ohrläppchen oder andern Monſtroſitäten, über deren Bedeutung der Führer keine Auskunft zu geben wußte. — Wer wird mir aber glauben, daß ich in dieſer langweiligen Geſellſchaft von goldenen Götzen einen Bekannten fand? Marco Polo iſt es, deſſen plump gearbeitete, aber ſchon durch den venezianiſchen Hut deutlich charakteriſirte Statue hier in die Reihe der Götter aufgenommen iſt. Der berühmte Reiſende, der einige dreißig Jahre in China lebte, zu einer Zeit, da nur ſagenhafte Kunden von dem Lande nach Europa gedrungen waren, muß es vorzüglich verſtanden haben, die Achtung und Verehrung des fremdartigen Volkes zu erwerben, ſonſt wäre ihm wohl nicht die ſeltene Ehre zu teil geworden.

Beim Wiederbeſteigen unſerer Sänften entwickelte ſich jedesmal ein kleiner Streit unter den Kulis. Der Zankapfel war ich, aber in negativer Weiſe. Da mein Körpergewicht gottlob immer noch 160 alteidgenöſſiſche Pfund beträgt, die magern Engländer, der deutſche Commis und der Führer aber zuſammen nicht viel mehr wogen, ſo wurden den letztern jeweils dienſt- und wetteifrig ſämtliche fünf Sänften zum Einſteigen präſentirt, während mit mir niemand zu tun haben wollte. So kam es, daß ich ſtets der letzte im Zuge war; dadurch ſah ich aber manches hinter und neben mir, was den andern entging.

Beim Umbiegen um die Ecke des eben beſchriebenen Tempelhofes ſtreckte ein wohlgekleideter Chineſe ſeine Zunge, ſo lang ſie war, in ſehr unliebenswürdiger Weiſe gegen mich aus. Wurſt wider Wurſt, dachte ich, und hatte dem Zopfträger ſchon meine 31 von Freund Wellauer wunderbar geflickten Zähne präſentirt, als ich noch rechtzeitig einen heftigen Anfall von Ziviliſation fühlte und das Redeorgan in ſeinem Gehäuſe zurückbehielt.

Als weiteres Kurioſum beſuchten wir die Examinationszellen. 62 parallel verlaufende, aus Backſteinen erſtellte Hallen ſind in 11,200 gleichmäßig große, iſolirte Zellen abgeteilt, in welche die Kandidaten für höhere Beamten- und Militärſtellungen drei Tage und drei Nächte eingeſchloſſen werden behufs ſchriftlicher Ausarbeitung von gegebenen Themata. Wie ich vernahm und auch in offiziellen Berichten las, iſt aber dieſes Examen, dank der überall herrſchenden Korruption und Beſtechlichkeit, in Wahrheit eine lächerliche Formalität geworden; die Herren Examinanden öffnen ſich mit Geld die verſchloſſenen Türen und verjubeln die drei obligatoriſchen Tage in andern Klauſuren; und die Herren Examinatoren ſind gerne bereit, untergeſchobene Arbeiten in Empfang zu nehmen, wenn ein Häufchen Gold oder Silber daneben liegt. — In dem großen Hofe, der die Hallen in zwei Hauptabteilungen ſcheidet, übten ſich eben chineſiſche Offizierskandidaten im Bogenſchießen. Das ganze Offiziersexamen ſoll, wie der Führer verſicherte, in drei Pfeilſchüſſen beſtehen; ſo galt es vor 2000 Jahren, und ſo gilt es auch jetzt noch in China, das in allen ſeinen Formen und Inſtitutionen immobil erſtarrt iſt. — Ein großer Teil der Armee hat keine andere Schußwaffe als Pfeil und Bogen; ein anderer Teil handhabt Zündpfannengewehre und nur eine geringere Anzahl iſt mit modernen Schußwaffen verſehen.

Sehr intereſſant iſt es, die Hausinduſtrie der Kanton-Chineſen zu ſehen; wo etwas Auffälliges war, ließen wir anhalten und ſchauten den überaus geſchickten und emſigen Arbeitern

zu. Seidenſtickereien, Bijouteriewaren, Porzellanmalereien, Elfenbeinarbeiten werden in wunderbarer Schönheit verfertigt. Die Gewebe, oft mit den feinſten und komplizirteſten Deſſins, entſtehen auf hölzernen, aber ſehr großen Handwebeſtühlen, die je zwei Arbeiter beſchäftigen; der eine ſitzt am Stuhl und ſchnellt das Weberſchiff; der andere thront in der Höhe und leitet das Deſſin.

Die Reis- und Getreidemühlen, die wir ſahen, beſtehen aus zwei auf einander liegenden granitenen Zylindern; der obere trägt einen Hebel; ein angeſpanntes Stück Vieh verſetzt ihn auf dem untern in Rotation. Oder es werden eine Reihe mächtiger Holzhämmer durch eben ſo viele Männer in rhythmiſcher Reihenfolge mit den Füßen in die Höhe getreten und fallen gelaſſen.

Ein Blick, den ich im Vorbeigehen in das größte chineſiſche Hoſpital zu Kanton warf, zeigte mir einen mächtigen, ſehr glänzend ausgeſtatteten Raum. Betten waren keine darin; die paar hundert Kranken lagen oder ſaßen gruppenweiſe am Boden. In der Mitte des Saales hatte ſich an ſteinernem Tiſche ein chineſiſcher Doktor mit ungeheurer Brille und zirka zwei Zoll langen Fingernägeln poſtirt, der Räte erteilte und Rezepte ſchrieb.

VII.

Kanton (Fortſetzung): Feſtungswerke. — Originelles Dejeuner. — Siebenſtöckige Pagode. — Waſſeruhr. — Heilige Schweine. — Rückfahrt nach Hongkong. — Chineſiſcher General in Verlegenheit. — Opiumtrunkener. — Chineſiſches Theater. — Sonnenaufgang auf dem Viktoria-Pic. — Mein Leibkellner im Hotel. — Chineſiſches Amtsblatt. — Abfahrt von Hongkong. — Reiſegeſellſchaft nach Japan. — Der ſchnapsfröhliche Amerikaner. — Sturm. — Japaniſche Küſte in Sicht. — Herrliche Einfahrt nach Nagaſaki.

Unterdeſſen war es 1 Uhr geworden und unſere Magen knurrten bedenklich. Auf einem der ſieben Hügel, die Kanton umgeben und über welche im Zickzack die Befeſtigungswerke führen,

ſteht eine fünfſtöckige Pagode, ein einfach ſchöner, in ſeinen Dimenſionen ungeheurer Holzbau. Dorthin hatten wir uns durch Kulis ein kaltes Frühſtück bringen laſſen und unter Weh und Ach und unſäglicher Schweißproduktion wurde in der ſengenden Mittagshitze der Berg auf ſchattenloſem Wege erklommen. Die Wälle und Mauern, deren Verlauf wir folgten, ſind verlottert und zerfallen und die zahlreich vorhandenen, vor einigen Jahren mit einem Aufwand von 600,000 Dollars angeſchafften Poſitionsgeſchütze liegen verroſtet auf den halb verfaulten Laffeten. Ein Herr in Hongkong, der ſchon zwanzig Jahre in China lebt und die Verhältniſſe kennt, verſicherte mir, daß auch die neu angeſchafften Handfeuerwaffen dasſelbe Schickſal treffe und daß die Hunderttauſende von Hinterladern, welche die Chineſen beſitzen, zum großen Teil untauglich ſeien, ſo daß China, ſo ungeheuer auch das Reich iſt, eventuell keiner europäiſchen Militärmacht irgendwie erheblichen Widerſtand leiſten könnte.

Vom oberſten Stockwerk der Pagode genießt man eine ſchöne Rundſicht auf die ganze Stadt und Umgebung. Unmittelbar zu Füßen liegt ein chineſiſcher Kirchhof, der, zirka 1000 Jucharten groß, zwei Hügel ganz in Beſchlag nimmt. Die Grabmäler vornehmer Chineſen, rieſige, halbkreisförmige Steinbauten, bedecken gewiß ein Areal von je einer halben Juchart. Die chineſiſchen Totenäcker ſind wohl die größten der Welt; beiſpielsweiſe braucht zur Durchquerung desjenigen in Batavia der Eiſenbahnzug 10 Minuten.

Unſere Table d'hote war bald vorbei; hemdärmelig ſaßen wir an und auf improviſirten Tiſchen; ſchmierige Kulis ſtellten die Kellner dar; das Menu war kurz genug und eine als Deſſert geraucht Cigarre die beſte Nummer desſelben. Zuſchauer der ungewohnten Szene bildeten einige Gruppen beſſer gekleideter Chineſen, die uns nachgefolgt waren, ſich neben uns häuslich niederließen, Thee kochten und rauchten und ihre Randgloſſen über uns machten.

Für den Nachmittag blieb noch manches zu ſehen übrig. Wir beſuchten unter anderm auch einige der chineſiſchen Prachtmagazine verſchiedenſter Art, in denen man fühlen konnte, wie ſchlecht Kaufluſt und Inhalt des Geldbeutels oft zuſammen harmoniren. Wahre Kunſtwerke in Porzellan und Bronze, Vaſen edelſter Form, Elfenbeinarbeiten, Seidenſtickereien und Bijouteriewaren von höchſter Vollkommenheit feſſeln das Auge; aber wenn das Ohr die fabelhaften Preiſe von 2000 und 3000 Dollars per Stück nennen hört, ſo fährt die ſchon zahlbereite Hand erſchrocken vom Geldbeutel zurück und kratzt verlegen im Barte. Entwürdigend für die chineſiſche Kunſt iſt es, daß ſie ſich gerne und unverblümt im Dienſte der gemeinſten und raffinirteſten Obſcönität zeigt.

Durch dunkle Gaſſen vorbei an Hunderten von kleinen offenen Kaufläden mit dem wunderlichſten Kram, den für unſere Begriffe unappetitlichſten Eßwaren, als entpelzten Ratten, Raupen, gallartig-ſchmierigen Seeungetümen u. dgl. ging's per Sänfte wieder ½ Stunde vorwärts bis zum berühmteſten und ehrwürdigſten Monumente Kantons, der alten ſiebenſtöckigen Pagode, die alle Bauten der Stadt weit überragt und ſchon aus einer Entfernung von mehreren Stunden ſichtbar iſt. Sie präſentirt ſich in der Nähe als ein 250 Fuß hoher, aus Holzwerk und Backſteinen zuſammengeſetzter Turm, deſſen einzelne Stockwerke durch weit vorſtehende und breite Holzgeſimſe mit wunderbaren Schnörkeln, feuerroten und goldenen Drachen und unmöglichen Rieſentieren von einander getrennt ſind. 2000 Jahre lang hat derſelbe, ohne zu wanken, die Geſchicke Kantons mit angeſehen; als aber vor drei Jahren einige chineſiſche Jungens im oberſten Stockwerk ſich herumbalgten, fing der Greis bedenklich zu wackeln an und ſeit der Zeit iſt die Beſteigung aus Furcht vor einem Zuſammenſturz unterſagt. Ein Taifun wird gelegentlich — oder wer weiß, vielleicht auch europäiſche Kanonenkugeln — dem lotterigen Geſellen

den Untergang bereiten. Als ich mich anſchickte, den wunderlichen Bau ſtehenden Fußes zu ſkizziren, wurde ich ſofort von einem Haufen chineſiſcher Gaſſenbuben eingeſchloſſen. Neugierig drängten ſie ſich an mich heran und der Verwegenſte ſtellte ſich auf die Zehenſpitzen, hielt ſich an meinem Rockzipfel feſt und trachtete unter allen Umſtänden in mein Notizbuch hineinzugucken. Ich riß ein Blatt heraus und dedizirte es ihm mit der Inſchrift: „Du biſt ein kleiner Spitzbube.“ Stolz, wie ein Krieger auf den ehrenden Orden, und beneidet von ſeinen Kameraden, zog der kleine Schlingel mit der Trophäe ab, die nun von allen Seiten betrachtet und angeſtaunt wurde.

Als intereſſantes Beiſpiel für die Zähigkeit, mit der die Chineſen am Alten — und wenn es noch ſo unvollkommen iſt — feſthalten, notire ich hier ein Waſſeruhrwerk, dem wir auch einen Beſuch abſtatteten. Im obern Stockwerke eines ſteinalten Turmes tröpfelt jetzt noch, wie ſchon vor 3000 Jahren, Waſſer aus einem Reſervoir in eine Reihe terraſſenförmig eingemauerter Gefäße; das Steigen des Waſſerſpiegels bis zu beſtimmten, durch Gravure bezeichneten Stellen entſpricht in dem oberſten Gefäße genau einer Stunde und wird durch einen Wächter an einer allen Obſervationstürmen der Stadt ſichtbaren Tafel markirt. Nicht weniger primitiv und originell iſt die daneben funktionirende Kontroluhr; ſie beſteht aus langen Cylindern von getrocknetem Büffelmiſt, denen in Entfernungen von zirka 1 Fuß je ein ſchwarzer Querring aufgemalt iſt. Ein ſolcher Miſtcylinder glüht — einmal in Brand geſteckt — gleichmäßig weiter und zwar braucht es zur Veraſchung eines der bezeichneten Abſchnitte gerade eine Stunde. So kontroliren ſich Waſſer und Feuer gegenſeitig, aber wie unexakt das Verfahren iſt, ſieht jedermann ein. Und doch halten ſich die Chineſen ſeit Jahrtauſenden an dieſen Zeitmeſſer und geſchehen z. B. in Kanton auch jetzt noch die öffentlichen Zeitbeſtimmungen darnach.

Zum Schluſſe unſerer Tagesarbeit durchfuhren wir auf einem chineſiſchen Familienboote den breiten Arm des Kantonfluſſes, welcher die große Vorſtadt Honam von der eigentlichen Stadt trennt, und beſuchten in erſterer noch einen gewaltigen Tempel, der mit ſeinen Gärten, Hainen, Seen, gedeckten Kreuz- und Quergängen und Heiligtümern ein ungeheures Stück Land bedeckt. Hunderte von gemäſteten Buddhaprieſtern liegen darin auf der faulen Haut, ein würdiges Pendant zu den heiligen Säuen, die dort ſeit 1½ Jahrtauſenden gepflegt und gefüttert und mit eben ſoviel Reſpekt behandelt werden als die überall wiederkehrende Statue des Buddha und der vielen Götter des Guten und Böſen. Ueber dieſen heiligen Tieren ſchwebt nicht der Mordſtahl des profanen Metzgers; in beſchaulicher Trägheit verbringen ſie ihr Daſein freſſend im Schlamme, und hier wurde mir plötzlich klar, woher das tiefſinnige Wörtlein „ſauwohl“ ſeinen Urſprung genommen haben möchte.

Schließlich hatte ich genug von Kanton und war froh, als ich vom Verdecke unſeres Schiffes, behaglich in einen Fauteuil gelehnt, das Treiben der lärmenden Umgebung nur noch von weitem zu ſehen und zu hören brauchte.

Um 6 Uhr ſetzte ſich unſer ſtolzer Dampfer in Bewegung. Reizende Uferbilder zogen, nachdem wir die Stadt verlaſſen, an uns vorüber: prächtig grüne Reis- und Gerſtenfelder, dazwiſchen Gruppen, auch ganze Alleen von Obſtbäumen, in deren Laubwerk man Finken und Spatzen lärmen hörte; im Hintergrunde ſchön gezeichnete Hügelketten, teils mit Kulturen, teils mit kleinen Nadelholzwäldchen bedeckt — ein recht heimatliches Gemälde! Nur die Bambusgebüſche von tropiſcher Größe, welche die Ufer ſtellenweiſe einrahmen und oft eine Gruppe chineſiſcher Bauernhäuſer in ihrem ſchattigen Dunkel bergen, ſtörten die Illuſion und erinnerten daran, daß ich auf fremder Erde mich befand. Als eben die Sonne untergehen wollte, erſchien der Vollmond

am Horizonte und in diesem Zwielichte zeigte die umgebende Natur ganz wunderbare Farben; der breite Strom schimmerte wie flüssiges Metall; am Horizonte kämpften Gold und Silber mit einander und die in weiter Ferne wie riesige Leuchttürme aus dem grauen Häusermeer Kantons zum Himmel steigenden Pagoden schienen zu glühen. Eine kühle Brise erquickte herrlich nach der heißen Tagesarbeit und ungern verließ ich meinen Platz in der schönen Mondscheinnacht, als zum Essen geläutet wurde. Im Speisesalon fand ich einen chinesischen General vor; er trug den flach kegelförmigen Mandarinenhut mit Feder und blauem Knopfe, daneben aber chinesische Zivilgewänder von schwerer Seide und am kleinen Finger der linken Hand nicht einen Fingerring, sondern eine eigentliche Fingerröhre, aus teurem, smaragdähnlichem Edelsteine gedreht; der ganze Finger, mit Ausnahme der Spitze des Nagelgliedes, verschwand in dem kostbaren Gehäuse. Der Mann, der zu dick war, um martialisch auszusehen, sprach kein Wort englisch; dagegen radebrechte sein Begleiter, ein ebenfalls gut gemästeter und sehr gemütlich aussehender Kumpan, ein wenig, war auch sehr gesprächig und glaubte, ungeheuern Eindruck zu machen durch die Erzählung, daß sein Herr monatlich 4000 Dollars Barauslagen habe.

Bei Tische fühlten sich die beiden chinesischen Granden nicht behaglich und mit Messer und Gabeln gingen sie sehr unbeholfen um.* Ein noch so sorgfältig auf die Gabel aufgebauter Turm von grünen Erbsen purzelte während der holperigen Beförderung vom Teller zum Munde erbarmungslos zusammen und für die zum Empfang der großen Ladung im voraus weit geöffneten Kinnladen blieben nachher nur ein oder zwei lächerlich kleine Erbsen zu verarbeiten übrig. Schließlich vergaß die Excellenz ihrer Würde und begleitete die wankelmütige Gabelfracht mit den Fingern bis zu ihrem Bestimmungsorte. — So reich die

* Die Chinesen bedienen sich bekanntlich gewöhnlich zum Essen zweier Stäbchen

Tafel beſetzt war, ſo ſchien den Herren doch nichts zu munden, und ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich in ihrem bezopften Gedankengehäuſe folgenden Denkprozeß ſich abſpielen ſah: „Da iſt denn doch ſo ein Rattenbraten oder ein in ranzigem Oel gekochtes Raupenmus oder ein Regenwurmſalat etwas anderes als dieſes europäiſche Saufreſſen!“

Der General hatte ſeine Kabine neben der meinigen und ſchlief — von einer Wache behütet — bei offener Türe. Der ſpezifiſche Chineſenduft (vide Profeſſor Dr. Guſtav Jäger: Duftſeele) und ein grunzendes Geſchnarche waren aber derart, daß ich mein Lager auf ein Sofa des luftigen Speiſeſaales verlegte.

Morgens, halb 4 Uhr, als eben der Mond hinter dem Viktoria-Pic verſchwand, langten wir wieder in Hongkong an. Ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als an Bord der „Ancona“ zu gehen (die bei Tagesanbruch abfahren ſollte), um dort mein Billet und mein Gepäck in Empfang zu nehmen. Aber die „Ancona“ ſchlief von oben bis unten und auch ich ſank nach der ungewohnten Anſtrengung der letzten 40 Stunden ſehr bald in bleiernen Schlaf. Am Pfiff, welcher der Abfahrt des Schiffes vorausging, erwachte ich und fand kaum noch Zeit, meine Geſchäfte zu erledigen und mich — halb ſchlaftrunken — mit meinem Gepäck in ein chineſiſches Boot zu ſtürzen, als die Schraube des Dampfers zu arbeiten anfing. Drei ſchmutzige Chineſinnen ruderten mich nach dem für Japan beſtimmten Dampfer „Zambéſi“ über, woſelbſt ich mich raſch inſtallirte und dann der kohlenſtaubigen Schiffsatmoſphäre gerne wieder entfloh, um die Zeit der Abfahrt im Hotel in Hongkong abzuwarten.

Gerne hätte ich die Zeit zu einem weitern Ausfluge nach dem nahe gelegenen Makao benutzt, jener erſten portugieſiſchen Beſitzung in China, in welcher Camoëns als Verbannter ſeine Luſiade gedichtet hat. Die Stadt muß prachtvoll gelegen ſein und ein ſo herrliches Klima haben, daß die in dem Bratofen

Hongkong ſchachmatt gewordenen Europäer dort ihre Sommerfriſche ſuchen. Aber Zeit und Fahrgelegenheit ſtimmten nicht zuſammen, und ſo blieb ich denn, wo ich war, und ſah mir im Schweiße meines Angeſichts Hongkong an von oben bis unten und verweilte ſchließlich am liebſten in dem herrlichen, am Berge aufſteigenden öffentlichen Garten, wo Schatten, kühle Briſe und ſchöner Anblick auf Meer und Stadt zu finden waren. Auf dem Rückwege ſtolperte ich über einen alten Chineſen, der wie tot am Straßenrande lag. Die eben herbeikommende Polizei hatte ihn aber bald wieder zum Leben erweckt; der ſtiere, blöde Blick, die zitternden Hände und blauen Lippen, die engen Pupillen ꝛc. ließen den Opiumraucherrauſch nicht verkennen. Die Parallele mit einem beſoffenen Schnäpsler war naheliegend — wenigſtens einmal eine vaterländiſche Reminiscenz, die mir keine Sehnſuchtsgedanken heraufbeſchwor.

Nachts beſuchte ich in Geſellſchaft eines alten Engländers ein chineſiſches Theater. Es exiſtiren deren fünf in Hongkong und der Zudrang zu allen ſoll gleich groß ſein. Schon von weitem hörten wir — nach zirka halbſtündiger Sänftentour durch die chineſiſche Stadt — den Höllenlärm der Muſikanten und das Gelächter der zuſchauenden Menge. Nach Erlegung eines Dollars per Mann (die Chineſen bezahlen 2—5 Cts.) wurden wir in das große hölzerne Gebäude geführt. Ein erſtickender Qualm drang uns aus dem Raume entgegen, in welchem an 3000 Chineſen rauchend und dicht gedrängt herumhockten. Auch die Bühne war zu beiden Seiten mit rauchenden Zuſchauern beſetzt und nur ein relativ kleiner Raum blieb in der Mitte für die Schauſpieler übrig und mußte durch auf- und abgehende Polizei mit Hundepeitſchen vor dem andrängenden Publikum geſchützt werden. Uns wurde auf einer großen Galerie, auf der die chineſiſche haute volée ſich befand, ein Platz angewieſen; durch einen rohen Bretterverſchlag ſind hier Männlein und Weiblein ſorgfältig von einander geſchieden.

Sei es durch Zufall oder Malice des Führers — wir gerieten auf die Frauenseite und waren eben im Begriffe, uns hinter eine Reihe hübsch gekleideter chinesischer Mädchen, sichtbar bester Familien, häuslich niederzulassen. Potz Wetter, wie protestirten die kleinen Dinger! Eine wahre Flut unverständlicher Worte — begleitet von lebhaften Geberden — flog uns Schuldlosen an den Kopf. Endlich begriff ich aus den immer wiederkehrenden „Papas" und „Mamas", daß auf der Seite nur die Mamas seien und die Papas auf die andere gehören. Stolz auf die neue und unverdiente Würde empfahlen wir uns der Gesellschaft der kleinen 10—15jährigen Mütter und begaben uns auf die Seite der Väter, wo man uns bereitwilligst Platz machte.

Was ich hier wie schon an andern Orten, z. B. in Batavia, auf chinesischen Bühnen gesehen, ist wenig geeignet, mich für die dramatische Kunst des östlichen Reiches zu begeistern. Phantastisch gekleidete, übertrieben geschminkte Schauspieler mit unmöglichen Bärten, Spießen und andern Mordinstrumenten kommen im bekannten Theaterschritt durch die eine Türe auf die Bühne, schwatzen mit ganz unnatürlich verstellten Fistelstimmen irgend etwas, machen einige Faxen, stechen einander tot oder bezaubern sich durch irgend ein vorgehaltenes Amulet und verschwinden dann durch die andere Türe, um in kurzer Zeit prozessionsartig wieder zu erscheinen. Gewöhnlich ist eine weibliche Rolle dabei, die aber durch einen Mann mit fuchsinrot gefärbten Wangen und Lippen gespielt wird. Die begleitende Musik ist unter aller Kanone, ein schreckliches, unmelodisches, einförmiges Gequicke einiger teils gezupfter, teils gestrichener Saiteninstrumente, dem sich die Schmerzenstöne einer Art Klarinette beigesellen; das Ganze wird aber übertönt von Trommeln und Schlagbrettern aus Hartholz. Trifft sich's nun gar, daß einer der Schauspieler — gewöhnlich eine weibliche Rolle — eine Gesangsleistung zu verrichten hat, so tun einem europäischen Zuhörer wahrhaftig Ohren,

Herz und Gedärme weh. Gegen den Schluß des Stückes, in welchem ich keine durchgeführte Handlung zu erblicken vermochte, welche (wie ein neben mir ſitzender engliſch ſprechender Chineſe mir ſagte) hier auch durchaus nicht verlangt wird, kam ein imitirter chriſtlicher Altar auf die Bühne und wurde in nicht zu verkennender, aber ſkandalöſer Weiſe die katholiſche Meſſe karrikirt. Dieſe rohe Schändung wurde vom chineſiſchen Publikum gewaltig applaudirt und uns ſetzte es in unangenehmes Erſtaunen, daß dergleichen auf engliſchem Grund und Boden polizeilich überhaupt geduldet wurde. Halbtaub von dem Lärm ſuchten wir unſern Gaſthof auf, woſelbſt ich mir für den andern Morgen früh um 4 Uhr drei Kulis beſtellte, die mich zum Sonnenaufgang auf den Viktoria-Pic ſchaffen ſollten.

Im Traume verfolgten mich die wüſten Geſtalten der chineſiſchen Bühne, und wenn ich mich endlich in ſicherem Verſteck glaubte, ſo fielen Schwärme von marionettengleichen Chineſinnen über mich her und behaupteten, das ſei ihr Platz; ich ſolle mich zu den Vätern verfügen. Der Rat der Väter, eine ſteife Tafelrunde von weißbärtigen Kahlköpfen, wollte aber auch nichts von mir wiſſen und ſo wurde ich erbarmungslos hin- und hergejagt und verbrachte die ſchwüle Nacht in jenem Halbſchlummer, der mehr ermüdet als erquickt. Früh um 4 Uhr kroch ich unter meinem Moskitonetze hervor und verlangte von dem im Korridor liegenden ſchlaftrunkenen Portugieſen die verſprochenen Kulis. Die überraſchende Antwort war, daß vor 7 Uhr keine Kulis herkommen würden. Was tun? Die Sonne wartete nicht und ſpäteſtens 1/4 6 Uhr mußte ich auf dem Berge ſein, um ſie aufgehen zu ſehen. Ich ſagte dem Kerl einige Liebenswürdigkeiten und verfügte mich auf die Straße, wo ich jeden der noch ſehr ſpärlich vorbeigehenden Chineſen mit meinem Begehr anrannte. Endlich führte mich einer in eine kleine Seitengaſſe, in welcher zirka ein Dutzend des gewünſchten Artikels auf Lager war, d. h.

auf dem Pflaster ausgestreckt schlief. Ein stierähnliches Gebrüll und einige Fußtritte meines Chinesen machten die Leute munter; Toilette brauchten sie keine zu machen und so saß ich eine Minute später im Tragsessel und raschen Schrittes ging's in der sternenhellen Nacht die steile Bergstraße hinan. Aber ich hielt's nicht lange aus auf meinem Sitze; die armen Kerls von Trägern schwitzten und schnauften so bedenklich, daß ich vorzog, dies auf eigene Rechnung zu tun. Ich legte den größten Teil des Aufstieges auf kleinen Nebenwegen zu Fuß zurück und sparte mir die Wohltat des Vehikels auf den Rückweg. Trotzdem die Sonne noch nicht aufgegangen war, herrschte doch schon eine gewaltige Hitze und drückende Schwüle und ich erfuhr — was ich vorher nicht hatte glauben wollen — daß es zu gewissen Jahreszeiten für Europäer fast unmöglich ist, in Hongkong nur eine Stunde weit zu marschiren, geschweige denn bergan zu steigen. Aber meine Mühseligkeit ward belohnt, als ich oben ankam und der Himmel sein herrliches Feuerwerk losließ. Majestätisch tauchte die Sonne aus den Fluten und beleuchtete das zu meinen Füßen liegende schöne Relief, die Gebirgsinsel Hongkong mit den sie umgebenden kleinen Eilanden und der chinesischen Küste; die prächtige Bucht mit den vielen hundert Fahrzeugen aller Nationen und die malerische Mündung des Kantonflusses. Eben kam ein Bremer Dampfer in Sicht und wurde auf der Flaggenstange des Viktoria-Pic den Stadtbewohnern signalisirt. Den Rückweg nahm ich dann über die andere Seite des Berges, auf reizenden Zickzackwegen, zum Teil im Schatten blühender Büsche oder auch kleiner Gruppen von Föhren und Tannen. Dabei passirte ich ein schönes, am Meere gelegenes Lustschloß eines Grafen Douglas und dicht daneben einen nicht weniger stolzen Bau, den die Jesuiten als Erholungsstation für kranke oder rekonvaleszente Ordensbrüder eingerichtet haben.

Abgespannt und müde langte ich im Hotel an und ließ mir

von meinem ſpeziellen Freunde unter der Legion der chineſiſchen Boys, einem zirka 10jährigen gewandten Jungen mit 3 Fuß langem Zopfe, mein Frühſtück ſerviren. Ich hatte ſein Herz Tags zuvor durch ein 20Centsſtück gewonnen und der Kerl bediente mich mit einer ſtaunenswerten Aufmerkſamkeit und einer ſo detaillirten Rückſicht auf meine Schwächen und Liebhabereien, als ob er ſie wochenlang zu ſtudiren Gelegenheit gehabt hätte. Einmal Fleiſch, dreimal Kartoffeln, Muskatnuß à discrétion, viel Zucker im Thee und wenig Milch — der kleine Knirps hatte mich in den 24 Stunden vollſtändig durchſchaut.

Als Illuſtration zu den Kulturzuſtänden in China füge ich hier einige Notizen bei, die ich mir aus dem 1882er Jahrgang der in Peking erſcheinenden offiziellen Zeitung anfertigte. Genanntes Blatt veröffentlicht alle an die Regierung einlaufenden Geſuche und Beſchwerden und die darauf bezüglichen kaiſerlichen Dekrete, natürlich in chineſiſcher Sprache. Mir lag eine alljährlich herausgegebene engliſche Ueberſetzung, ein ſtattlicher Quartband, vor.

Bekanntlich iſt China ein Kaiſerreich. Der jetzt herrſchende Kaiſer Kuang Tſii iſt der Couſin ſeines 1875 an den Pocken geſtorbenen Vorgängers Tao Kuang, und erſt 11 Jahre alt. Ihm zur Seite ſteht ein Rat von vier Miniſtern, welche „nachzuſehen haben, daß nichts gegen die heiligen Bücher des Confucius und gegen den Ta-tſing-Huei-tien (d. h. geſammelte Beſtimmungen der großen neuen Dynaſtie) geſchehe“, und ſechs Regierungsräte, welche die verſchiedenen Departemente unter ſich verteilt haben. Außerdem beſteht aber ein Rat von öffentlichen Cenſoren, deſſen 40 bis 50 Mitglieder dem Kaiſer, reſp. ſeinen Miniſtern, gelegentlich Oppoſition machen dürfen.

Die jährlichen Staatseinkünfte belaufen ſich auf 75 bis 100 Millionen Pfund (1875 bis 2500 Millionen Franken), und bis zum Jahre 1874 hatte China keine Staatsſchuld. Durch neuere, namentlich militäriſche Anſchaffungen hat es ſich aber ſeither bei

der Hongkong-Shanghai-Bank verschuldet. Das stehende Heer ist zirka 850,000 Mann stark; darunter sind aber noch einige Hunderttausende von Bogenschützen, die mit Feuerwaffen nicht umzugehen wissen.

Meine Notizen aus der Pekinger Regierungs-Zeitung sind folgende:

30. August: Tsen-Kuo-Ch'uan, Gouverneur-General von Shan-kan, bittet wegen Krankheit um Entlassung von seiner Stelle. Sein Leben sei nicht mehr wert als das eines Hundes oder Pferdes. Sollte er von seiner Krankheit genesen, so wolle er vor den Pforten des kaiserlichen Palastes erscheinen, sein Haupt in den Staub legen und um Wiederanstellung bitten.

Kaiserliches Reskript: Drei Monate Urlaub zur Kräftigung der Gesundheit. Nicht entlassen.

5. Juni: Hsiang Hseng, Gouverneur von Ch'abar, bittet um die Erlaubnis, einem militärischen Obersten, der wegen Vernachlässigung seiner Pflicht drei Jahre Straßenarbeit zu verrichten hatte und nach Ablauf dieser Zeit die vorgeschriebene Taxe nicht bezahlen konnte, 100 Stockstreiche und zwei Jahre Gefangenschaft geben zu dürfen. — Bewilligt.

6. Juni: Lin Chingt'ang bittet um eine Ehrenmeldung für eine Konkubine des verstorbenen Gouverneurs vom Suitai-Distrikt, welche vier Monate lang ihren kranken Herrn pflegte, ohne die Kleider zu wechseln, und nach seinem Tode sich mit Schaumgold vergiftete. — Bewilligt.

22. Juni: Memorial des Gouverneurs von Yünnan, worin er um Kassation und Einvernahme des Magistrates von Chiangchuan bittet, welcher drei Gefangene so schlagen ließ, daß alle drei kurze Zeit darauf ihren Wunden erlegen sind. Nach seiner Meinung sollte die Folter nur in Fällen von Raub oder Mord angewandt werden; bei einfachem Diebstahl müsse erst eine genaue Untersuchung vorausgehen.

Kaiserliches Reskript: Angelegenheit soll untersucht werden.

1. Juni: Es wird eine Ehrenmeldung verlangt für eine Tochter, welche sich ein Stück Fleisch mit den Zähnen aus ihrem Arm riß, dasselbe zerhackte und mit der Medizin für die kranke Mutter mischte, um dieselbe gesund zu machen. — Bewilligt.

Am 1. Januar, als dem ersten Tage des ersten Monates des siebenten Jahres der Herrschaft des Kaisers Kuang Tsii, meldet der kaiserliche Hofastronom, daß der Wind am heutigen Tage von einer guten Seite blase und langes Leben und gute Ernte bedeute.

2. Januar: Klageschrift eines Offizierskorps über zwei höhere Offiziere, die sich unterstanden, ihre Kinder zu einer Zeit mit einander zu verheiraten, zu welcher Hoftrauer herrschte. Die Kläger machen den Vorschlag, die Schuldigen sofort zu degradiren und zu entlassen, und bedauern, nach dem Gesetze keine höhere Strafe beantragen zu können. Am Schlusse der Schrift moralisiren sie in folgender Weise: „Ein Staat kann nur nach fundamentalen Grundsätzen (fundamental principles) gut regiert werden; was soll aber aus dem Staate werden, wenn man diese Grundsätze nicht beachtet?“

5. Januar: Ein Gouverneur bittet um Weihrauch, Feuerwerk und Goldpapier, um den Gott eines Flusses zu beschwichtigen, der über die Ufer getreten sei und großen Schaden angerichtet habe.

24. Dezember: Kaiserlicher Erlaß: Gestern gaben Wir unsere Zustimmung zu einem Vorschlage von Yang-Changchün, einen Tempel zu Ehren Chi Shans, ehemaligen Gouverneurs von Shan-kan, zu errichten. Ch'en Paosh'en berichtet Uns heute, daß der Verstorbene, weit entfernt davon, Verdienste zu haben, sich sogar Nachlässigkeiten zu schulden kommen ließ. Wir ziehen

alſo Unſern Konſens zurück und erteilen einen ſtrengen Verweis für die Nachläſſigkeit, Uns einen ſolchen Vorſchlag zu machen.

6. Oktober: Bericht des Richters Li Yühna: In Hſinhua Hſien werden von Klägern und Gefangenen Geldbußen erpreßt, Zeugniſſe zurückgehalten, Unterſuchungsgefangene eingeſperrt, bis eine gewiſſe Summe Geldes bezahlt iſt. Es exiſtiren daſelbſt über 2000 Gerichtsdiener und nicht regiſtrirte Unterangeſtellte, welche dies Geſchäft beſorgen und die Bewohner ausſaugen.

Kaiſerliches Reſkript: Die kompromittirten Oberangeſtellten ſollen ſofort entlaſſen und durch andere erſetzt werden.

Auffallend iſt, wie wenig in dieſer Zeitung — welche alſo doch das einzige ſtaatliche Publikationsorgan iſt und genau die Verhandlungen und Verordnungen der kaiſerlichen Räte bringen ſoll — den Beziehungen mit den europäiſchen Mächten Aufmerkſamkeit geſchenkt iſt. — Im ganzen mir vorliegenden Jahrgange finde ich ferner keine einzige geſetzgeberiſche Leiſtung. Dagegen nimmt das Ceremoniell bei Anlaß des Todes der alten Kaiſerin Tzu-An-Tuan-Yu-K'ang-Ch'ing-Chao-Ho-Chwang-Ching — nota bene: Das Ausſprechen dieſes Namens iſt ein ſchleimbeförderndes Mittel und ſei Biertrinkern als morgendliche Rachen-Gymnaſtik beſtens empfohlen — der Tante des jetzigen Kaiſers, viele Seiten ein, und eine Unzahl von darauf bezüglichen Verfügungen und Erlaſſen erſcheinen noch Monate lang nachher. Die kaiſerliche Proklamation am Todestage der Kaiſerin (9. April) iſt voll von jenem Schwulſte, den die chineſiſche Hofetiquette verlangt und der ſich beſonders komiſch ausnimmt, wenn man bedenkt, daß er einem damals 9½jährigen Jungen in den Mund gelegt wird, der ſeine Mutter noch hatte und dem die kaiſerliche Tante — wie ich höre — ſehr gleichgültig war.

„Wir klagten Unſer Leid dem Himmel", heißt es z. B. in dieſer Proklamation, „Wir warfen Uns in den Staub und

ſchrieen laut in unſerem Schmerze; Unſer Jammer kannte kein Ende“ u. ſ. w. Und in einer Abſchiedsrede, welche als von der ſterbenden Kaiſerin ausgehend dem Volke zugeſtellt wurde, heißt es: „Wir wurden den 9. des Monats plötzlich krank; Unſere Krankheit wendete ſich zum Schlimmen, bis am 11., 7 Uhr nachmittags, Uns Unſere Sinne zu verlaſſen begannen, und Wir fühlten, daß Wir nur noch kurze Zeit zu leben haben werden. Unſere Jahre ſind 45. Faſt 20 Jahre ſind Wir Mutter des Landes geweſen und haben viel Ehren erfahren. Sollten Wir alſo unzufrieden ſein? Nein! — Wir haben nur einen Gedanken, der Uns beim Sterben quält: Der gewaltige Kummer möchte den Herrn der Herren ſo niederdrücken, daß ihm die Aufgabe, das gewaltigſte der Reiche zu regieren, dadurch erſchwert wird.“

Auch dieſe tragiſchen Worte wirken durchaus komiſch, wenn man weiß, daß dem Herrn der Herren als 9½jährigem Bengel (auch die gekrönten Häupter werden dieſes Stadium des Knabenlebens durchmachen) das Reich und ſeine Verwaltung noch höchſt Wurſt war und er noch leicht durch Mandeln und Roſinen von einer eventuellen traurigen Gemütsſtimmung befreit werden konnte. —

Meine Späherarbeit in dem rieſigen und mir in allen Beziehungen ſo fremden chineſiſchen „Amtsblatte“ wurde ſchließlich dadurch belohnt, daß ich zu meiner Freude einen befreundeten Namen darin vorfand. Unterm 4. Juni beklagt ſich nämlich der Gouverneur General von Two Kuang, daß die gelieferten Feuerwaffen größtenteils in unbrauchbarem Zuſtande angekommen ſeien und verlangt dringend 2000 Martini-Gewehre.

Gerne entfloh ich ſo bald wie möglich der heißen Stadtatmoſphäre und begab mich ſchon um 10 Uhr an Bord des „Zambéſi“, der um 12 Uhr abfahren ſollte und auch pünktlich Wort hielt. Bei ſengender Sonne und abſoluter Windſtille ver-

ießen wir den herrlichen Golf; ſo lange wie möglich haftete mein Auge an dem wunderbaren Panorama, das ſich an Schönheit mit demjenigen von Neapel und Ajaccio meſſen kann.

Unſere Fahrt nach Nagaſaki war anfangs von gutem Wetter begünſtigt. Das Barometer ſtund hoch und das Geſpenſt des chineſiſchen Meeres in dieſer Jahreszeit — der Taiſun — ſchien uns zu verſchonen. Hatte doch wenige Tage vorher ein ſolcher Wirbelorkan in Shanghai gräßlich gewütet und — wie man mir ſpäter erzählte — auch unſer gutes Schiff „Sindh", mit dem ich bis Singapore gefahren, auf offener See überraſcht und derart mitgenommen, daß Takelwerk, Verdeckkabinen und ſämtliche Rettungsboote über Deck flogen und der Dampfer als halbes Wrack im nächſten Hafen anlangte.

Unſere Geſellſchaft beſtand aus den zwei Engländern und dem deutſchen Handelsbefliſſenen, mit welchen ich in Kanton geweſen war. Dann hatte ſich in Hongkong als neues, ſehr unterhaltendes Element zu uns geſellt ein feingebildeter chileniſcher Pflanzer aus Santiago, mit dem ich gute Bekanntſchaft ſchloß und der auch in Japan ſo lange als möglich mein getreuer Reiſegefährte blieb. Ein altes Ehepärchen aus England, welchem das weiße Haar die Reiſeluſt noch nicht benommen hatte, war auf einer Vergnügungstour von Auſtralien hergekommen, wollte Japan ſehen und über Indien wieder heimkehren. Der unzertrennliche Begleiter der kinderloſen Leutchen war ein alter, magerer Köter, der Inbegriff von Häßlichkeit und Griesgrämigkeit. Ein jüngeres Ehepaar, ebenfalls aus Auſtralien kommend, hatte zwei reizende Kinder mit. Der 2½jährige Junge war ein Prachtskerl mit krauſem, blondem Lockenkopf, blauen Augen und dicken Backen und Waden, aber ein unbändiger Wildfang. Das gab ein Bild zum Malen, wenn der in ſeinem Matroſenkleide mit keck geſpreizten Beinen auf dem Verdecke ſtand, und, die Arme trotzig auf die Hüften geſtemmt, der etwas mangelhaften mütter-

lichen Autorität entgegenzutreten versuchte. Da brauchte man aber nur den Pfiff oder die Schritte des Papas — eines Schottländers von altem Schrot und Korn — zu hören, so änderte sich die Situation und der Junge wurde zahm wie eine Taube. Sein drei Jahre älteres Schwesterchen war ein Muster von Folgsamkeit und Artigkeit (wie ja die Mädchen überhaupt!). Das gute Kind kam in sichtbare Verlegenheit, wenn der Trotzkopf von Bruder vor den fremden Leuten sich unartig oder wild aufführte, und suchte ihn in ganz rührend mütterlicher Weise zum Bravsein zu überreden. Beide Kinder wurden meine Freunde, das Mädchen sofort, der Spitzbube erst, nachdem ich seine Gunst durch verschiedene Kunststücke erworben hatte. — Ein veritabler Affe, ein schönes und fideles Tier aus Zanzibar, befand sich als gemeinschaftliches Eigentum der Matrosen auch auf dem Schiffe und den darf ich hier zu erwähnen nicht vergessen, denn er hat uns durch die Fratzen, die er schnitt, und die Sprünge, die er machte, oftmals unterhalten — die großen und die kleinen Kinder. Auf dem Meere ist man eben anspruchslos in seinen Vergnügungen und mit wenigem zufrieden. — Erster Klasse fuhr ferner ein reicher chinesischer Seidenhändler aus Kanton, der stets schmunzelnd auf demselben Flecke saß und dann und wann aus einer silbernen Pfeife einige Züge rauchte.

Endlich muß ich noch von einem Originale erzählen, das in Hongkong sich mit uns einschiffte. Es war ein Amerikaner, die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, aber meist — betrunken. Als ich ihn schon am ersten Abend in diesem Zustande am Kajütentische antraf, mochte er mir meine Ueberraschung anspüren und sagte entschuldigend und mit jenem bekannten, von Gluckſen unterbrochenen, versimpelten Lächeln, bei dem die Augenlider sich zur Hälfte schließen und die Backen wie Segel im Windstoß sich aufblasen: „Ich solle mich ja nicht über seinen Zustand wundern; er sei jeden Abend betrunken.“ Damit glaubte

er ſich vollſtändig rehabilitirt. Andern Tages kam er auf den Chilenen zugeſchritten, deſſen Kabinennachbar er war und deſſen Bekanntſchaft er noch nicht gemacht hatte, und ſagte im vertraulichſten Tone, er möchte entſchuldigen, er habe ſich erlaubt, einen Schluck aus ſeiner Cognacflaſche zu trinken; die Türe der Kabine ſei offen geſtanden und da habe die Flaſche ſo verlockend hereingewunken. Dann verſchwand er wieder und eine halbe Stunde ſpäter meldete der Steward die auffällige Tatſache, daß die betreffende Cognacflaſche leer ſei und der Amerikaner wie ein Mehlſack in ſeiner Koje liege und ſchlafe. Dem Chilenen ging dieſe nordamerikaniſche Gemütlichkeit faſt zu weit; aber als der Sünder Tags darauf ſeine unwiderſtehlich zum Lachen reizende Phyſiognomie mit der derben Schnauze — wie Oberländer ſie ſeinen Biergeſichtern hinzeichnet — präſentirte und ſo gar nicht das Bewußtſein einer Schuld zeigte, ſondern durch Reſtitution der Cognacflaſche ſeine Pflicht vollſtändig getan zu haben glaubte, da ſchwand der Unmut und es wurde ſtillſchweigend Ablaß erteilt. Der Amerikaner war übrigens — wie geſagt — abgeſehen von ſeinem Laſter gar kein übler Kerl und konnte uns, wenn er nicht betrunken war, als vielgereister Mann mancherlei wichtige Aufſchlüſſe erteilen.

Nachdem wir am 19. Auguſt die Inſel Formoſa paſſirt hatten und ins offene chineſiſche Meer hinausgeſteuert waren, änderten ſich See und Wetter. Der Himmel verdüſterte ſich, und aus Norden begann ein Wind zu blaſen, der unſerm Vorwärtskommen ſehr hinderlich war und das Meer in kurzer Zeit mit ſchäumenden Wellen bedeckte. Auf dem Schiffe traf man alle Vorbereitungen für böſe See: Die Segel wurden doppelt feſt gebunden, alles Mobile vom Deck entfernt und ſämtliche Lucken verſchloſſen. Wir ſollten am 22., morgens, in Nagaſaki ankommen, waren aber am Nachmittag desſelben Tages noch 200 Meilen davon entfernt. Die meiſten Paſſagiere lagen krank

in ihrer Kabine und ſogar der Chilene, der eben erzählt hatte, er wiſſe nicht, was Seekrankheit ſei, wurde eines Mittags plötzlich ſo nervös — wie er ſagte — und ſchlüpfte auch in ſeine Kiſte. Bis zum Abend des 22. verſchlimmerte ſich das Wetter beſtändig, und nachts erhob ſich ein eigentlicher Orkan, der uns erbarmungslos herumwarf und mich unter anderem nicht ſehr ſanft von meinem Lager auf den Boden ſchmiß. Wie wir nachher erfuhren, hatten wir es mit dem Ausläufer eines Taifun zu tun, der am nämlichen Tage in Shanghai wütete und im Vergleich zu dem unſer „Stürmchen“ eine Kleinigkeit geweſen ſein ſoll. Nach langer Nacht brach endlich der Morgen an und mit aufgehender Sonne legte ſich der Sturm. Um halb 9 Uhr ſahen wir am nordöſtlichen Horizont eine blaue Gebirgskette, den erſten Gruß von Japan.

Wie durch einen Zauberſchlag veränderte ſich das Leben an Bord. Der Amerikaner, der die ganze Nacht durch ſein in allen Tonarten und Klangfarben variirtes Geſtöhn mich unterhalten und bei Tagesanbruch eine beklagenswerte Phyſiognomie und einen vollſtändig gebrochenen Körper präſentirt hatte, nahm ſich einen Brandy Soda, warf ſich in neue Gewänder und erſchien als ganz verwandelter Menſch auf dem Verdeck, das er, den Yankee-Doodle pfeifend, durchſchlenderte. Der chileniſche Pflanzer hatte ſeine ganze Nervoſität verloren und rauchte vergnügten Sinnes ſeine Havanna. Der chineſiſche Seidenhändler, der ſeit dreimal 24 Stunden unſichtbar geweſen war, erſchien ſchmunzelnd, als ob nichts paſſirt ſei, auf dem Plane. Die Kinder, deren Aechzen mir ſtets am meiſten zu Herzen gegangen war, hatten alles Leid vergeſſen und freuten ſich königlich über eine Maus, die ich aus einem Nastuch für ſie anfertigte. Alles lachte und blickte frohen Mutes nach der immer deutlicher werdenden Küſte hin, unter deren ſchützendem Einfluſſe denn auch das bisher noch hoch gehende Meer immer ruhiger wurde. Sogar der Affe aus

Zanzibar, der ſich ſeit zwei Tagen unter einem Segeltuch verkrochen und weltſchmerzlich jede Nahrung von ſich gewieſen hatte, kam hüpfend zum Vorſchein und wußte vor Uebermut nicht, wie er ſich geberden ſollte. Um ſeine innerliche Gehobenheit zu zeigen, ſchnellt er ſeine hintere Partie einige Dutzend Male raſch in die Höhe und rüttelt wie verrückt an ſeiner Kette. Eine präſentirte Banane ſchmeißt er mir gegen alle Achtung an meine ahnungslos exponirte Stirne.

Jetzt erſcheint auch das alte Pärchen auf Deck. Der greiſe Papa ſchmaucht vergnügt ſeine Pfeife. Die Mama trägt ihren alten, zahnloſen Schoßhund im Arm und verſucht, ihn mit vorgekauten Biſſen zu füttern, welche das ſtarrköpfige und noch ſeekranke Hundevieh hartnäckig refüſirt. In große Verlegenheit und moraliſche Entrüſtung kommt die gute Dame, als der alte Köter die Beinkleider des engliſchen Lords in ſehr unreſpektirlicher Weiſe zu verwenden ſich anſchickt.

Die Küſten nehmen immer deutlichere Geſtalt an; man erkennt einige weiße Leuchttürme auf felſigen Vorgebirgen; dahinter grüne, zum Teil bewaldete Berge. Der Meeresſpiegel iſt unterdeſſen ganz glatt geworden; wir befinden uns ſchon im Schutze der großen Bucht, in welcher — durch vorgeſchobene Inſeln dem Auge noch verborgen — Nagaſaki liegt. Der Pilot kommt hergefahren und in ſeinem kleinen Dampfer ſehen wir die erſten Japaneſen, faſt ganz nackt bis auf einen Leibgurt und ein Kopftuch. Die gelbbraunen Leiber und die breiten, grobknochigen Geſichter zeigen große Aehnlichkeit mit dem malayiſchen Typus. Jetzt laſſen wir rechterſeits eine freundliche, grüne, hügelige Inſel liegen, deren Reisfelder und Matten terraſſenförmig aufſteigen; im Schatten eines förmlichen Waldes von Obſtbäumen liegt ein japaniſches Dorf. Linkerſeits paſſiren wir die Pappenberg-Inſel, die in der Zeit der japaniſchen Chriſtenverfolgung anno 1637 eine traurige Berühmtheit erlangt hat. 1000 Chriſten, welche

lieber ſterben, als — wie ihre Verfolger verlangten — das Kreuz mit Füßen treten wollten, wurden von dieſem Felſen herab ins Meer geſtürzt. In Magibaz, unweit Nagaſaki, im Innern des Landes, ſtarben zu gleicher Zeit 37,000 Chriſten im Kampfe als Märtyrer ihres Glaubens. — Die Bucht verengt ſich und ſcheint keinen Ausgang zu haben. Plötzlich aber dreht das Schiff und fährt zwiſchen zwei gewaltigen Felſen durch, worauf Nagaſaki ſichtbar wird. Mit einem Schlag hat das Auge eines jener freundlich-ſchönen Landſchaftsbilder, wie ſie in Japan häufig zu ſehen ſind: an einer maleriſchen Bucht gelegen eine hübſche Stadt, deren prächtige Tempelhaine und -Bauten ſchon von weitem erkennbar ſind. Den Hintergrund bilden in überaus ſchöner Weiſe Hügel mit Reiskulturen und prachtvollen Nadelholzwäldern. Mittags halb 11 Uhr lag der „Zambéſi“ in Nagaſaki vor Anker und eine halbe Stunde ſpäter betrat ich erwartungsvoll den japaniſchen Boden.

VIII.

Auf dem ſtillen Ozean. — Rückblicke auf Japan. — Japaniſche Flora und Fauna. — Erdbeben und Vulkane. — Charakter der Japaner. — Nagaſaki. — Religion der Japaner. — Fahrt durch das Binnenmeer nach Kobe. — Oſaka.

Stiller Ozean, den 9. Oktober.
151° W. L. 38° N. B.

Es war in der Nacht vom 22. auf den 23. September, als mich in Yokohama einige Söhne Helvetias, mein Gaſtfreund, Herr Z. aus Winterthur, Herr D. von Frauenfeld und Herr St. von Baſel, an Bord des amerikaniſchen Dampfers „City of Rio de Janeiro“ begleiteten, der bei Tagesanbruch in See gehen ſollte. Wir hatten im Deutſchen Klub in weiterm Kreiſe ziemlich lange

beim Abſchiedsbier geſeſſen und die Kahnfahrt in der kühlen, ſternenhellen Nacht wirkte ungemein wohltätig auf unſere heißen Gemüter und erfriſchte Reden und Gefühle. Auf der Schiffstreppe fand der letzte Händedruck ſtatt; „auf Wiederſehen daheim!“ hieß es; dann entglitt der Kahn, aber nicht geräuſchlos; einige Hochs erſchütterten die friedliche Nachtluft Yokohamas; der Mond verzog ſein Geſicht über dem lauten Abſchied und die Schiffsmaſten fingen verdrießlich an zu knarren, als ob ſie eben aus dem Schlafe geweckt worden wären. Bald aber ward's ruhig wie vorher und ich ſtund allein und am Ende meines Aufenthalts in Japan, der mir mehr wie ein Traum als wie wirklich Erlebtes vorkam. Als ich morgens erwachte, befand ſich unſer Schiff ſchon ein gutes Stück unterwegs und rollte in der ziemlich bewegten See ſo heftig, daß ich beim Verſuche, mich den andern Paſſagieren vorzuſtellen, ſofort mit einem heftigen Anfall der Seekrankheit debütirte und Leidensgefährten genug vorfand. Wind und Wetter blieben über eine Woche ſehr ungünſtig, ſo daß wir nur 130—150 Meilen per Tag zurücklegten (anſtatt 300). Nachts war es gar ungemütlich; manche Paſſagiere wurden durch das eindringende Waſſer aus ihren Kabinen vertrieben. Der Anprall der Wogen an unſern eiſernen Schiffspanzer dröhnte wie Kanonendonner, und um uns ein kleines Zeichen ſeiner Macht und Kraft zu geben, zertrümmerte das Meer durch eine Sturzwelle eine mächtige eiſenbeſchlagene Türe mit ſamt den eiſernen Balken, die ſie feſtrammten, und drang in Strömen herein; zwei Matroſen mußten ſchwer verwundet weggetragen werden. — Das iſt der „ſtille Ozean!“ Wahrſcheinlich war er nur anläßlich der Tag- und Nachtgleiche ſo ſtürmiſch. Endlich — ſechszehn Tage nach unſerer Abreiſe von Yokohama — iſt das Wetter ganz gut geworden, und wir hoffen, bis in einer Woche in San Franzisko zu ſein.

Eine Fahrt über den großen Ozean iſt durch grenzenloſe

Oede charakterisirt. Kein einziges Schiff bekamen wir bis jetzt zu Gesicht; das einzige, was die Szenerie etwas belebt, sind 10 bis 12 Sturmmöven, welche tagsüber dem Schiffe mit Gekreisch folgen und die abfallenden Brocken auffangen. Nachts lassen sie sich schwimmend von den Wellen tragen und haben schon bei Tagesanbruch das vorausgeeilte Schiff wieder erreicht. Diese Vögel besitzen, wie ich an einem durch Zufall gefangenen Exemplare sah, große Schwimmhäute und schwimmen mit der Leichtigkeit der Enten.

So weit das Auge reicht, ist sonst nichts zu sehen als Himmel und Wasser; sind wir doch nach allen vier Himmelsgegenden mindestens 2000 Meilen vom Land entfernt (Asien, Amerika, Sandwichsinseln, Aleuten). Bei einer Katastrophe wäre an Rettung natürlich nicht zu denken und die Flucht auf einem Rettungsboote nur die Verlängerung der Todesangst oder ein Vertauschen des Ertrinkungstodes mit dem Hungertode.

Auch das Leben an Bord wird auf die Dauer einförmig; doch habe ich Bücher, Feder und Tinte und eine in Yokohama gekaufte Geige (und was für eine!) mit drei Saiten als Präservativ gegen Langeweile. Dann fand ich gute Gesellschaft in der Person eines Bremer Herrn, der im Auftrage der japanischen Regierung nach Europa reist, um daselbst die Technik der Torpedofabrikation sich anzueignen und nachher in Japan eine Fabrik einzurichten. Das Fabrikationsgeheimnis wird nicht billig erkauft; vorläufig hat das japanische Kriegsministerium 50 Stück à 10,000 Mark per Stück bei der Berliner Fabrik gekauft und muß weitere 50 nachbestellen oder 200,000 Mark bar bezahlen, wenn ihr Abgesandter das Hauptgeheimnis (Darstellung des Bronzemantels) erfahren soll. — Die übrige Gesellschaft erster Klasse rekrutirt sich aus England, Amerika und Japan. Die anderen Schiffsklassen sind mit Chinesen gefüllt. Eines Individuums darf ich nicht vergessen; hält es doch treu zu mir Tag

und Nacht und ſt nie ſchlechter Laune, ſondern ſtets freundlich wedelnd und zu Kunſtſtücken bereit. Es iſt Tſchiſei,* der kleine Schiffshund, deſſen Wiege, wie ſchon der Name ſagt, in Japan ſtund. Freilich erfuhr unſer freundſchaftliches Verhältnis beinahe eine kleine Störung, als ich die Entdeckung machte, daß er einen unter meinem Bett liegenden Schwimmgürtel — verlockt durch die glückliche Konfiguration — als Watercloſet benutzt hatte. Der Sünder fühlte ſich aber ſo gar nicht ſchuldig, als ich ihm ſein Verbrechen vorhielt, und wedelte ſo freundlich drauf los, daß ich Gnade für Recht ergehen ließ. Weniger mild verführe ich, wenn's in meiner Macht ſtünde, mit den abgeſeimten amerikaniſchen Stewards, die mir aus einer von Yokohama mitgebrachten Kiſte Bieres heimlicher Weiſe 25 Flaſchen weggetrunken haben und dabei ſich ſo unſchuldig ſtellen wie der Hund neben dem Schauplatz ſeiner Tätigkeit, dem Schwimmgürtel.

Doch zurück nach Japan. Ueber dieſes „Wunderland" ſind in den letzten dreißig Jahren Legionen von Büchern geſchrieben worden. Das verhindert aber ja nicht, daß ein einfacher Gelegenheitsreiſender, auch wenn er nur relativ kurze Zeit dort zubrachte, ſeine ſubjektiven Eindrücke und Erlebniſſe auch zu Papier bringe. Ich kam mit hochgeſchraubten Erwartungen nach Japan und hatte keinerlei Täuſchungen zu erfahren. Wahrhaftig, es iſt ein herrliches Land, vereinigt die Vorzüge der gemäßigten Zone mit denjenigen der Tropen, ohne ihre Nachteile zu beſitzen. Das Klima darf ein vorzügliches genannt werden und zeigt die wohltätige Abwechslung von Sommer und Winter, wenn auch nicht in der Schroffheit des nördlichen Teiles der gemäßigten Zone. Die wichtigſte Pflanze der Tropen, den rieſigen Repräſentanten der Familie der Gräſer, den Bambus, das unentbehrlichſte Baumaterial, auf deſſen vielſeitige Verwendung ich noch zu ſprechen

* „tschisei" heißt „klein."

komme, beſitzt Japan in reichem Maße und daneben einen Blütenſchmuck, wie er dem tropiſchen Indien oder wohl den Tropen überhaupt fehlt (wilde Camelien, Magnolien, Azaleen, Hortenſien ꝛc.) und Nadelhölzer von einer Größe und Schönheit, die unſer Staunen erregen; die Kryptomerien, welche als dichte Haine die japaniſchen Tempel beſchatten, ſind die ſchönſten Bäume, die ich je geſehen habe. Die großenteils gebirgige Konfiguration des Landes ermöglicht eine Vielſeitigkeit der Vegetation, auch der Fauna, die in andern Ländern vergeblich geſucht wird. Gedeiht doch neben dem Bambusrohr und der lorbeerblätterigen wintergrünen Eiche auch die nordiſche Kiefer und exiſtirt neben dem Affen auch der Bär. Die Fauna iſt überhaupt wie die Flora eine ſehr reiche und zeigt eine ganze Reihe bemerkenswerter Formen, von dem hochgeſtellten rotwangigen und menſchenähnlichen Affen bis hinab zu den Protozoen. Und zwar fehlen glücklicherweiſe, abgeſehen von einer giftigen Natter, alle jene Tiere, welche das Leben „unter den Palmen“ gelegentlich ungemütlich machen, große Schlangen, wilde Katzenarten (Tiger), große Eidechſen (Krokodile), Skorpione u. ſ. w., und ſogar die Wanze hat ſich bis jetzt in dem begnadigten Lande nicht gezeigt. Den Jäger entzückt ein reiches Wild: Faſanen, Schnepfen, Wachteln, Haſen, Hirſche, Füchſe, im Norden auch Bären. Im Rieſenſalamander, der in Japan *allein* vorkommt und bis 160 cm lang wird, ſahen wir einen Tiertypus, der in Europa nicht mehr der Jetztzeit angehört; ſein Vetter (Andrias Scheuchzeri) ſtarb längſt aus und liegt in den Oehninger Schichten begraben.

Ein großes Damoklesſchwert hängt aber über dem ſonſt ſo geſegneten Japan: es hat mehr als alle andern Länder unter der oft verderblichen Wirkung unterirdiſcher Kräfte zu leiden. Erdbeben und vulkaniſche Eruptionen haben denn auch im Laufe der Jahrtauſende die geologiſchen Lagerungsverhältniſſe der japaniſchen Inſelwelt ſo durcheinander geworfen und verwickelt, daß

ihr Studium für die Geologen eine sehr schwierige und noch kaum angefangene Arbeit ist. Der gewaltigste Vulkan Japans, der 90 Kilometer westlich von der Hauptstadt Tokio gelegene Fusi-Yama, erhebt sich über breiter Basis 3750 Meter hoch als herrliche Pyramide isolirt in die Luft; er gehört zu Japan wie der Vesuv zu Neapel und kehrt mit seinem schneebedeckten Gipfel tausendfältig auf japanischen Kunstwerken wieder, gemalt auf Papier, Porzellan und Lackwaaren, gestickt auf Seide, ziselirt oder eingelegt in Bronze und geschnitzt aus Holz oder Elfenbein. Seine letzte große Eruption fand 1707 statt; es kamen dabei 53,000 Menschen ums Leben und durch gleichzeitig stattfindende Erdbeben und Ueberflutung der Küstengebiete durch das Meer weitere 200,000. Kein Jahr vergeht in Japan ohne zahlreiche kleinere und größere Erdbeben. Die letzte große Erschütterung (1855, November) hat in Tokio 104,000 Menschen das Leben gekostet und 18,000 Häuser zum Einsturze gebracht; im Anschluß daran brach an 30 Orten gleichzeitig Feuer aus, und was das Erdbeben verschont hatte, vernichtete die Flamme.

Es wird von Ethnologen behauptet, das Gemütsleben eines Volkes sei direkt abhängig von dem Naturcharakter seiner Wohnstätten; da wo die Natur mit gewaltigen Schreckmitteln den Menschen ängstigt, soll das Gemüt eingeschüchtert, verfinstert und der Aberglaube an übersinnliche Mächte geweckt werden. Japan liefert den strikten Gegenbeweis: Sein Volk ist das heiterste, kindlich froheste der Welt, stets zu Scherz und Schelmereien geneigt und in religiösen Dingen außerordentlich sorglos.

Wer nur kurze Zeit bei den Japanern lebt und sieht, wie scheinbar geschickt und leicht sich das emsige Volk die Errungenschaften europäischer Zivilisation aneignet, wie gefällig und freundlich es dem Fremden gegenüber ist, wie wohltätig seine Reinlichkeit gegenüber dem grenzenlosen Schmutz der Chinesen absticht, der wird des Lobes voll sein über das nette Völklein.

So lauten auch die Berichte vieler Reisender außerordentlich günstig über den japanischen Charakter. Wer aber lange Zeit in Japan zubrachte, lernt an den Bewohnern auch mancherlei unangenehme Seiten kennen, die dem Globetrotter entgehen und ich habe von einem deutschen Kaufmann in Kobe sogar das scharfe Wort gehört: Je länger man die Japaner kennt, desto mehr verachtet man sie. Sicher ist, daß neben vielen guten Eigenschaften auch Oberflächlichkeit, Unzuverlässigkeit und Lügenhaftigkeit ihren Charakter kennzeichnen. Dagegen möchte ich nicht unbedingt in das Lamento einstimmen, welches viele Reisende über die „Immoralität und Schamlosigkeit" des japanischen Volkes erheben. Weil sie gelegentlich Japaner beiden Geschlechtes ungenirt im nämlichen Gemache baden sahen oder weil sie da und dort erfuhren, daß die Nacktheit durchaus nicht als etwas Unziemliches betrachtet wird, glaubten sie sich berechtigt, diesem Volke eine niedere Stufe der Gesittung zuzuschreiben. Dies ist ungerecht. Die Begriffe von Anstand und Sitte sind keine absoluten, sondern wechseln nach Zeit, Ort und anderen Faktoren, und man darf gewiß den sittlichen Wert eines Volkes nicht nach dem Bedürfnis seiner Körperverhüllung abschätzen, da man doch aus der Völkerkunde erfährt, daß Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschließen, daß einzelne Stämme, wie die Eskimos und die Neuseeländer, ihre Kleider nur zum Schutze gegen die Witterungseinflüsse tragen und von Schamhaftigkeit keinen Begriff haben, und daß bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen, bald jenen Körperteil zu verhüllen gebietet. Gilt doch bei den Araberinnen die Entblößung des Gesichtes als das Unanständigste. Hottentottenfrauen lassen sich durch nichts bewegen, ihre Hauben vom Kopfe zu nehmen und das Hinterhaupt zu entblößen, und eine Chinesin hält sich für tötlich beschimpft, wenn ein Mann ihren künstlich verkümmerten Fuß sehen will. So ist der Anstand etwas, worüber Brauch und Sitte entscheiden, und ein frommer

Muſelmann, der ſich an arabiſche Frauenſitte gewöhnt hat, würde wahrſcheinlich die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen, wenn er einen europäiſch ziviliſirten Ball mit anſähe.

Nun fällt aber allerdings jedem Fremden, der zum erſten Male nach Japan kommt, der gewaltige Kontraſt zwiſchen Kulturſtufe und gewiſſen Sitten auf. Einerſeits hat ſich das japaniſche Volk die wichtigſten Errungenſchaften europäiſcher Ziviliſation angeeignet, arbeitet mit Dampf und Elektrizität, ſaugt Milch vom Buſen der deutſchen alma mater, imitirt das franzöſiſche Militärweſen bis auf den Gamaſchenknopf; anderſeits ſteht es noch auf dem Boden jener paradieſiſchen Naivetät, welche die Anwendung des Feigenblattes noch nicht kennt* oder nicht für nötig hält. Dieſer Kontraſt erklärt ſich dadurch, daß die Japaner aus ihrem relativen Naturzuſtande faſt ohne Bindeglied ſich auf die oberſten Sproſſen der Kulturleiter heraufgeturnt haben und nun dort herumbalanciren, ohne die vorhergehenden Stufen zu kennen oder ihnen Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Wollen ſie aber oben bleiben, dann müſſen ſie unter allen Umſtänden das Verſäumte nachholen und die Zwiſchenglieder der Entwicklung auch durchmachen; denn ſoll eine errungene Qualität Beſtand haben und ſich vererben können, ſo darf ſie nicht ſprungweiſe erworben ſein, ſondern muß ſich nach den Regeln der Descendenz entwickelt haben. Sind einmal dieſe Lücken ausgefüllt, dann werden auch die Begriffe von Sitte und Anſtand mehr den unſern ähneln; dann wird die Ziviliſation die Schlange ſein, welche den Japanern zeigt, „daß ſie nackt ſind.“ Ob ſie darum dann moraliſch höher ſtehen, iſt eine andere Frage. — Ich gehe zu meinen ſpeziellen Erlebniſſen über.

* Um nicht mißverſtanden zu werden, bemerke ich hier, daß die Japaner (abgeſehen von dem bis auf einen Leibgürtel nackten Kuli) meiſt ſehr ſorgfältig und geſchmackvoll gekleidet ſind, daß ſie aber an der Nacktheit gar nichts Unziemliches ſehen, wie der Fremde in öffentlichen Bädern oder gelegentlich in Thee- oder Privathäuſern genugſam erfährt.

In Nagasaki konnte ich mich nur wenige Stunden aufhalten. Die Stadt zählt 30,000 Einwohner und enthält ein Fremdenviertel, saubere Häuser und geräumige Straßen längs des Ufers und ein chinesisches Quartier. Auf Desima, einer kleinen, künstlich geschaffenen Insel, wohnten von 1639 bis 1858 als einzig geduldete Europäer die Holländer, bewacht und gedemütigt wie Verbrecher, aber — im geldbringenden Besitze des Handelsmonopols. Der Holländer Kämpfer, welcher Ende des 17. Jahrhunderts eine Reihe von Jahren in Desima lebte, hat von dem Leben und Treiben daselbst die ausführlichste Schilderung hinterlassen. Die kleine Insel war nur durch eine — jetzt noch bestehende — Brücke mit Nagasaki in Verbindung. Dort wachte Tag und Nacht ein japanischer Polizeiposten. An einem großen Anschlagbrette war die Verordnung zu lesen, daß vom weiblichen Geschlechte nur Dirnen nach Desima hineindürfen und daß das Verlassen der Insel einem Holländer nur mit spezieller Erlaubnis der japanischen Regierung gestattet sei. Die Holländer durften ferner keine Sonn- und Festtage feiern, keine Gebete und geistlichen Gesänge hören lassen, niemals den Namen Christi nennen, kein Bild des Kreuzes mit sich führen oder in ihren Wohnungen aufstellen ꝛc. Alle Jahre einmal mußte der holländische Resident mit seinen Beamten nach Jeddo ziehen, um dem Shogun seine Huldigung darzubringen. Diese Reise war äußerst mühe- und gefahrvoll und kostete jedesmal 100,000 Franken und die ganze Zeremonie, deretwegen sie ausgeführt wurde, war folgende:

Die Holländer hatten sich, bewacht wie gefährliche Verbrecher, im kaiserlichen Audienzsaale einzufinden; ihr Haupt, der Resident, wurde dann vorgerufen, um dem Shogun, der hinter einem Vorhang saß, seine Ehrerbietung zu bezeugen. Dabei mußte er, auf Händen und Knieen kriechend, die Stirne am Boden, sich vorwärts bewegen und sich stillschweigend wieder zurückziehen, wie ein Krebs. Nachher führte man die Gesandtschaft tiefer in den

Palaſt hinein, um auch den Frauen und dem übrigen Hofe ein vergnügliches Schauſpiel zu bereiten, woran der Kaiſer oft auch teilnahm. Es war die reinſte Affenkomödie, die von den Fremdlingen dann verlangt wurde. Bald mußten ſie aufſtehen und hin- und herſpazieren, bald ſich unter einander bekomplimentieren, dann tanzen, ſpringen, einen betrunkenen Mann vorſtellen, holländiſch und deutſch leſen und ſingen, den Mantel bald umbald wegwerfen ꝛc. „Ich für mein Teil“, berichtet Kämpfer, „ſtimmte hiebei eine deutſche Liebesarie an.“ Wenn der Repräſentant der holländiſchen Kolonie ſich verabſchiedete, mußte er geloben, in keine Verbindung mit den Kiriſhi-tanſhiu (d. h. mit der chriſtlichen Sekte) zu treten und alljährlich dem Shogun ſolche Informationen über dieſelben zu geben, wie ſie für ihn von Intereſſe ſein könnten.

Nicht nur ließen ſich die Holländer dieſe demütigende Stellung gefallen, ſondern es wird ſogar in Geſchichtswerken erzählt, daß bei den Chriſtenverfolgungen in Japan holländiſche Kanonen ihr gutes Teil mitgeholfen haben. — Doch zurück zur Gegenwart.

An einem der umliegenden herrlich bewaldeten Hügel in die Höhe ſteigend liegt ein großer Tempel im Schatten rieſiger Kampherbäume, und dicht daneben auf einer ſchattigen Terraſſe, mit herrlicher Ausſicht auf Stadt und Meer — ein japaniſches Wirtshaus (tout comme chez nous), Theehaus genannt. Die Theehäuſer ſind die Hotels und die Kneipen Japans; der Wanderer findet darin nächtliche Unterkunft, der Hungerige Reis und Fiſch, der Durſtige ſeinen Thee und — wenn er wünſcht — auch Saki (Reiswein); einen Hauptanziehungspunkt bilden aber, namentlich für die Fremden, die freundlichen kleinen Japanerinnen, welche in äußerſt anmutiger und natürlich naiver Weiſe die Bedienung beſorgen und durch kindiſches Geplauder und ihre ſtets heiteren Launen mehr feſſeln als der ſanfte, ungezückerte Aufguß von japaniſchem Grünthee, den ſie in kleinen Porzellanſchälchen

auftragen oder das Rauchmaterial, das jederzeit mitservirt wird und in einem Feuerbecken mit glühenden Kohlen, einem Spucknapf, einem halbfingerhutgroßen Pfeifchen und etwas feingeschnittenem japanischen Tabak besteht.

Auch ich ließ mich, nachdem ich den Tempel mit seinen wunderlichen toten Holzfiguren genugsam angesehen, durch das lebensfrohe Lachen, das mir aus dem Theehause entgegen klang, gerne dort hineinlocken, fand auch einen Teil meiner Schiffsbekannten, die's noch nicht bis zum Tempel gebracht hatten, bereits darin vor und gestehe, daß ich mich auf japanische Art und Weise recht behaglich und gemütlich fühlte, wenn auch nicht alles, was ich sah, mit der Brille eines strengen Moralisten betrachtet werden durfte. Zur Ehrenrettung der vielgeschmähten und verleumdeten japanischen Mädchen will ich gleich hier bemerken, daß sie im großen und ganzen mit einem kindlich frohen Sinne und einer naiven Ungenirtheit doch auch eine in ihrer Art strenge und sie erst recht zierende Sittsamkeit paaren; dies wird jeder zugeben müssen, der die japanischen Begriffe von Anstand mit in Rechnung zieht und der seine Beispiele nicht in den für die fremden Nationen geöffneten Häfen sucht, wo eben — wie übrigens auch in europäischen Hafenstädten — das Laster in jeder Form zu finden ist.*

Anläßlich des Tempels erwähne ich hier, daß in Japan zwei heidnische Kulte zur Herrschaft gelangt sind und sich nebeneinander entwickelt haben: der Shintoismus und der Buddhismus, zwei Religionen, denen viele Hunderte von herrlichen Tempeln und viele Tausende von Priestern dienen. — Der Shintoismus, auch Kamilehre genannt, hat sich in ältesten Zeiten aus der Anbetung von Sonne und Mond, aus dem Naturdienste entwickelt

* Vertrauenswürdige Japankenner rühmen die musterhaft strengen Sitten der Frau von guter Familie.

und beſteht in der göttlichen Verehrung der Kami oder Geiſter berühmter abgeſchiedener Fürſten, lieber Verwandter, Gelehrter ꝛc. Die Sittenlehre der Shintoiſten dagegen ſtammt von Confucius, dem chineſiſchen Sokrates, und enthält als oberſtes Geſetz die Pietät gegen die Eltern, welche denn auch in Japan durchwegs in tadelloſer und oft rührender Weiſe geübt wird. Der Kaiſer Japans, der Mikado, iſt Shintoiſt und ſo auch der größte Teil der vornehmen Familien.

Der Buddhismus gelangte in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts nach Japan und fand ungeheuere Verbreitung, da er die Shintogötter — wie früher die vielen Gottheiten des Brahmanentums — tolerant in ſein Syſtem aufnahm und da die Schilderung der Seelenwanderungslehre und der fernen paradieſiſchen Welten, wo Gleichheit aller Buddhaverehrer herrſche, der japaniſchen Phantaſie ungemein zuſagte.

Noch muß ich der chriſtlichen Religion gedenken, welche gegen Ende des 16. Jahrhunderts 800,000 (nach anderen Angaben die dreifache Zahl) in Japan zählte. Die ſchrecklichen Verfolgungen, die durch Jahrzehnde fortdauerten, brachten Hunderttauſenden einen qualvollen Tod; Marter, wie die Annalen der erſten Kirche ſie nicht aufweiſen, hatten dieſe japaniſchen Chriſten zu erdulden und zeigten dabei eine heroiſche Standhaftigkeit, wie ſie die Geſchichte aus den römiſchen Arenen und dem Koloſſeum meldet. Und doch hat ſeit der Zeit, alſo durch mehr wie 200 Jahre hindurch, in der Nähe von Nagaſaki, ohne Wiſſen der Regierung, eine große Gemeinde (Urakami) ihren chriſtlichen Glauben bewahren können; die japaniſche Behörde ſoll 1868 bei Entdeckung dieſer Tatſache anläßlich der Verkündung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit nicht wenig überraſcht geweſen ſein.

Unſer Schiff verließ Nagaſaki nachmittags 3 Uhr und langte nach dreißigſtündiger Fahrt durch die ſogenannten Inlandſeen

in Kobe-Hiogo an. Dieſe Route ſucht ihresgleichen an Schönheit; meiſt ſind ein oder beide Ufer deutlich ſichtbar; ſchöne Wälder wechſeln ab mit friſchgrünen Reisfeldern; in den zahlreichen, durch Kähne aller Art belebten Buchten liegen freundliche japaniſche Dörfer; oft erblickt man auch zwiſchen rieſigen Kryptomerien die monumentalen Bauten eines Shinto- oder Buddhatempels, charakteriſirt durch eine zuführende breite Treppe und ein mächtiges Holz- oder Steintor. Die Inlandſeen ſind reich an Klippen und grotesk geformten felſigen Inſeln; oft verſchließen dieſe die Perſpektive derart, daß es kaum möglich ſcheint, einen Durchpaß zu finden; doch ſteuerte der von Nagaſaki mitgenommene Lotſe, dank überall angebrachten Leuchtſchiffen und dank der herrlichſten Leuchte oben am Himmel, dem ſilberglänzenden Monde, unſer Schiff auch bei Nacht ſicher an allen Riffen vorbei, und am 23. Auguſt, morgens 9 Uhr, lagen wir in der Rhede von Kobe vor Anker und bewunderten ſchon an Bord die ſchöne Stadt mit der prächtigen europäiſchen Häuſerfront längs des Ufers und dem wild zerriſſenen, gebirgigen Hintergrunde. In Geſellſchaft des chileniſchen Pflanzers verließ ich das engliſche Schiff, um von Kobe aus die wichtigen Städte Oſaka und Kioto, den frühern Sitz des Mikados, zu beſuchen und erſt mit zweitnächſter Gelegenheit, einem japaniſchen Dampfer, nach Yokohama zu fahren. Dieſe drei Städte ſind durch eine neuerbaute Eiſenbahnlinie verbunden; ſie führt durch fruchtbare Gefilde, Reis- und Kartoffelfelder, Theeplantagen u. ſ. f. und kreuzt mehrere breite Flußbette, die aber zur Zeit faſt ausgetrocknet waren; demzufolge erforderte die Bewäſſerung der Reisfelder eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit und mühevolle Arbeit; wir ſahen Tauſende von fleißigen Bauern, welche — gegen die Glut der Sonne nur ſpärlich geſchützt — mittelſt rieſiger Hebelarme Waſſer aus Ciſternen ſchöpften und in die Felder goßen. Zu beiden Seiten der Eiſenbahnlinie liegen freundliche Dörfer, denen man die Wohlhabenheit anſieht; hie

und da auch ein Tempelhain, eine dunkelgrüne Oase im hellgrünen Reismeere, oder ein mit Grabsteinen dicht besäter Totengarten. Streift das Auge weiter, so trifft es auf einer Seite das blaue Binnenmeer, belebt durch zahlreiche Segelboote, auf der andern einen überaus malerischen Gebirgszug mit Wasserfällen, zerrissenen Felsen und schönen Baumgruppen. In Osaka blieben wir nur einige Stunden. Die Stadt zählt 260,000 Einwohner und ist, was Binnenverkehr anbelangt, die erste Handelsstadt in Japan, während der Hafen zu seicht ist, um größere Schiffe hereinzulassen, und also mit Kobe und Yokohama längst nicht mehr konkurriren kann. Imposant ist das alte Kastell mit gewaltigen Umfassungsmauern aus Granitquadern, in deren Umgebung während des japanischen Bürgerkrieges des Mittelalters Ströme Blutes geflossen sind. Sonst bietet die Stadt wenig Sehenswertes.

IX.

Kioto. — Mannkraftwagen. — Maru-Yama-Hotel. — Linguistische Leistung unseres Führers. — Japanische Kinder. — Palast des Mikado. — Tempel. — Theaterleben. — Besuch am Biwa-See. — Japanische Schulen. — Der Nachtstuhl als Erlösung. — Fahrt nach Yokohama. — Jung-Japan. — Yokohama. — Tokio. — Schluß.

Um so schöner und interessanter ist Kioto, die westliche Hauptstadt Japans (im Gegensatz zu Tokio, der östlichen), mit 240,000 Einwohnern, 64,000 Häusern, 100 Shinto- und über 900 Buddhatempeln. Schon der Weg nach Osaka bis Kioto ist prachtvoll; die Bahn fährt zwischen Kulturen von einer Ueppigkeit, die an die Tropen erinnert; dichte Bambuswälder wechseln ab mit ehrwürdigen Fichtenhainen und eine überraschende Szenerie folgt der andern. Zu beiden Seiten des Bahnkörpers gedeiht üppig

die prächtige Lotos; Tausende von faustgroßen Blüten, deren schneeweiße Grundfarbe an den äußern Blättern rosenrot angehaucht ist, entzücken das Auge. In weiter Ferne taucht ein himmelanstrebendes Monument auf, die eine große Pagode von Kioto. Eine halbe Stunde später waren wir am Bestimmungsort angelangt und ließen uns per Jinriksha nach dem von einem Japaner in europäischer Weise betriebenen Gasthof überführen. Die zweirädrigen Handwagen (Jinriksha = Mannkraftwagen) sind in Japan das einzige, aber überall verbreitete Beförderungsmittel. Sie wurden von einem amerikanischen Missionär erfunden und fanden rasche Nachahmung, da sie sich für die sehr schlecht gehaltenen Verkehrswege Japans außerordentlich eigneten. In Tokio allein sollen über 50,000 Exemplare in Tätigkeit sein. Bedenklich scheint mir aber, daß durch dieses Institut dem Lande Hunderttausende der besten Arbeitskräfte entzogen werden; denn selbstverständlich können nur kräftige Männer die oft ungeheuerlichsten Leistungen mit der Jinriksha aushalten und haben dabei nicht nur jede andere Tätigkeit aufgegeben, sondern werden auch sehr häufig lungenkrank (dämpfig), was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß sie oft stundenlang ununterbrochen im raschesten Laufschritte ihre Insaßen — oft sind's auch deren zwei — vorwärts ziehen.

Nach halbstündiger Karrenfahrt durch eine bunte japanische Welt, vorbei an tausend noch fremden Bildern, welchen das Auge nicht folgen konnte, langten wir im östlichsten Teile der Stadt an und hatten noch einige Minuten bergan zu steigen, um unsern Gasthof in Maru-Yama zu erreichen. Es ist ein einfacher japanischer Holzbau mit Veranden; doch sind europäische Betten und Möbel da und der japanische Besitzer führt auch eine ganz passable europäische Küche. Als ich auf die Veranda trat und einen Blick warf auf das herrliche Panorama, das gewaltige, — von breitem Flusse durchströmte — zu meinen Füßen liegende Häusermeer

Kiotos und den wunderbar ſchönen Rahmen von Bergen, folgte ein Ausruf des Entzückens dem andern und mein Reiſebegleiter, der doch ſchon viel von der Welt geſehen hatte, ſtimmte rückhaltlos mit ein. Auch der Hintergrund des Hotels iſt prächtig; der Hügel, an deſſen Abhang es liegt, ſteigt noch einige hundert Fuß weiter in die Höhe und trägt eine majeſtätiſche Vegetation; Kampherbäume und Kryptomerien in Rieſenexemplaren, dazwiſchen blühende Strauchgewächſe, die man bei uns nur verkümmert in Treibhäuſern hat. Die allernächſte Umgebung des Hotels iſt zu einem japaniſchen Garten umgewandelt und beſteht aus einem maleriſchen Gemiſch von Steingruppen, Zwergbäumen aller Arten, kleinen Tempelchen, Miniaturſeen und -Bächen mit dito Brücken, bronzenen Figuren, kurz allen jenen Liliputanlagen und -Bauten, wie ſie die japaniſche Gartenkultur charakteriſiren. Wie in vielen andern Dingen, ſo zeigen auch hiebei die Japaner eine gewiſſe naive Kindlichkeit und lieben es, ihre Gärten in einer Weiſe anzulegen, wie dies etwa einem ſpielenden Kinde einfällt, dem man Sand und den Inhalt einer Jahrmarktsſchachtel zur Dispoſition ſtellt. Doch bewundere ich dabei den Geſchmack im Gruppiren und die Kunſt, Bäume, welche ſonſt nur in großen Exemplaren vorkommen, ſo zu ziehen, daß ſie nicht etwa wie unnatürliche Krüppel, ſondern wie die zierlichſten Miniaturfigürchen ihrer großen Stammeltern ausſehen.

Bei unſern Streifzügen durch die Stadt gerieten wir hie und da in große Verlegenheit, weil in ganz Kioto kein Europäer oder ein anderer engliſch ſprechender Menſch zu finden war. Reiſende nehmen ſich, wie wir erſt nachher erfuhren, gewöhnlich einen Dolmetſcher von Oſaka oder Kobe her mit. Ein ſogenannter Führer, den man ſchließlich im Hotel für uns auftrieb und der, wie es hieß, engliſch ſprechen könne, verſtund genau ſo viel, um uns mit dem Wirte zu verſtändigen; ſeine Erklärungen der Sehenswürdigkeiten aber waren eine linguiſtiſche Leiſtung, wie

ich ſie in meinem Leben nie gehört und die ungefähr ſo tönte und uns gerade ſo verſtändlich war, wie wenn einer, den Mund voll heißer Kartoffeln, das chineſiſche Alphabet heruntergeleſen hätte. Glücklicherweiſe hatte ich mich durch Lektüre gehörig vorbereitet und war zufrieden, wenn uns der Führer nur den Weg zeigte. Verſtändnisvoll lächelte er bei jeder an ihn geſtellten Frage und beantwortete ſie mit einem tiefſinnigen Yes, das mich gelegentlich zur Verzweiflung brachte. Z. B.: „Wie heißt jener große Berg dort?“ Freundliches Lachen und „„Yes““ als Antwort. „Nein, ich frage, wie der Berg heißt? “Verſtärktes Lachen und nochmaliges „„Yes.““ „Verſtehen Sie mich nicht? ich frage den Namen jenes Berges.“ Ungeheueres und verſtändnisvolles Lachen, gefolgt von einem etwas ſchüchternen „„Yes name.““ Nochmals wiederholte ich mit einem vaterländiſchen „Donnerwetter“ meine Frage, da ging dem Manne plötzlich ein Licht auf; er machte ein ernſtes Geſicht und antwortete mit wichtiger Miene und im Bewußtſein, das Richtige gefunden zu haben: „„Yes mountain.““ Nachdem ich auf dieſe mühſelige Weiſe erfahren, daß der Berg ein Berg ſei, verzichtete ich auf weitere Belehrung von Seiten unſeres Führers.

Ueber 1000 Jahre lang war Kioto der Sitz des Mikados und in jeder Beziehung der Mittelpunkt Japans, der nun ſeit 1868 allerdings mehr nach Tokio verlegt iſt. Doch nimmt Kioto in der Seiden-, Bronze- und keramiſchen Induſtrie jetzt noch weitaus den erſten Rang ein und iſt eigentlich die intereſſanteſte aller japaniſchen Großſtädte, weil noch kein Europäer dort Poſto gefaßt und noch kein fremder Einfluß die Sitten und Gebräuche verändert hat.

Meine größte Freude war es, in den Straßen herum zu ſchlendern, und ſtundenlang konnte ich das bunte, fremde Leben beobachten, ohne müde zu werden. Die Straßen ſind meiſt gerade und größtenteils ſehr reinlich, was wohltätig auffällt, wenn

man noch den Schmutz chineſiſcher Städte in Erinnerung hat. Die Häuſer beſtehen aus leichtem, hölzernen Rahmenwerk, das fundamentlos auf Pfählen ruht und durch ein ſchweres, oft ſehr kunſtreich geſchweiftes Dach gedeckt iſt. Durch verſchiebbare Rahmen ſind auch die einzelnen Zimmer von einander geſchieden. Die Lücken zwiſchen dem Holzgitterwerk ſind durch mattweißes Papier verſchloſſen, welches die Stelle der Fenſter vertritt und das Licht einfallen läßt. Wünſcht der Neugierige raſch einen Blick auf die Straße zu tun, ſo fährt er mit dem Finger durch eine dieſer papierenen Scheiben. Manche Wände ſehen auf dieſe Weiſe ganz durchlöchert aus; aber ich habe mehr kleine, zarte Fingerchen als dicke Männerfinger durchſchlüpfen ſehen.

Einen überaus köſtlichen Anblick gewähren die Kinder: Die kleinen Menſchen ſind meiſt glatt raſirt bis auf drei Haarlocken auf Scheitel und Schläfen oder einen ringförmigen Haarbüſchel und tragen daneben dieſelben Kleider wie die Erwachſenen, nämlich vor allem den Kimono, einen langen, vorn offenen bunten Rock mit weiten fliegenden Aermeln, der am Leibe mit einem breiten Gürtel, dem Obi, befeſtigt iſt. Die Füße ſind, wenn die Kinder nicht barfuß gehen, mit baumwollenen Socken bedeckt, bei welchen die große Zehe, wie bei Fauſthandſchuhen der Daumen, abgeſondert iſt; zwiſchen ihr und den übrigen geht die Strohſchnur durch, welche die Sandalen oder die, namentlich bei ſchlechtem Wetter gebräuchlichen, ſtelzenartigen Holzſchuhe am Fuße befeſtigt. Wie weiſe und verſtändig ſehen dieſe ſo gekleideten Kinderfigürchen aus, wenn ſie Hand in Hand durch die Straßen marſchiren! Und wie vernünftig und altklug hockt der kleine, zwei- bis dreijährige Japaner vor dem väterlichen Verkaufsladen, gerade als ob die ganze Laſt des Geſchäftes auf ihm ruhe! Aber der Schalk ſitzt ihm doch in den Augen, und wenn du ihn anlachſt, ſo verzieht ſich ſein kleiner Mund zu einem neckiſchen Lachen; die Grübchen erſcheinen in ſeinen Backen, und er ſteht raſch auf

und verkriecht sich hinter den Kimono seines Vaters, hinter dessen Falten er schelmisch hervorguckt.

Meine rückhaltlose Bewunderung zollte ich den Seiden-, Porzellan- und Metallarbeitern Kiotos, die ich in den verschiedensten Werkstätten zu beobachten Gelegenheit fand. Es sind wahre Künstler darunter und ich vergesse namentlich einen Arbeiter nicht, der mit fabelhafter Schnelligkeit und wahrhaft genialer Schöpfung die schönsten und originellsten Bilder ex tempore auf Porzellan hinwarf.

Die frühere Residenz des Mikado, das jetzt leer stehende Schloß, ist ein riesiges Labyrinth von Höfen, Gängen und Gemächern, die mit feinen Strohmatten bedeckt und wie beim gewöhnlichen japanischen Hause durch Schieberwände von einander getrennt sind. Die Bauten sind aus Holz aufgeführt und mit Rinde gedeckt und nur die Größe der Gemächer und die Feinheit der Matten zeigen, daß man nicht in einem einfachen Privathause sich befindet. Möbel sind nirgends zu sehen; als einzige Dekoration hängen in dem Saale, an dessen Pforte der Mikado früher die verhüllten Hauptes im Freien liegenden Obersten des Landes begrüßte, die in Oel gemalten Porträts des Kaisers und seiner Gemahlin; er ist ein Mann von 34 Jahren, mit außerordentlich nichtssagenden und widerlichen Gesichtszügen, vorstehendem Unterkiefer u. s. w., und scheint auf dem Oelgemälde wirklich nur das Stativ zu sein für die brillante französische Uniform, welche er trägt. Seine Frau ist eine blasse, schmächtige Schönheit, mit stark ausgeprägten Schlitzaugen. Der herumführende Diener und ebenso unser in der englischen Konversation so gewandte Führer verbeugten sich bis auf den Boden vor den beiden Majestäten.

Eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten Kiotos bilden die Tempel. Sie sind alle mehr oder weniger nach dem nämlichen Typus gebaut, den ich aber hier nur kurz andeuten kann: Die

Buddhatempel liegen (wie auch die Kamihallen) gewöhnlich etwas abſeits der Straßen in großen Höfen oder ſchattigen Hainen. Der Zugang iſt ein durch ein oder mehrere Portale überdachter, mit Steinplatten belegter Pfad. Längs desſelben ſind oft ganze Reihen von Theehäuſern, Verkaufsbuden aller Art, Theatern, Marktſchreiern, Zauberkünſtlern ꝛc. Durch verſchiedene Vorhöfe, die durch größere Portale und Heiligenbilder aller Art von einander getrennt werden, gelangt man erſt zum eigentlichen gewaltigen Tempelraum, in deſſen Mitte eine breite Holztreppe zu der Halle führt, in welcher die Andächtigen mit Roſenkränzen am Boden kauern. Den Gott beſtellen ſie ſich durch Anſchlagen an eine Trommel oder einmaliges Klatſchen zur Audienz und zur Bekräftigung ihrer Gebete werfen ſie Kupfermünzen in die überall bereit ſtehenden Geldkäſten. Die Altäre, an welchen die Prieſter amten, ſind mit Gold und Edelgeſtein reich ausgeſtattet. Eine hölzerne Buddhaſtatue, die in Kioto Gegenſtand häufiger Wallfahrt und Anbetung bildet, iſt ſo groß, daß man bequem in deren Kopf herumſpazieren kann; doch iſt ſie ein plaſtiſches Abſurdum und nicht zu vergleichen mit dem kupferbronzenen Daibutzu in Kamakura, den ich ſpäter beſchreiben werde. An den Tempelportalen und Dächern, ſowie an den reich verzierten Fürſtengrüften in den Tempeln ſind die höchſten und ſtaunenswerteſten Leiſtungen der japaniſchen Kunſt zu ſehen.

Das richtige bunte japaniſche Volksleben beobachten wir nachts in den von tauſend und tauſend bunten Papierlaternen erleuchteten Hauptſtraßen Kiotos. Ich glaubte ein Märchen aus tauſend und einer Nacht zu erleben, als ich am Arme meines Reiſegefährten in dieſer mir ganz neuen und zauberhaften Welt herumbummelte. In dichtem Gedränge wogte alt und jung, Mann und Frau und Kind durcheinander; ſogar die kleinen und kleinſten Kinder machten auf den Rücken ihrer Mütter oder ihrer wenige Jahre ältern Geſchwiſter die Nachtpromenade mit und

wurden — ſüßſchlummernd — in ſtickluftige Theaterräume und lärmende Schaubuden geſchleppt. Hunderte von Fechtern, Zauberern, Theatern ꝛc. produziren ſich zu beiden Seiten der ſogenannten Theaterſtraße, und für wenige Sen (1 Sen = 4 Rp.) unterhält ſich hier die japaniſche Familie einige Stunden und raucht — Männlein wie Weiblein — ihren Tabak dazu. Wir betraten unter anderm ein kleines Volkstheater, auf deſſen Brettern eine große Familientragödie ſich abſpielen ſollte. Als wir hereinkamen, war eben ein zirka zehnjähriger Knabe als einzig handelnde und redende Perſon auf der Bühne; unſere Erſcheinung erregte großes Aufſehen und der beſtürzte kleine Schauſpieler ſchloß mitten im Satze plötzlich ab und verſchwand eiligſt. Nach kreiſchendem Wortwechſel hinter den Couliſſen erſchien er aber bald wieder und ſagte ſchüchtern und befangen ſein Sprüchlein zu Ende. Nachher trat der Held des Stückes auf, ein finſter dreinblickender Mann mit großem, falſchem Schnurrbart, der von den Zähnen auszugehen ſchien, und ſetzte ſich würdevoll auf einen Stuhl, die Hände auf ein mindeſtens anderthalb Meter langes Schwert geſtützt; als zweite handelnde Perſon erſcheint mit hahnentrittartigem Theaterſchritt größten Kalibers (das ſogleich das andere Geſchlecht verrät) ein bleiches Weib; es ballt die Fäuſte vor dem unbeweglich daſitzenden Manne, offenbar ihrem Gemahl, und ſpricht mit furchtbar übertriebener Leidenſchaft eine lange Rede. Wahrſcheinlich ſind es Vorwürfe, die ſie dem ungetreuen Gatten macht. Aber er rührt ſich nicht, auch könnte man nichts von ſeiner innern Erregung erraten, wenn nicht der gewaltige Schnurrbart von Zeit zu Zeit bei dem ergreifendſten Pathos des Weibes gegen die Naſenſpitze hinaufhüpfte (wobei der in die Mundhöhle gehende Draht ſichtbar wird), um gleich darauf matt wieder zurückzuſinken. Endlich wird's ihm zu viel, dem Manne nämlich; er erhebt ſich, ſtreift die Aermel zurück und ſtößt ſein Schwert in den Buſen des grimmen Weibes; in dieſem Augenblicke erſcheint der Knabe

des Paares wieder, um die Mutter zu retten; auch ihn trifft der verderbenbringende Stahl des ruchlosen Vaters; er überpurzelt vier, fünfmal im Todeskampfe und verschwindet von der Bühne, um gleich darauf durch ein großes Loch der Coulissen zuzusehen, wie sein Vater auch dem letzten der Lebenden auf der Bühne, sich selbst, den jammervollen Garaus macht. Die japanischen Zuschauer waren tief ergriffen; der mordende Vater schaute nachher stolz und im Bewußtsein, in der Tragik das Höchste geleistet zu haben, auf uns herab und wir — barsten fast vor innerlichem Lachen. Noch nachts um 1 Uhr, als wir auf der Veranda unseres Hotels von den Tagesmühen ausruhten und die herrliche Kühle und Stille der Nacht in vollen Zügen genossen, drang zeitweise das Getümmel der lebensfrohen Menge wie fernes Brausen an unser Ohr.

Einen Tag benützten wir, um die Endstation der Eisenbahnlinie, das Städtchen Otzu an dem durch seine landschaftlichen Schönheiten berühmten Biwa-See, zu besuchen. Die Zufahrtslinie zeigt die Schönheiten der Route Osaka-Kioto noch in gesteigertem Maße; das Terrain wird schließlich recht gebirgig. Aber der See und seine Umgebung ist nicht so schön, wie sein Ruf ihn darstellt, und kann sich in keiner Weise z. B. mit dem Genfersee messen, mit welchem er eine entfernte Aehnlichkeit hat. Wie überall, ging ich auch in Otzu meiner Liebhaberei nach und schlenderte in all den Straßen und Gäßchen herum, trat auch in die Häuser und Verkaufsläden ein und die Leute ließen mich — obschon wir uns sprachlich natürlich nicht verständigen konnten — gerne gewähren, weil sie bald sahen, daß der Eindringling keine bösen Absichten hege. Das schönste Haus in Otzu ist — wie fast in jeder, auch der kleinsten japanischen Ortschaft — das Schulhaus. Daß ich da sofort hineinspazierte, versteht sich von selbst. Im Vorraume stunden zierlich in Reih und Glied die Sandalen und die Holzschuhe der kleinen Studenten und

Studentinnen und daneben lehnten schön gleichmäßig die ölpapierenen Sonnenschirmchen. Das Schulzimmer mit Luft von allen und Licht von einer Seite war in offener Verbindung mit einem Raume, in welchem die zwei anwesenden Lehrer ihre unentbehrlichen Thee- und Rauchrequisiten auf einem Tische hatten. Die Kinder saßen zu zwei und zwei auf gut konstruirten, der Größe ungefähr angepaßten Holzbänken, mit Rücklehne und Tisch, und waren eben mit Lesen beschäftigt. Es machte mir ganz besonders Spaß, zu sehen, wie die Schulmanieren der japanischen Jugend ganz die nämlichen sind, wie sie unsere Kleinen auch zu haben pflegen. Der siebenjährige Knirps dort, der — zum Weiterlesen aufgefordert — eben aufsteht, hat nicht aufgepaßt und sucht durch verschiedenes Husten und Räuspern die Zeit, da er anfangen soll, etwas hinauszuschieben, um von den Einbläsern noch glücklich den schmerzlich gesuchten Faden zu erwischen. Jetzt hat er ihn und mit vorwärts gerecktem Kopfe fängt er mit überlauter Stimme zu lesen an und in einem Tempo, das die bisherige Verlegenheitspause mehr als gut machen soll. Aber ich hab' mir's gedacht, daß es nicht so über Kopf und Hals fortgehen kann; bereits beginnt das Stottern und jenes bekannte leere Schlucken, das die holperigen Leser lieben, wenn sie vor einem schwer zu buchstabirenden Worte stehen. Jetzt schneidet ihm ein Spitzbube von Nachbar eine Grimasse ins Gesicht, während die zwei Lehrer sich mit uns unterhalten, und der Redefluß erfährt eine Unterbrechung durch ein mühsam unterdrücktes Kichern.

Das Unterrichtsprogramm in den japanischen Volksschulen, deren Besuch während sechs Jahren obligatorisch ist, enthält folgende Fächer: Lesen, Schreiben, Rechnen (mit der japanischen Rechentafel und Kopfrechnen), Geschichte, Geographie, Naturkunde, soweit sie bruchstückweise in den Lesebüchern enthalten ist, und in neuester Zeit auch Turnen, während der Gesangsunterricht vorläufig wegen Mangels an Melodien und Liedern noch ein frucht-

loſes Beſtreben iſt. Auf die obligatoriſchen Volksſchulen folgen die fakultativen Mittelſchulen, an welchen auch Deutſch und Engliſch gelehrt wird. Als höchſtes Lehrinſtitut endlich exiſtirt in Japan die großenteils mit deutſchen Lehrern beſetzte Univerſität in Tokio und eine durch einen Deutſchen eingerichtete, aber jetzt von Japanern geleitete Medizinſchule in Kioto, welche über ein muſterhaftes, ganz in europäiſchem Stile erbautes Hoſpital verfügt.

Wie mich Sprachkundige verſicherten, iſt es aber für die japaniſche Nation unmöglich, ſich jemals auch innerlich zu der hohen Stufe europäiſcher Ziviliſation zu entwickeln, ſo lange ihre jetzige Sprache nicht durch eine ziviliſirte erſetzt wird. Armut im Wortſchatz und Mangel der Flexion (das Japaniſche iſt eine agglutinirende Sprache) ſollen den freien Gedankenausdruck ſo hemmen, daß es z. B. höchſt ſchwierig, oft geradezu unmöglich iſt, Produkte der europäiſchen Kulturſprachen ins Japaniſche zu überſetzen. Ob die Japaner ſich zu dieſer revolutionären Neuheit entſchließen, wird die Zeit lehren; man möchte es faſt glauben, wenn man ſieht, wie leicht bereit ſie ſind, alles Alte über den Haufen zu werfen, und wie raſch und ich möchte faſt ſagen pietätlos ſie ihre alten Inſtitutionen mit modern-europäiſchen vertauſchen.

Von den beiden Lehrern mit Thee und Tabak bewirtet und ſchließlich mit den in Japan gebräuchlichen wiederholten tiefen Bücklingen verabſchiedet, verließen wir das freundliche Schulhaus und nahmen den günſtigſten Eindruck mit fort.

Im offenen Eiſenbahnwagen des nach Kioto bereit ſtehenden Zuges genoſſen wir dann angeſichts einer ſtattlichen Zuſchauermenge unſer mitgebrachtes Frühſtück; jede unſerer Bewegungen wurde von mindeſtens dreißig Paar Augen verfolgt und ich weiß nicht, ob ſich dieſelben mehr über meinen Durſt oder aber über den glücklichen Appetit meines Reiſegefährten wunderten. Schließlich geruhten wir „in königlicher Huld“ dem Volke die Ueberreſte

unſerer Mahlzeit mitzuteilen, und fuhren, vergnügt über die vielen freundlich lachenden Geſichter, nach Kioto zurück.

Bis zum Abend des 28. Auguſt waren wir wieder in Kobe und erfuhren daſelbſt, daß der mittags erwartete japaniſche Dampfer durch einen Taifun zurückgehalten worden ſei und erſt zwei Tage ſpäter ankomme. So blieb uns Zeit genug, auch noch dieſe Hafenſtadt mit ihrer ſchönen Umgebung und ihrem reichen Volksleben anzuſehen. Unter dem fremden Einfluſſe hat ſich dies allerdings in manchen Beziehungen verändert, namentlich in der früher ſchon erwähnten Weiſe. Die Bedienung in den Theehäuſern Kobes iſt denn auch zum Teil von einer Zudringlichkeit und unverfrorenen Ungenirtheit, die anwidert und recht kontraſtirt mit der zutraulichen aber äußerſt ſittſamen Freundlichkeit der Mädchen, die uns in Kioto unſern Thee ſervirten. Nochmals ſuchten wir eines der vielen Volkstheater auf und fanden neuen Stoff zur Erſchütterung unſeres Zwerchfelles. Auf einer großen Bühne ſpielte ſich, angeſichts einer beträchtlichen Zuſchauermenge und begleitet von den Tönen einer Samiſen (dreiſaitige Guitarre) und einiger näſelnder Sängerinnen, eine längere Familienintrigue ab, die damit endigte, daß ſich ſämtliche Beteiligte zu einem Gaſtmahl zuſammenfanden; dabei zeigte aber einer nach dem andern, wohl infolge Genuſſes einer vergifteten Speiſe, die unverkennbaren Zeichen eines grimmigen Bauchwehs und offenbarte ſeine Gefühle und Wünſche in ſehr unverblümten Pantomimen; allſeitiges Stöhnen, wildes Durcheinanderjagen, vergebliches Suchen nach einem Ausgang; endlich öffnet ſich die verſchloſſene Türe und es naht die Erlöſung in Geſtalt eines hereingetragenen — Nachtſtuhles, deſſen wohltätige Wirkſamkeit dann auch ſucceſſive und mit einer mimiſchen Vollendung, die wirklich einer ſchönern Sache würdig geweſen wäre, auf den Geſichtern der Schauſpieler ſich ausdrückte. — Ich bitte um Verzeihung für die Schilderung dieſer unäſthetiſchen Szene; zur Charakteriſtik der dramatiſchen

Kunſt Japans ſchien ſie mir faſt unerläßlich; gerne hätte ich irgend einen andern Gegenſtand als Erlöſungsobjekt eingeſchaltet; aber wenn es ſich um einen Nachtſtuhl handelte, konnte ich doch nicht von einer Zuckerbüchſe erzählen.

Was ſich auf den japaniſchen Brettern abſpielt, iſt — wie ich noch mit andern Beiſpielen belegen könnte — nicht ſtets der Inbegriff des Anſtändigen und ſo iſt es begreiflich und ganz am Platze, daß für Mädchen aus guter Familie der Theaterbeſuch ein unerlaubtes Vergnügen iſt.

Auf dem großen japaniſchen Dampfer, der, von Shanghai herkommend, uns nach Yokohama brachte, hatten wir Gelegenheit, japaniſche Typen aller Klaſſen zu beobachten. Das Schiff war überfüllt mit Paſſagieren und auch die Betten der erſten Kajüte ſämtlich beſetzt. Es iſt ein großer Sprung von dem Kuli, deſſen einziges Kleidungsſtück der Lendengurt und Strohſandalen ſind, zu dem vornehmen Japaner, der in ſeiner Kleidung bis ins Kleinſte den Europäer nachzuahmen ſucht. Aber das erſtgenannte Extrem war mir das ſympathiſchere und erſchien mir eigentlich als ganz ſelbſtverſtändlich und gar nicht ſo auffallend, da die dunklere Hautfarbe, ſowie die noch häufigen Tättowirungen (jetzt iſt dieſe Art von Dekoration der Haut geſetzlich verboten) die Nacktheit mehr oder weniger aufheben. Einen um ſo komiſcheren und unnatürlicheren Eindruck machte mir „Jung-Japan“ in ſeiner europäiſchen Hoſe, welche — ſie mag noch ſo ausgezeichnet zugeſchnitten ſein — eben die ſtets krummen Beine doch nicht gerade erſcheinen läßt; ſeinem eleganten Rocke, deſſen Schöße bis zu den Knieen reichen und unbeholfen dort herumbaumeln, wenn der Träger die ſtets nach einwärts gedrehten Füße vorwärts bewegt; ſeinen rieſigen Manſchetten und Vatermördern und einem Hute, der nun eben einmal — mag er Cylinder oder Filz- oder Strohhut heißen, mag er rund oder oval oder eckig ſein — niemals für einen japaniſchen Schädel die paſſende Form hat. Der europäiſch

gekleidete Japaner braucht nur eine einzige Bewegung zu machen, um zu dokumentiren, daß er nicht in seinem wahren Kleidungselemente steckt, daß der Rock zivilisirt, aber der Mensch noch sehr japanisch ist; ich mußte bei seinem Anblick stets an einen Jungen denken, der zum erstenmal die Höslein an hat, unsäglich stolz darauf ist und sich anderseits halb genirt, sie der Welt zu zeigen, von der er sie doch so gerne bewundern lassen möchte. Die japanische Frau aber — auch die vornehme — hat sich in ihren Kleidern noch um kein Jota der europäischen Mode adaptirt; sie trägt den früher beschriebenen Kimono von bunter Seide, oder, die ärmere, von Baumwolle; der breite, gürtelförmige Obi ist Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und besteht aus schwerem, steifem Seidengewebe; er wird als Schärpe um die Taille gelegt und hinten in eine mächtige Schmetterlingsschleife geschlungen. Die Hauptzierde der japanischen Frau, ihr prachtvolles, rabenschwarzes Haar, ist durch reichliche Behandlung mit Camelienſamenöl glänzend und geschmeidig gemacht und zu einem so kunstreichen Gebäude verarbeitet, daß dessen Herstellung mehrere Stunden in Anspruch nimmt und es nur alle acht Tage erneuert wird. Um diesen Triumph der Haararchitektonik zu schonen, stützt die Frau während des Schlafes ihren Nacken durch ein schmales gepolstertes Holz, die Makura, wobei der Kopf vollständig frei liegt. Sehr entstellend für die oft lieblichen Gesichtszüge der Japanerinnen ist es, daß sie nach der Verheiratung ihre Zähne mit gerbsaurem Eisen glänzend schwarz färben. — Auch die Frauen Japans, so zierlich und graziös sie sonst in ihren Bewegungen sind, haben einen plumpen, schleppenden Gang und drehen dabei die Fußspitzen nach einwärts, so daß man das Modell für eine Aphrodite vergeblich unter ihnen suchen würde.

Ueberaus komisch war es, zu sehen, mit welch ausgebildetem und langem Zeremoniell sich die vornehmen Japaner auf unserm Schiffe behandelten. Da verneigen sie sich, indem sie die Hand-

flächen auf die Oberschenkel legen, bis über einen rechten Winkel hinaus und bleiben so oft lange in dieser Position, weil keiner der erste sein will, der zurückgeht, schielen aber aus ihrer unbequemen Lage gegenseitig zu einander herüber, um es zu sehen sobald der andere Miene macht, den Akt der Höflichkeit zu unterbrechen. Aber auch die einfachsten Kuli beobachten einen zeremoniellen Anstand im Verkehr mit einander, verneigen sich, bedanken sich zum zwanzigsten Male für eine Tasse Thee, die der eine vielleicht vor einem halben Jahre bei dem andern genossen hat, und was dergleichen Formeln mehr sind. Bei der Kindererziehung wird sehr viel Gewicht auf diese äußern Anstandslehren gelegt und für die kleinen Mädchen existiren praktische Kurse, in welchen sie mit der Handhabung des Theetopfes, mit den verschiedenen Verbeugungen, mit der Art, die Gäste zu bedienen u. s. w. bekannt gemacht werden. Ein vornehmer Japaner versicherte mir, daß zur Erlernung gewisser rein zeremonieller Formalitäten ein Jahr Uebungs- und Lehrzeit nothwendig sei.

Nach dreißigstündiger Fahrt langten wir am Morgen des 31. August in der Bucht von Yokohama an. Wer vom Meere herkommend die prächtige Stadt sieht, die längs des Strandes verlaufende Hauptstraße — den Bund — mit monumentalen Hotels, stattlichen Klubhäusern u. s. w., der kann kaum glauben, daß im Jahre 1859 nur ein unbedeutendes Fischerdorf daselbst gestanden habe. — Die etwas mehr nördlich gelegene damalige Hafenstadt Kanagawa verschwindet jetzt ganz gegenüber ihrer unter europäischen Fittigen rasch aufgeblühten Rivalin. Yokohama ist gegen Westen durch einen teilweise bewaldeten und an einem Ausläufer (dem sogenannten Bluff) mit Hunderten von prächtigen Villen und Gärten bedeckten Hügelzug abgeschlossen; im Hintergrunde sieht man die majestätische Pyramide des Fuji-Yama.

Während ich mir dieses prächtige Landschaftsbild in Gedanken vergegenwärtige, tauchen lebendig alle die schönen Erinnerungen

auf, die ſich damit verknüpfen: Mein gemütliches Daheim im Hauſe meines Gaſtfreundes Herrn Z. von Winterthur, die vielen ſchönen Stunden innerhalb der Mauern des Konſulats (Herr W. von Zürich), woſelbſt ſich allſonntäglich am Abend eine vaterländiſche Tafelrunde zuſammenfand; die fidele Kompagnie bei dem feuchtfröhlichen Freunde T. von Dübendorf; die wundervolle Mondnacht vor dem erhaben über Stadt und Meer gelegenen Bungalow des Herrn M. aus Baſel, die herrlichen Touren nach Kamakura, deſſen bronzene Koloſſalſtatue des Buddha ein Wunder der plaſtiſchen Kunſt iſt, und nach der Inſel Enoshima; die Reiſe nach den maleriſchen Gebirgsſchluchten von Mianoshita, an den Hakoneſee und über den Hakonepaß nach Atami, dem durch einen intermittirenden Strudel berühmten Badeorte, und namentlich auch die in paradieſiſcher Sorgloſigkeit und Ungezwungenheit verlebten Tage in Tomioka, wo meine Gaſtfreunde in herrlicher Bucht am Meere gelegen ein kleines japaniſches Haus gemietet haben, um Sonntags von den Geſchäftsſorgen daſelbſt auszuruhen.

Leider fehlt mir die Zeit, alle dieſe ſchönen Erinnerungen jetzt noch weiter auszuführen; aber nur mit Mühe halte ich die Feder davon zurück; habe ich doch auf dieſen letztgenannten Touren in angenehmſter Geſellſchaft einen der ſchönſten Teile des japaniſchen Landes und ein gutes Stück ſeines Volkslebens kennen gelernt.

Mehrere Tage verlebte ich auch in Tokio, der japaniſchen Haupt- und Reſidenzſtadt, die mit Yokohama durch eine Eiſenbahn verbunden iſt. Mein Quartier hatte ich bei gaſtfreundlichen deutſchen Kollegen, von deren Wohnung aus man einen bezaubernden Ausblick auf die 300jährigen Tempelhaine zu Uyeno und einen zu Füßen liegenden, mit Lotosblumen gänzlich überdeckten See genießt. — Tokio lernte ich, dank der Führung meines Gaſtfreundes Profeſſor Dr. S. von Darmſtadt, von allen Seiten kennen, von den unziviliſirteſten Volkskreiſen bis hinauf zum —

deutſchen Geſangverein, der, allerdings in beſcheidener Mitgliederzahl, aber frohen Mutes und eifrigen Strebens, jeden Samstag Abend unter Leitung eines deutſchen Kapellmeiſters ſeine Lieder erſchallen läßt. Mein Erſtaunen war groß, als ich unter dieſen Sängern im Herzen Japans einen Mann aus dem engern Vaterlande, Herrn B. von Häuſern bei Wigoltingen, vorfand.

Beſonderes Intereſſe hatte es für mich, die mediziniſchen Lehranſtalten Tokios zu beſuchen; neben der deutſchen Medizinſchule exiſtirt auch eine japaniſche, in welcher die Aſſiſtenten der deutſchen Profeſſoren die Vorträge ihrer Chefs in japaniſcher Sprache wiedergeben. Japan tut in neueſter Zeit ſehr viel für Volks-Hygieine und beſitzt ſeit 15 Jahren auch die Segnungen des Impfzwanges; die Wirkung iſt eine ſo augenfällige, daß ſogar der gemeine Mann nicht darauf aufmerkſam gemacht zu werden braucht. Während man ſehr häufig ältere Leute mit pockennarbigen Geſichtern antrifft und auf Schritt und Tritt jene Unglücklichen, denen die Pocken in der Jugend das Augenlicht raubten, kommen geblatterte Kindergeſichter gar nicht mehr vor. Japaner aus verſchiedenen Ständen ſagten mir, wie unbegreiflich ihnen, angeſichts der ſegensreichen Wirkung des Impfzwanges in ihrem Lande, die von Europa her gemeldete Agitation gegen dieſes Inſtitut vorkomme. —

Für die freien Stunden, die ich — der Ruhe pflegend — im Hauſe meines Gaſtfreundes, Herrn Z., zubrachte, geſellte ich mir einen Japaner bei, einen durch Pockennarben fürchterlich entſtellten, aber gebildeten Mann, der vor der ſozialen Umgeſtaltung des Landes zu den Familien der Vornehmen gehört hatte und nachher verarmt war. Er ſprach ziemlich geläufig engliſch und erteilte mir manche Aufſchlüſſe über japaniſche Verhältniſſe, die in den Büchern nicht zu finden und für gewöhnlich überhaupt nicht erhältlich ſind. Durch ihn hauptſächlich lernte ich auch einiges aus der japaniſchen Poeſie kennen. In

der gebundenen Sprache ſind die Japaner keine Meiſter; den Reim wenden ſie gar nicht an; die einzige mir bekannte poetiſche Form beſteht aus 31 Silben, die zu 5 und 7 abgeteilt ſein müſſen und rhythmiſch einen eigentümlichen Effekt machen. Ich laſſe als Beiſpiel ein altberühmtes Neujahrslied folgen und bezeichne die accentuirenden Silben:

tó-ki-wá-na-rú
má-dzu-nó-ni-dó-ri-mó
há-ru-kú-re-bá
í-ma-shí-to-shí-mo-nó
í-ro-má-sa-lí-ki-rí.

Auf deutſch: Die Fichte iſt immer grün und doch werden die Blätter im Frühjahr aufs neue grüner, als ob ſie friſch gefärbt würden. (NB. Frühjahr und altjapaniſches Neujahr fallen zuſammen.)

So unvollkommen die poetiſche Form, ſo ſinnig und poetiſch iſt oft der Inhalt; z. B.: „Meine Liebe iſt wie eine Abendlandſchaft an der Küſte von Sumiyoshi; ringsum ſieht man nur dunkles Grün vor lauter Föhren; aber das Warten iſt etwas Trauriges, etwas Hartes.“

Oder: „Seit ich von meinem Herrn (oder Schatz) geſchieden bin, gehe ich oft auf die Föhrenheide und wie der Tau von den Föhren fällt, ſo fallen meine Tränen.“

Das dunkle Grün der Föhren wird als Sinnbild der Traurigkeit, der unglücklichen Liebe angeſehen.

Weitere Beiſpiele: „Kann ich bei Dir ſein, ſo will ich meine Eltern verlaſſen und überall hingehen und wenn ich auch mitten in Saikatſchibara (Citrus-Art mit ſtachligen Dornen) geriete, ſo würde mich das nicht verdrießen. Soll ich auf Dich warten, ſo will ich mich gerne außerhalb des Moskitonetzes von den Mücken zerſtechen laſſen und ſollte ich auch warten müſſen, bis die Uhr 7 ſchlägt, ſo ſoll mich das nicht verdrießen.“

Sehr naiv ist die poetische Formel, mit welcher der freiende Japaner um die Gunst seiner Auserwählten wirbt:

„Ihr Gesicht ist eben so schön, wie ein brauner Pfirsich; Ihr Alter kann höchstens 16 Jahre betragen; für den Fall, daß Sie noch keinen Mann haben, will ich der Ihrige sein!"

Ebenfalls in gebundener Form seufzt die Japanerin:

„Ach, es ist vergeblich, einen Fremden zu lieben; man muß doch später immer weinen zum Abschiede."

Ein weiterer Vers charakterisirt den männlichen Bewohner Japans:

„Wenn ein Mann durch das Tor der Heimat mit Hoffnung herausgetreten ist, so wird er lieber sterben, als daß er seinen Zweck nicht erreicht hätte."

Von den Sprichwörtern habe ich als besonders charakteristisch aufnotirt:

„Selbst ein großer Berg fällt durch Ameisenlöcher zusammen."

„Ein wahres Wort ist nicht schön; ein schönes Wort ist nicht wahr."

(Derselbe Sinn liegt im Lessingschen Ausspruche: „Gleichwie es selten Komplimente gibt ohne alle Lügen, so gibt es selten Grobheiten ohne alle Wahrheiten.")

„Mit der drei Zoll langen Zunge beschädigt man den fünf Fuß langen Körper."

„Die Besteigung einer Höhe fängt von der Tiefe an."

„Das Lamm trinkt die Milch knieend" (d. h. Ehrerbietung gegen die Eltern ist Kindespflicht.)

„Sogar der Rabe vergilt die Wohltat seiner Eltern."

Endlich erinnere ich mich noch an ein mehr als tausend Jahre altes Lied, welches in jüngster Zeit einer altjapanischen Melodie unterstellt und in dieser Form zur Nationalhymne gestempelt wurde. Es lautet:

„Möge des Kaiſers Geſchlecht tauſend und aber tauſend Jahre blühen, bis ein kleiner Stein zum Fels wird und Moos ihn bedeckt.“

* * *

Unterdeſſen hat ſich unſer Schiff nach 22tägiger Fahrt dem amerikaniſchen Kontinente genähert und der Kapitän ſpricht von der Möglichkeit, morgen früh in San Franzisko zu ſein. Ich ſchließe alſo meinen Brief; allerdings leider im Bewußtſein, die ſchönſten meiner Erlebniſſe und die intereſſanteſten Illuſtrationen zu den japaniſchen Volksſitten noch nicht erzählt zu haben. —

Aber meine Gedanken werden auch ſpäter jederzeit gerne nach dem Mikado-Reiche zurückkehren und die reichen Erinnerungen, die ich von dort mit fortnehme, wieder auffriſchen! —

Nun bleibt mir noch übrig, den amerikaniſchen Kontinent zu durchqueren und die November-Stürme des atlantiſchen Ozeans zu genießen. Nachher aber geht's raſch der lieben Heimat zu und bin ich erſt einmal wieder zu Hauſe und im alten Geleiſe, ſo will ich Dir weiter erzählen und Dir auch dasſelbe ſagen, was ich auf meiner Reiſe hundertmal gedacht habe: Die Tropen ſind herrlich und Japan iſt ein bezauberndes Wunderland; aber nirgends in der ganzen Welt habe ich es ſo ſchön gefunden, als — daheim.

Daheim.

I.

Abſchied von Lady Hill. — Empfang an Bord. — „Keine Schwabenkäfer mehr.“ — Abfahrt von Singapore. — Inſpektionsreiſe auf Deck. — Meine kleinen Freunde. — Ein ſüßes Geheimnis. — Morgenarbeit der Deckpaſſagiere. — Durch die Bangkakſtraße. — Reis als Nahrungsmittel. — Haifiſche. — Auf der Rhede zu Batavia.

Vorbemerkung. Nachdem ich wieder auf der alten, lieben Scholle ſitze, kehre ich in Gedanken gerne nach den fernen Ländern und Meeren zurück, die ich im vergangenen Sommer zu ſehen Gelegenheit hatte. Kaleidoſkopiſch drängen ſich die vielen fremden Eindrücke an meinem innern Auge vorbei, und es iſt mir ein Vergnügen, dieſelben, ſoweit ſie mir gegenwärtig ſind, zu Papier zu bringen; die Leſer mögen entſchuldigen, wenn die Färbung eine andere ſein ſollte zwiſchen den vier Wänden als unter den Palmen oder auf hoher See.

Am Abend des 4. Juli hatten wir Singapore erreicht; im Anſchluß an die mit uns eingetroffene europäiſche Poſt ſollte am 7. Juli, morgens 4 Uhr, der franzöſiſche Dampfer „Emirne“ von Singapore nach Batavia, der Hauptſtadt Javas, auslaufen. Ich entſchloß mich, gleich dieſe Fahrgelegenheit zu benützen, über den Aequator herüberzurutſchen und mir ein tropiſches Eiland, von deſſen Wundern ich ſchon ſo viel geleſen hatte, anzuſehen.

Abends 10 Uhr verließ ich die fröhliche Tafelrunde auf Lady Hill, nicht ohne Bedauern, denn ich klebte an dem Stück Heimat, das ich dort zurücklaſſen mußte. — Vom offenen Wagen aus ſah ich — durchs Mondlicht matt beleuchtet — gigantiſche Mangroven, ſchlanke Palmen, eine ganz wunderbare Tropenwelt vorüberziehen; hie und da erkannte ich beim Scheine einer Gasflamme noch einen geſchäftigen Chineſen, der am Bambus-

rohre auf der Schulter ſchwere Laſten im Trabe vorwärts beförderte. Nach halbſtündiger Fahrt waren wir (mein Gaſtfreund Herr R .... von Biſchofszell begleitete mich) in der Stadt angelangt, genoſſen daſelbſt die zweifelhaften Produktionen einer böhmiſchen Muſikbande und ſtunden nachts halb 1 Uhr am Hafen, woſelbſt wir mit Mühe aus den zahlreichen im Dunkel daliegenden Dampfern den geſuchten herausfanden. Es war eine ſchwüle, drückende Luft; auf dem Verdecke ſchnarchte, die unvermeidliche Serviette unter dem Arme, mit weit geöffnetem Munde ein alter Kellner, welcher — aufgerüttelt — nicht in der lieblichſten Stimmung mich empfing, ohne ein Wort zum Gruße mürriſch eine flackernde Petroleumlampe ergriff und mir unter Murren und Gähnen den Weg nach meiner Schlafſtätte zeigte. Ich vergalt Böſes mit Gutem und empfand gleich ein Gefühl von halb mitleidigem, halb mediziniſchem Intereſſe für den ſauren alten Knaben, als ich ſah, daß er die fürchterlichſt krummen Beine beſaß, die ich je in meinem Leben zu Geſicht bekommen, und die ſeinem Gange ein entenartig wackelndes Gepräge gaben. — Die angewieſene Kabine war ein heißes Loch zum Erſticken, nach innen wie nach außen hermetiſch abgeſchloſſen. Ein Dutzend Schwabenkäfer krabbelten eifrig an den Wänden herum und machten gelegentlich auch eine Exkurſion auf mein Bett. Ich begrüßte dieſe weitern Landsleute mit geräuſchvollem Kriegsgeſchrei und begann eine wilde Jagd auf ſie, und erſt, nachdem der letzte in porzellanener Urne beſtattet war, ſuchte und fand ich Ruhe.

In aller Frühe weckte mich der Lärm auf dem Verdeck; noch arbeiteten die Dampfkrahnen; das Höllengeraſſel ihrer Ketten, welche die Frachten in den Schiffsraum zu verſenken haben, könnte auch das toleranteſte Gehirn zur Verzweiflung bringen. Endlich — gegen 6 Uhr — gab's Ruhe und es begann der mächtige Pulsſchlag der Maſchine; das Meer rauſchte und floh grollend vor dem mühſam vorwärts ſtrebenden Schiffskiel. — Noch fand

ich keinen der Mitpaſſagiere auf Deck und von der Galerie der erſten Kajüte aus konnte ich ungeſtört das herrliche Panorama genießen, das ſich bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Singapore darbot. Mit Entzücken weilt der Blick auf der maleriſchen Inſelſtadt im Strahlenglanze der Morgenſonne, die immer weiter und weiter zurücktritt, um ſchließlich nur noch als grüner Streif den nördlichen Horizont zu begrenzen. — Bis weit hinaus ins Meer liegen zahlreiche, üppig bewachſene Inſeln, kleiner aber nicht weniger ſchön und farbenprächtig als das Eiland Singapurs. Wo immer ein Fleck Erde über den azurnen Meeresſpiegel hervorragt, iſt er in den üppigſten Garten umgewandelt, und im Schatten der Palmen ſieht man da und dort — von den Wogen beſpült — die maleriſchen Pfahlbauten der Malayen. Auf den größern Inſeln ſind zum Teil Pfeffer- und Gambirplantagen angelegt. (Vom letzteren, für die Färberei und Druckerei und auch in der Medizin verwendeten Artikel [Katechu] exportirte Singapore allein ſchon im Jahre 1871 über 34,000 Tonnen à 20 Zentner.) Die kleineren ſind unbewohnt und verlocken unwiderſtehlich zu einer Robinſonade. Bald lag die farbenreiche Inſelwelt hinter uns; das Auge ſah nichts mehr als Himmel und Waſſer und blickte ſehnſüchtig nach der entſchwundenen grünen Pracht. Mit dem Operngucker erkannte ich in nebelhafter Form noch den Flagſtaff von Singapore mit ſeinen flatternden Wimpeln, durch welche die in Sicht kommenden Dampfer der Stadt angekündigt werden.

Ich vertrieb mir die Einförmigkeit durch eine Inſpektionsreiſe auf Verdeck. Mein Inſpektoratsbericht — hätte ich einen ſolchen abgeben müſſen — wäre höchſt ungünſtig ausgefallen. Ich fand in der „Emirne" einen alten Lotterkaſten, der das Attribut „ſeetüchtig" gewiß nicht mehr verdiente und erfuhr auch von Matroſen, daß dies ſeine letzte Fahrt ſein ſolle und daß er hernach gründlich reparirt, wenn nicht ganz abgedankt werde. —

Die musterhafte Reinlichkeit und Disziplin, wie sie auf dem famosen Dampfer „Sindh“ herrschte, der uns nach Singapore gebracht hatte, war hier nicht zu Hause, und den Herrn Kapitän sah man mehr bei der Cognacflasche oder in fast unverschämtem Kostüm der Ruhe im Rotansessel pflegen, als auf der Kommandobrücke stehen. — Auf dem Vorderdeck hatte sich eine bunte Gesellschaft gelagert: Chinesen mit hundert Kistchen und Kästchen verbarrikadirt, Schwarze, Malayen, Javaner ꝛc. Unter den schmutzigen Orientalen erblickte ich zu meinem großen Erstaunen auch eine weiße Familie, ein jüngeres Ehepaar mit zwei kleinen zarten Jungen von ¾ und 2 Jahren. Ihre Gesichtszüge und Manieren ließen erraten, daß die Leute bessere Tage gesehen hatten; aber jetzt guckte der Mangel aus den Löchern der feingeschnittenen Garderobe, und aus dem Gesichte der Frau namentlich konnte man viel Sorgen und Kummer herauslesen. Der Mann entpuppte sich als Deutsch-Amerikaner. Er hatte sein Glück in Australien gesucht und sich einer Expedition nach Neu-Guinea angeschlossen, welche in dem noch unerforschten Lande Gold suchen sollte. Die Fahrt wurde in sechs Segelbooten gewagt, welche reichlich Proviant und zirka 150 Pferde für die Reise ins Innere als Ladung führten. Aber ein heftiger Sturm nötigte sie dazu, alle Pferde über Bord zu werfen. Die einzelnen Boote wurden auf dem wilden Ozean zerstreut und nur viere gelangten überhaupt ans Ziel. Drei Monate blieben die kühnen Abenteurer an der Küste von Neu-Guinea und gingen fast zu Grunde vor Hunger; denn der größte Teil des Proviantes war durch das eingedrungene Meerwasser ruinirt und zudem verstanden sie es nicht, mit den Eingebornen zu verkehren; anstatt mit Milde und mit List — wie einst Christoph Columbus in Westindien — eine Annäherung zu versuchen, übten sie blutige Gewalt mit den Waffen und mußten schließlich unverrichteter Dinge — die meisten elend und krank, alle enttäuscht und mißmutig — wieder nach

Auſtralien zurückkehren. So erzählte mir mein neuer Reiſegeſellſchafter. Nach der verunglückten Spekulation auf Neu-Guinea war er mit ſeiner jungen Frau als wandernder Photograph in halb Aſien herumgekommen, hatte überall das Glück geſucht und nicht gefunden und wollte nun wieder nach Auſtralien zurück, um endlich einmal auf der Scholle ſitzen zu bleiben. Sein Hauptreichtum beſtand in einigen hundert Platten, Originalaufnahmen aus dem Innern von Siam, Birma und Malacca, die er nachher zu verwerten hoffte.

Die beiden Jungen des Photographen waren internationale Hauptkerls, denen es nicht darauf ankam, ob ſchwarz oder weiß, Chriſt, Hindu oder Mohammedaner. Der Dreivierteljährige ſtreckte ſeine weißen Händchen einem dunkelfarbigen, halbnackten Kling mit mächtigem Turban ebenſo freundlich entgegen als mir, und lachte dem malayiſchen Matroſen nicht weniger vertraulich, als dem bezopften, ſchlitzäugigen Chineſen. Eine alte Javanerin von phänomenaler Häßlichkeit war dem Kleinen namentlich mit großer Sorgfalt zugetan und trug ihn faſt beſtändig in einer breiten, an ihrem Hals befeſtigten Schlinge auf dem Verdeck herum; das Kind ſtemmte ſich dabei — in der Schlinge ſitzend — gegen die Hüfte der Wärterin, oder umfaßte ſie rittlings, während ihre linke Hand ſeinen Rücken ſtützte. — Dieſe maleriſche Art, die Kinder zu tragen, ſah ich nachher in Java ſehr häufig.

Der größere Junge hatte ein überaus feines, blaſſes Geſichtchen und den Kopf voll halbblonder Locken; er ſchloß eben Freundſchaft mit einem Altersgenoſſen, in der Perſon eines kleinern, ſplitternackten, blatternarbigen Javaners, der mit ſeinem Vater nebenan auf einer Bambusmatte am Boden lag und ſich — wie ein junger Bär — in der drolligſten Weiſe bald zwei- und bald vierbeinig herumtrieb; bald zerrte er einen benachbarten Chineſen verſtohlen am Zopfe, bald warf er Vorübergehende mit herumliegenden Abfällen, zog ſich aber ſtets nach verübter Freveltat ſchleunigſt in die Nähe ſeines Alten zurück.

Nach javaniſcher Sitte war dem braungelben Jungen der Kopf glatt raſirt bis auf einen vereinſamten Haarbüſchel auf der Höhe des Scheitels. Dieſe im Winde flatternde Locke war aber auch alles, was der kleine Sohn Javas an hatte. Er fürchtete mich anfänglich wie ein reißendes Tier und ſchrie Zetter und Mordio, ſo oft ich mich ihm nähern wollte. Durch Vermittlung des jüngern Photographen kam ich jedoch bald in ſeine Gunſt und ſchon nach einer Stunde war unſere Intimität ſo weit gediehen, daß er mir unter affenartigen Grimaſſen die Zunge zeigte, als ich ihm meine goldene Uhr nicht zum Geſchenke machen wollte. Der Herr Papa aber verzog ſein Geſicht zu einem ſtolzen Lächeln über dieſe Aeußerung von beſonderer Intelligenz ſeines Sohnes.

Die beiden Kinder des Photographen waren geimpft und der Vater ſagte mir, daß er ohne dieſe Schutzmaßregel es nicht gewagt hätte, wochenlang ſich mit ſeiner Familie an den Brutſtätten der Pocken im Innern von Vorder-Indien aufzuhalten. Hunderte ſeien rechts und links von ihnen der gräßlichen Krankheit erlegen oder infolge derſelben erblindet; ſeine Kinder ſeien ſtets geſund geblieben.

Ein ſprechenderes Beiſpiel für die Schutzkraft der vielgeſchmähten und von vielen Laien wegen Unkenntnis zu wenig gewürdigten Impfung hätte ich mir nicht vor Augen ſtellen können als dieſe zwei kleinen Weltreiſenden, mit ihrer weißen, durchſichtig-feinen Haut und ihrer zarten, für die Pocken ſonſt ſo leicht zugänglichen Konſtitution.

Unterdeſſen erſchien mein krummbeiniger Kellner von geſtern auf dem Schauplatz, bewaffnet mit einer mächtigen Glocke, durch deren Klänge er zum Frühſtück einlud. Dabei wackelte er, wie ein alter Kirchturm. An der reich beſetzten Tafel fand ich außer dem Kapitän und den Schiffsoffizieren verſchiedene Bekannte vom „Sindh“ her, den Gouverneur von Portugieſiſch-Timor mit ſeinem Attaché, ſowie den gemütlichen Mecklenburger, der von einem

Besuche in der Heimat nach Batavia zurückkehrte und das Tagwerk wieder mit einigen Brandy-Sodas eröffnet hatte. Alle klagten über Hitze und Durst, bildeten aber — abgesehen von dem ewigen Jammer — für die Weiterfahrt eine ganz angenehme Gesellschaft.

Die Entfernung von Singapore nach Batavia beträgt zirka 480 Meilen; das Meer daselbst ist wegen der zahllosen Inseln und verborgenen Klippen schwierig zu befahren und hat schon manches gute Schiff verschlungen. Ein ordentlicher Dampfer braucht zur Ueberfahrt wenig über $2^1/_2$ Tage; unser Kasten aber keuchte und rumpelte noch am Abend des vierten Tages auf offener See, näher der Insel Sumatra als unserm Reiseziele. Die stündliche Geschwindigkeit betrug nämlich nur fünf bis sechs Meilen gegenüber fünfzehn bis achtzehn Meilen der andern Postdampfer; die Ursache dieses Schneckenganges war beim Kapitän nicht zu erfragen und die Schiffsoffiziere, denen sonst ein Glas Wein rasch die Zunge löste, gaben ausweichende Antwort. Endlich erfuhr ich von einem Maschinisten niederster Ordnung, einem gebürtigen „Mülhüüser", dessen Herz ich durch Cigarren gewonnen hatte, in gemütlichem Elsäßerdeutsch die frohe und vertrauenerweckende Mär, daß der Dampfkessel so defekt sei, daß man nur mit halber Spannung arbeiten dürfe, um nicht eine Explosion zu riskiren.

Mit diesem süßen Geheimnisse suchte ich mich nachmittags auf einer Chaise longue in den Schlaf zu lullen. Neben mir schnarchte und fauchte in der denkbar bequemsten Lage ein echter Fallstaff von Figur, der Schiffsdoktor, dem es offenbar ganz Wurst war, ob unser Kasten schnell oder langsam vorwärts kam und ob der Dampfkessel ein Loch hatte oder keins. So oft ich im Begriffe war, einzunicken, verwechselte ich im Halbschlummer das nachbarliche Gebläse mit dem Schnauben der Dampfmaschine, und wenn der schnarchende Herr Collega in sein gleichmäßiges

Sägegeräuſch einen gehörigen Ruck einſchaltete, ſo fuhr ich erſchreckt zuſammen, riß die Augen auf und erwartete mich in Geſellſchaft diverſer Schiffstrümmer und -Kellner einige hundert Klafter hoch in den Lüften zu finden. — Aber unſer Kaſten hob ſich ruhig und im alten gemächlichen Tempo vorwärts. Das Meer war dabei ſo glatt wie ein Spiegel. — Gegen 4 Uhr nachmittags paſſirten wir den Aequator, der uns mit einer kräftigen Briſe aus Südweſt aufwartete. Auf jedem andern Dampfer wäre dies eine angenehme Erfriſchung geweſen, unſer Schiff aber gerieth bei der geringen Geſchwindigkeit, die es inne zu halten vermochte, ſofort in ziemliches Schaukeln. Mir wurde es ſchwül ums Herz; auf die Stirne traten kalte Schweißtropfen; die Seele wackelte und der Leib machte leere Schluckbewegungen. Der Reſt aber iſt Schweigen und bedeutet einen ſeekranken Mann, der — zum Sterben elend — auf dem harten Lager ſeiner Kabine ausgeſtreckt lag und deſſen Geiſt gänzlich aufgehört hatte, ſich mit dem Dampfkeſſelexploſionsriſiko zu beſchäftigen. Um die achte Stunde „ward ihm wieder wohl“ und es folgte eine prachtvolle Nacht, die ich größtenteils auf dem Verdeck zubrachte. Der große Bär ſtund tief am nördlichen Horizonte, der Polarſtern war kaum noch ſichtbar, Orion ging durch den Zenith, und von Süden her glänzte das in der nördlich gemäßigten Zone nicht ſichtbare einfach-ſchöne Sternbild des ſüdlichen Kreuzes. Eine Nacht zum Schwärmen! Aber neben mir lag die ganze Zeit der Schiffsdoktor und ſchnarchte, als ob ihm die beim Mittageſſen ſervirten Auſtern im Halſe ſteckten.

Der folgende Tag war der 8. Juli und ein Sonntag. Herrlich, majeſtätiſch tauchte die Sonnenſcheibe aus den Fluten und vergoldete den Horizont. — Auf dem Wege nach dem Vorderdecke, dem mein erſter Beſuch galt, ſtolperte ich über einen breiten, ſackartigen Ballen, der zu meinem Erſtaunen plötzlich lebendig wurde, ſich öffnete und drei empörte Chineſenphyſiognomien

gebar, welche ſich für die Störung mit einigen nicht zu überſetzenden Liebenswürdigkeiten bedankten. Der kleine Javane lag noch auf dem Bauch und ſchlief; 10 Minuten ſpäter aber ſpielten er und ſein weißer Freund Ball mit einer Mangoſtine, ein Bild zum Malen. — Auf einer hohen Kiſte lag zuſammengekauert ein javaniſcher Eingeborner, der von den andern mit beſonderer Ehrfurcht behandelt wurde; es war ein Prieſter, der von einer Pilgerfahrt aus Mekka zurückkehrte. Offenbar fühlte er ſich aber krank, denn ihm zur Seite kniete ein dienſtbarer Geiſt, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen knetete. Dieſes Heilverfahren, das ſich auch in der abendländiſchen Medizin eingebürgert hat, iſt bei den Orientalen ſehr populär. — Jetzt erhebt ſich der Geknetete zur Morgentoilette. In eine Theetaſſe wird Waſſer gegoſſen; daraus mit den Fingern in aller Eile das Geſicht benetzt und abgerieben, mit den Nägeln der hakenförmig gekrümmten Finger die Zunge abgekratzt, ſchließlich der Sarong feſter umgeſchlungen und die kübelartige Kopfbedeckung zurecht geſetzt. Damit iſt die Toilette beendigt.

Die chineſiſchen Deckpaſſagiere ſind in voller Tätigkeit; es wird Reis und Thee gekocht; das aus Bambus geflochtene Lager wird zuſammengerollt und die Pfeife angezündet. — Einer unter ihnen, der Gegenſtand beſonderer Verehrung zu ſein ſchien und aufmerkſam bedient wurde, trug an den Fingern ſeiner linken Hand Nägel über zwei Zoll Länge. Mit dieſen Krallen holte er ſich mit einer gewiſſen Eleganz ſeinen Tabak aus einem zierlichen, an der ſilbernen Pfeife hängenden ſeidenen Beutel. Wie ich mir ſagen ließ und ſpäter vielfach zu ſehen Gelegenheit fand, erfreuen ſich die Fingernägel einer ganz beſonderen Pflege bei den reichen Chineſen; die durch die unbequemen Krallen zum Nichtstun verurteilten Hände ſollen dokumentiren, daß ihr Träger nicht nötig hat zu arbeiten. Es bedarf übrigens einer gewiſſen Kunſt und unabläſſigen Behandlung, die Nägel ſo lang zu ziehen,

ohne daß ſie ſich krümmen oder rinnenförmig zuſammenlegen können. — Ein chineſiſcher Collega, deſſen Photographie ich beſitze, trägt an jedem Finger der linken Hand ein ſolches Kunſtprodukt von 3½ Zoll Länge.

Jetzt präparirt auch der javaniſche Papa, auf dem Boden hockend, ſeine Mahlzeit: Reis mit Sauce und getrockneten Fiſchen; ſein Junge braucht nicht erſt gerufen zu werden; er läßt den kleinen Photographen ſchleunigſt im Stich und fährt mit ſeinen braunen Händchen — dem Beiſpiele des Vaters folgend — tapfer in den Reisbrei hinein. — Die dünne Brühe ſchafft er ſich mit einem rinnenförmig zuſammengelegten Palmblatte in den Mund. — Die Javanen eſſen durchwegs unmittelbar mit den Fingern, während die Chineſen ſeit Jahrtauſenden ſehr gewandt zwei hölzerne oder elfenbeinerne Eßſtäbchen dabei gebrauchen und ſchon dadurch ihre höhere Kulturſtufe beweiſen. Immerhin erinnert das Geräuſch beim Hineinſchieben des halb feſten halb flüſſigen Reisbreies ſtark an den Schweinetrog.

Gegen Mittag fuhren wir in die Bangka-Straße ein und ſahen öſtlich ganz nahe die Küſte der Inſel gleichen Namens, weſtlich den endloſen Urwald Sumatras, den Tummelplatz des Orangutans und der großen aſiatiſchen Dickhäuter (Elefant und Rhinozeros). Die Inſel Bangka iſt zirka 13,000 Quadratkilometer groß und zählt 70,000 Einwohner. Aus dieſem Eiland, ſowie aus der weiter öſtlich gelegenen Inſel Biliton zieht die holländiſche Regierung jährlich zehn Millionen Pfund Zinn, was ihr einen Reingewinn von fünf Millionen Gulden einträgt. Das Metall wird durch Auswaſchen der Erde in zirka 300 bis 400 gewaltigen Gruben gewonnen, welches Geſchäft faſt ausſchließlich die Chineſen beſorgen. Ein Deckpaſſagier der „Emirne“, den mir mein Reiſegefährte aus Mecklenburg als alten Bekannten vorſtellte, ein reicher Chineſe, hat die Reislieferung für die Zinnarbeiter auf Bangka von der holländiſchen Regierung übernommen und

ſchickt jährlich 148,000 Pikul (à 125 Pfund) dieſes wichtigen Nahrungsmittels dorthin, wofür ihm die Kleinigkeit von 1,036,000 Gulden ausbezahlt wird, nämlich 7 Gulden per Pikul, ein Preis, der übrigens ſo niedrig iſt, daß die Regierung, wollte ſie den Reiseinkauf ſelbſt beſorgen, ihn bedeutend überſchreiten würde. Die chineſiſchen Händler begnügen ſich mit dem minimſten Benefiz und deshalb iſt ihre Konkurrenz den europäiſchen Kaufleuten ſo gefährlich.

Abends brachte mir der Elſäßer, unter dem Siegel größter Verſchwiegenheit und als Gegenleiſtung mein Cigarrenetui leerend, die frohe Kunde, daß der Dampfkeſſel nun glücklich einen Riß habe und der „vapeur“ zum „lätzen Loch“ hinausſtröme; nun habe man gar keine Preſſion mehr und komme jetzt erſt recht nicht mehr von der Stelle. Wirklich warfen wir denn auch die Anker aus und blieben die ganze Nacht ruhig liegen und das Hämmern und Klopfen im Maſchinenraume am lecken Keſſel war das einzige Geräuſch, welches die nächtliche Stille ſtörte.

Den folgenden Tag war ich wieder vor Sonnenaufgang auf Deck; kein Lüftchen wehte; in der Natur herrſchte gänzliche Ruhe, und ich glaubte, vom nahe gelegenen Urwalde her das Kreiſchen der Affen zu hören. Bald nahm unſer Schiff ſeinen Kurs wieder auf und zwar zu meiner Ueberraſchung mit der vermehrten Geſchwindigkeit von acht Meilen per Stunde.

Meine beſondere Bewunderung erregten die durchwegs famoſen Zähne der auf dem Schiffe anweſenden Orientalen armer Klaſſe. Der Kontraſt mit den ſchlechten Gebiſſen der Europäer iſt ein auffallender. Da iſt keine Ausmauerung kariöſer Höhlen zu ſehen, keine Zähne, die nachts in Waſſer gelegt werden müſſen. Die einfache und ausſchließliche Reisdiät iſt vielleicht den Kauwerkzeugen zuträglicher als unſere komplizirten europäiſchen Menus. — Von der Bedeutung des Reiſes als Nahrungsmittel kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man erfährt, daß

750 Millionen Menſchen in China, Japan, Indien, auf dem malayiſchen Archipel, in Perſien, Arabien und Nordafrika faſt ausſchließlich von dieſer Frucht leben. Der Nährwert iſt kein ſehr bedeutender, ſteht allerdings weit über demjenigen der Kartoffel, aber beträchtlich hinter demjenigen unſerer Cerealien zurück. Um dem Körper doch die zum Aufbau und zur Erhaltung notwendigen Nährſtoffe zuzuführen, muß am Quantum nachgeholt werden, was die Qualität zu wenig bietet. 1800 Gramm Reis ſind notwendig, um den täglichen Bedarf eines ausgewachſenen Körpers an Stickſtoff und Kohlenſtoff zu decken, und beim Kinde, das noch wachſen ſoll, iſt der Verbrauch ein relativ größerer. Der „Reisbauch“ iſt denn auch ein hervorragendes Charakteriſtikum der orientaliſchen Kinder, das ungenirt präſentirt wird und den Eindruck macht, als ob der übrige Körper nur ſeinetwegen da ſei, um ihn ſpazieren zu führen. Reis wird ſeit 5000 Jahren in China kultivirt, ſeit den älteſten Zeiten auch in Indien. Durch die Feldzüge Alexanders des Großen wurde es im Abendlande bekannt; aber erſt Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts kam die Kultur nach Italien und Spanien. Die Bedeutung des Reiſes als Volksnahrungsmittel wächst übrigens auch bei uns beſtändig. In Deutſchland werden jährlich über zwei Millionen Zentner eingeführt (meiſtens aus Siam), in Frankreich ſogar über zehn Millionen Zentner.

Endlich — am Vormittag des fünften Tages nach der Abfahrt von Singapore — kamen wir in den Bereich der Vorpoſten von Batavia, einer großen Anzahl kleinerer, herrlich grüner Inſeln, die bunt zerſtreut die gewaltige Bai der Hauptſtadt Javas gegen das offene Meer zu abſchließen. Es ſind dies die ſogenannten Duizend-Eilande (Tauſend-Inſeln), alle unbewohnt und von der holländiſchen Regierung an einen Chineſen verpachtet, welcher ſie von Zeit zu Zeit befährt, um ihre Erträgniſſe auszunützen. Nachmittags halb 3 Uhr warfen wir in der trüben Rhede von

Batavia die Anker aus. Einige Haifische hatten bei der Annäherung ans Land unser Schiff verfolgt und sich gierig über die herausgeworfenen Küchenabfälle hergemacht. Was wir an der Schiffstafel übrig gelassen, verschwand im Verein mit Konservebüchsen, zerrissenen Tellerwischtüchern und toten Hühnern, welche vor Hitze und Langweile ihr Dasein früher beschlossen hatten, als dem Küchenchef erwünscht war, zwischen den Kiefern der gefräßigen Seeräuber. Die Haie schwimmen unglaublich schnell; ihre Annäherung erkennt man nur bei großer Aufmerksamkeit an der den Wasserspiegel überragenden Rückenflosse und einem bei gewissen Arten davorstehenden dornigen Stachel. Bei der Beute angekommen, schnellt sich das Tier auf den Rücken, denn nur so ist es im stande, mit der nach unten und hinten liegenden queren Mundspalte seinen Raub zu erfassen. Wurde etwas Freßbares ins Meer geworfen, so dauerte es kaum einige Sekunden, bis man unmittelbar daneben einen Strudel in der ruhigen, aber trüben Meeresfläche gewahrte. Gleichzeitig war auch der weißgraue Bauch des Raubfisches einen Augenblick zu sehen; wer glücklich beobachtete, konnte sogar die sich öffnenden, scharfgezähnten Kiefer wahrnehmen; aber im Nu waren Räuber und Beute verschwunden.

Die Riesenhaie werden bis 40 Fuß lang und 160 Zentner schwer (NB. ein Walfisch dagegen kann ein Gewicht von 3000 Zentnern erreichen), sind aber plumper, träger und weniger gefährlich als die kleinern Spezies. Daß der Hai bei Gelegenheit auch den Menschen angreift, ist allbekannt. Dem einbeinigen, arabischen Jungen aus Aden, von dessen Taucherkünsten ich früher erzählt, hatte seiner Zeit auch ein solches Ungeheuer das Bein ausgerissen, oder wenigstens so bearbeitet, daß es nur noch als zerfetzte und verstümmelte Masse am Körper hing und von englischen Militärärzten schleunigst amputirt werden mußte.

Die Stelle, wo wir ankerten, war noch mindeſtens 1½ Stunden von der Küſte entfernt, denn das Meer der Bucht von Batavia iſt ſo ſeicht, daß Schiffe mit irgendwie beträchtlichem Tiefgang dem Lande nicht näher kommen dürfen. Doch wird zur Zeit mit ungeheuerem Geldaufwand ein gewaltiger Hafen erſtellt. Derſelbe iſt bereits durch eine Eiſenbahn mit der Stadt verbunden und wird in wenig Jahren vollendet ſein und dann auch die größten Seeſchiffe beherbergen und gegen die Unbill der Sundaſee ſchützen können.

Da lagen wir denn in Geſellſchaft einiger hundert anderer Fahrzeuge, Dampfer und Segler, chineſiſcher Dſchunken und javaniſcher Prauen und hefteten unſere Augen auf das vor uns liegende Land, deſſen tropiſcher Charakter, vor allem ſein Palmenreichtum, ſchon von weitem zu erkennen war. Die „Königin des Oſtens“ aber, oder die „Perle des Orients“, wie Batavia früher genannt wurde, präſentirt ſich dem vom offenen Meere Herkommenden durchaus nicht in impoſanter Weiſe; man vermutet an der flachen, von Palmen eingeſäumten Küſte keine große Stadt, und nur die gegen Oſten ſichtbaren rieſigen Hafenbauten laſſen auf die Nähe einer ſolchen ſchließen. — Schon näherte ſich unſerm Schiff ein Miniaturdampfer, der Poſt und Paſſagiere auf feſten Boden bringen ſollte. Ich packte in der Kabine meine Siebenſachen zuſammen; die Kellner, auch der frühere Murrkopf, waren mir dabei mit rührender Zuvorkommenheit behülflich; ja es wurde mir nicht einmal erlaubt, mich mit dem Heraufſtragen meines leichten Handgepäcks zu bemühen, und mit mütterlicher Sorgfalt bewachte der Krummbeinige Koffer und Plaid auf dem Verdecke und verſicherte mir pathetiſch, daß er kein Auge davon laſſen und mir alles zur richtigen Zeit auf den kleinen Dampfer ſchaffen werde. Innig gerührt holte ich aus der Tiefe meines Beutels diverſe Fränklein und drückte ſie dem ſich tief verbeugenden, befrackten Modejournal in die Hand — ach, zu früh

— denn, kaum hatte ich ihm den Rücken gewendet, ſo verſchwand es und ward nicht wieder geſehen; mein Gepäck aber lag — als ich ſpäter nach ihm ſah — unbewacht und vernachläſſigt in einer Ecke, und auf dem weichen Shawl, den ich nachts ſo gerne aufs Kopfkiſſen gelegt, ruhten — die Sitzknorren einiger ſchmutziger Chineſen.

II.

Abſchied von der „Emirne." — Zollfreuden. — Malayiſche Droſchkiers. — Beim ſchweizeriſchen Konſulate. — Mein Gaſtfreund. — Chineſiſches Hochzeitsfeſt. — Alt- und Neu-Batavia. — Badende Eingeborne. — Straßenpolizei. — Amoklaufen. — Freundliche Straßenbilder. — Chineſen in Batavia. — Holländiſch-Indiſche Armee. — Ankunft in Kebon-Siri.

Bevor ich die „Emirne" — wie ich hoffte, auf Nimmerwiederſehen — verließ, machte ich noch eine Abſchiedsviſite bei den Deckpaſſagieren. Der Glückwunſch, welchen ich der Photographenfamilie auf ihre Weiterreiſe mitgab, kam mir — angeſichts namentlich der zarten, lieblichen Kinder — wahrhaft vom Herzen. Die Frau hatte Tränen in den Augen; der Mann ſah ungebeugt, faſt trotzig kühn in die Zukunft und meine kleinen Freunde waren außer ſich vor Vergnügen und ſchlugen Purzelbäume. — Der nichtsnutzige, kleine, braungelbe Sohn Javas ignorirte mich vollſtändig und gab mir keine Hand zum Abſchiede; mit ſelbſtbewußtem Stolze inſpizirte er ſein naheliegendes Vaterland und verachtete die weißen Kinder der gemäßigten Zone.

Nach vielem Drücken und Drängen hatte ſich endlich alles Zweibeinige auf dem kleinen Dampfer plazirt; derſelbe war geſpickt voll von Menſchen, Koffern und Reiſeſtühlen aus Rotangeflecht und führte uns raſch dem Lande zu. Nach zirka viertel-

ſtündiger Fahrt bog er in einen auf beiden Seiten eingemauerten, tief ausgebaggerten Kanal ein, welcher den Batavia durchſtrömenden Kali (Fluß) bis weit in das ſeichte Meer hinaus fortſetzt. Nur langſam fanden wir in der ſchmalen Waſſerſtraße unſern Weg zwiſchen den zahlreichen, ſchwer befrachteten chineſiſchen und javaniſchen Segelboten, welche die Laſten der auf der Rhede liegenden Schiffe aufs Trockene zu bringen haben. Nach rechts, reſp. nach Weſten, grenzt der Kanal an eine grüne Wildnis; die durch Schlingpflanzen aller Art verflochtenen Sträucher und Palmen ſind belebt von Eisvögeln, welche in den brillanteſten Farben glänzen, und krummſchnäbligen Möven und Aasgeiern; hie und da ſonnt ſich am Rande des Gebüſches eine rieſige Schildkröte. — Endlich waren wir im Zollhaus und es begann die alte Geſchichte der Zollinſpektion (deren Wegfall mich in dem Freihafen von Singapore ſo angenehm berührt hatte), von dem Argusauge des Zolldieners, der — wenn nicht geſchmiert — jedes Schächtelchen öffnet, jeden Kofferwinkel durchſtöbert und hinter dem unſchuldigſten Nachthemde einen Bund Cigarren oder gar Juwelen vermutet. Endlich war ich außer Verdacht und kam mit meinem Handgepäck — vom Regen in die Traufe, von den holländiſchen Zollbeamten zu den malayiſchen Kutſchern, die ſich um meine Wenigkeit riſſen, als ob ich ein engliſcher Lord wäre. Dieſer Kampf ums Daſein wird in den Städten der fernſten Länder und Erdteile ebenſo gut und in gleicher Weiſe gekämpft wie in den franzöſiſchen oder italieniſchen Hafenplätzen. Ich wählte einen Dos-à-Dos, einen jener leichten, zweiräderigen Karren, in welchen der Paſſagier von hinten einzuſteigen hat und dem vorne ſitzenden Kutſcher den Rücken kehrt. Da ich aufſtieg, bevor der malayiſche „Johann“ ſeinen Platz inne hatte und mir das Gleichgewicht hielt, wurde durch meine ganz reſpektable Körperlaſt die Deichſel ſo in die Höhe geſchnellt, daß der kleine javaniſche Gaul verzweifelte Anſtrengungen machen mußte, um auf dem

Boden zu bleiben und ich auf ein Haar die staubige Straße geküßt hätte. — Mit dem Rücken voraus fuhr ich dann in dem zunächst am Meere gelegenen Geschäftsquartier Batavias ein und betrachtete das bunte Leben auf den Straßen und Kanälen, bis mein Karren vor einer steinernen Häuserfront anhielt. Das weiße Kreuz im roten Feld winkte mir — über einem durch Arkaden halbverborgenen Tore — heimatlich entgegen; ich ließ Pferd und Wagen stehen, rannte in fünf Sätzen die Treppe hinauf und betrat ein großes kaufmännisches Bureau, in welchem einige Herren buchstäblich im „Schweiße ihres Angesichtes" über den Büchern saßen. Während meine Nase das Aroma der Zimmeratmosphäre in seine elementaren Bestandteile, Kaffee-, Zucker-, Zimmt- und Manillacigarren-Duft zu zerlegen suchte, hörte das Ohr mit Entzücken echt „st. galler- und züridütsche" Laute und das Auge gewahrte auf einem Pulte einige Nummern des „Bund." Der Händedruck unseres liebenswürdigen Konsuls, Herrn D. aus St. Gallen, und seines Angestellten, Herrn K. aus Winterthur, war der erste freundliche Gruß, der mir südwärts vom Aequator zu teil wurde. Bald folgte ihm der zweite, nicht weniger herzliche: Durch ein Billet von meiner Ankunft benachrichtigt, trat wenige Minuten später Herr Z. aus Frauenfeld ins Zimmer und streckte mir von weitem seine Rechte entgegen. Wir hatten uns noch nie im Leben gesehen und begrüßten uns doch als alte Bekannte.

Ich hatte die Absicht gehabt, in einem der vielen Gasthöfe Batavias abzusteigen; allein mein Plan scheiterte an der gastfreundlichen Offerte des Herrn Z., „sein Haus als das meinige anzusehen." So bestiegen wir denn meinen vor dem schweizerischen Konsulate harrenden Dos-à-Dos und fuhren unter heimatlichen Gesprächen dem neuen, europäischen Stadtteile zu. Im chinesischen Quartiere tönte uns aus dem Hofraume eines gewaltigen Privatgebäudes ein betäubender Lärm entgegen. Mein Begleiter unter-

richtete mich, daß daſelbſt die Hochzeitsfeierlichkeiten eines reichen Chineſen ſtattfinden; ſeit drei Monaten ſchon dauere das Lärmen und Jubiliren Tag und Nacht ununterbrochen fort und das könne noch jetzt wochenlang ſo weiter gehen. Wir hielten an und traten ein. In dem weiten Hofe war ein buntes Gedränge. Eine chineſiſche Schauſpielerbande manöverirte unter den erbärmlichen, ohrzerreißenden Seufzern einiger begleitender Saiteninſtrumente auf einer gedeckten hölzernen Bühne, die von einigen hundert Zuſchauern umlagert war. Sogar auf den Bühnenraum ſelber hatte ſich ein Teil des Publikums mit Tabakspfeifen und Theemaſchinen verſtiegen, um den muſikaliſch-dramatiſchen Genuß aus erſter Hand zu haben. Die phantaſtiſchen, überaus reichen Koſtüms, die in raſchem Wechſel gezeigt wurden, erregten meine Bewunderung im höchſten Grade; das Spiel ſelbſt aber war für einen ziviliſirten Menſchen ungenießbar und beſtand in einem fortwährenden Erſcheinen und Verſchwinden der abſurd geſchminkten Schauſpieler; bald betraten ſie die Bühne im Gänſeſchritt, mit gravitätiſcher Würde und Langſamkeit; bald ſchoſſen ſie herum wie Verrückte und brüllten ſich gegenſeitig an, als ob ſie ſich auffreſſen wollten, machten überhaupt im Verein mit den Herren Muſikanten einen ſo infernaliſchen Lärm, daß ich nicht begreife, wie jemand unter den Zuhörern Details ihrer Reden verſtehen konnte. — Wenige Schritte von dieſem Theaterplatze entfernt ſpielte — zur Erhöhung des Genuſſes — ebenfalls von einer Menge Volkes umlagert, eine miſerable javaniſche Muſikbande, beſtehend aus einer Geige, zwei Klarinetten und acht Trompeten, beſtändig im ſtrammſten Fortiſſimo und ohne ſich je das geringſte Piano zu Schulden kommen zu laſſen. Den Klarinettiſten ging oft der Atem aus, die ſouveräne Violine pauſirte ſonſt von Zeit zu Zeit ein wenig, nur die wackern Trompeter erlaubten ſich keine Unterbrechung und tuteten im Nachſchlag unverdroſſen darauf los, auch wenn die Melodie fehlte, mit einer Ausdauer, die mich

ſchließlich faſt zur Verzweiflung brachte. Daneben ſah man im Hofe zerſtreut Gruppen von reichgeſchmückten Tänzerinnen verſchiedenſter Altersſtufen, Gaukler, Verkäufer, Garküchen ꝛc. und dazwiſchen eine flottirende Menſchenmenge, aus Chineſen und Malayo-Javanen zuſammengeſetzt. Vor der Mitte des Hauſes, in luftiger Veranda, welche einen Ueberblick über den Hof gewährte, ſaß, müde vom Genießen und verdroſſen, der junge reiche Chineſe, umgeben von ſeinen Freunden und Schmeichlern, wie ein Fürſt von ſeinem Hofſtaate. Sein Blick ruhte blaſirt und teilnahmslos auf dem bunten Treiben, und nur das Bewußtſein ſchien ihm einige Befriedigung zu gewähren, daß der ganze große Beluſtigungsapparat einzig und allein ſeinetwegen in Bewegung geſetzt ſei. Durch die geöffneten Türen ſah man in das Innere des Hauſes, in prunkvolle, mit ſchwerſeidenen Draperien ausgeſchlagene Räume, mit Koſtbarkeiten, namentlich aus edlen Metallen, aus Elfenbein und Porzellan, zum Erdrücken angefüllt. Neben den wunderlichſten Erzeugniſſen chineſiſcher Kunſt, porzellanenen Drachen u. ſ. w., paradirten goldene Pariſeruhren und böhmiſche Kryſtallleuchter. Der chineſiſche Kröſus hat täglich tauſend Gulden zu verzehren, iſt aber noch lange nicht der reichſte Bezopfte auf Java. In Samarang lebt z. B. ein chineſiſcher Kaufmann, deſſen Vermögen auf ſechzig Millionen holländiſche Gulden geſchätzt wird. Und doch war ſein Vater noch ein armer Straßenhauſirer. Er ſoll hauptſächlich durch Opiumſchmuggel reich geworden ſein. In einer Nacht, während welcher er mehrere mit Opium befrachtete Dſchunken (chineſiſche Segler) erwartete, ließ er ein ganzes Quartier von Samarang, das ihm gehörte, in Brand ſtecken, um das Auge der Polizei und die öffentliche Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken, und während die heilige Hermandad löſchte und ſich um ein paar hundert Bambushütten kümmerte, wanderten Millionen in Form des koſtbaren Giftes in die Gewölbe des ſchlauen Brandſtifters.

Halb betäubt von dem Lärm ſetzten wir uns in unſern Karren und fuhren weiter. Auf dieſer Fahrt erhielt ich von vornherein einen intereſſanten Geſamteindruck der javaniſchen Hauptſtadt, die wir in der Richtung von Norden nach Süden durchquerten, und von dem Leben und Treiben in ſeinen Straßen. Batavia iſt die Kapitale der geſamten niederländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen, der Sitz des Generalgouverneurs und der Zentralpunkt des holländiſch-aſiatiſchen Handels. Anno 1610 wurde die Stadt von den Holländern gegründet; der dazu auserwählte Grund und Boden war ein ungeſunder, großer Sumpf, ein Fieberpfuhl, den ſogar die Eingebornen mieden, woſelbſt aber gerade deshalb die niederländiſch-oſtindiſche Kompagnie relativ leicht und ungehindert Poſto faſſen konnte. Urſprünglich eine gut befeſtigte Stadt in holländiſchem Stile mit rechtwinklig ſich ſchneidenden Straßen, vor deren Mauerwerken die Chineſen und Malayen in Vorſtädten wohnten, wurde ſie 1808 durch den Generalgouverneur Daendels vollſtändig umgeſtaltet. Die Befeſtigungswerke fielen, und um dem wahrhaft mörderiſchen Klima des ſumpfigen Bodens zu entfliehen, wurde ſechs Kilometer landeinwärts in höherer und geſünderer Lage eine neue Stadt angelegt, das jetzige Weltevreden. Gegenwärtig beſteht die Altſtadt nur noch aus den Comptoirs und Lagerhäuſern der Kaufleute und den Wohnungen von vielen tauſend Chineſen und Eingebornen, während Regierungsgebäude, Kaſernen und Privatwohnungen der Europäer alle in Weltevreden liegen. Des Morgens wandert die ganze Geſchäftswelt teils per Eiſenbahn und Dampftram, teils in eigener Equipage nach der alten Stadt, welche der Sitz des Handels geblieben iſt; abends aber verödet ſie; die rieſigen Comptoirs werden geſchloſſen; der Kaufmann fährt nach der Neuſtadt zurück und erholt ſich in ihren wahrhaft herrlichen Gärten und Anlagen von der Unbill der Tagesarbeit.

Welches Ausruhen! Im leichten Nachtgewande liegt er bequem

auf einem rotangeflochtenen Fauteuil der Veranda ausgestreckt und raucht seine Manilla. Mit dem Lärm des Tages kontrastirt wohltätig die absolute Ruhe und Stille in der Natur, die nur hie und da durch das Geschrei eines vorbei sausenden Schwarms fliegender Hunde unterbrochen wird. Die Atmosphäre ist kühler und reiner als innerhalb der heißen Mauern der Geschäftsstadt und jeder Luftzug bringt den Duft von Millionen Blüten.

Ganz Batavia ist von Kanälen durchzogen; ihnen parallel führen die Straßen, welche durch lange Reihen ehrwürdiger Waringinbäume beschattet sind. Viele der größeren Straßen Weltevredens überraschen durch ihre Schönheit; die Häuser liegen von einander getrennt und luftig, wie das Klima es erfordert, in prächtigen Gärten; sie sind meistens ein-, höchstens und sehr selten zweistöckig, haben platte Dächer und reizende Verandeu. Gegen die Straßen zu sind die Gärten mit schneeweißen, in Form und Größe übereinstimmenden, luftig durchbrochenen Mauern abgeschlossen. Alles glänzt in holländischer Reinlichkeit. Nur die Kanäle sind mit trüb-gelbem, träge dahinschleichendem Wasser gefüllt, welches die Auswurfstoffe der Stadt mit sich führt. Das hindert aber die Eingebornen nicht, tagtäglich in der Brühe zu baden; jederzeit und überall an der offenen Straße sieht man badende Männer, Weiber und Kinder. Die Erwachsenen verstehen es sehr geschickt, ohne alle Verletzung des Anstandes und mit gewisser Grazie vor den Augen allfälliger Zuschauer sich ihrer Kleidungsstücke zu entledigen. Sie tauchen dann mit dem nämlichen Behagen in die trübe Sauce, wie unsereiner in krystallhelle Flut. Ja man trinkt sogar männiglich von diesem Flußwasser, und die artesischen Brunnen, welche von der holländischen Regierung überall an den Straßen angebracht wurden und ein reines, wenn auch laues Wasser liefern, werden von den Eingebornen nicht benützt. Sie fürchten — abergläubisch wie sie sind — das künstlich dem Boden entnommene Wasser könnte

ihnen Unheil bringen und ziehen die unappetitliche Fleischbrühe des heiligen Kali (Fluß) als Getränk vor.

Ab und zu sind an den Straßen Polizeistationen erstellt, kleine weiße Steinhäuschen, welche je einen Eingebornen als Sicherheitswächter beherbergen. Die männlichen Bewohner der javanischen Kampong werden der Reihe nach und für je 24 Stunden zu diesem Dienste beordert. Zwei Gegenstände, welche in keinem dieser Wachthäuschen fehlen, sind:

1) Eine gewaltige, aus Bambusrohr verfertigte, dreizinkige Gabel, ähnlich einer großen Heugabel. Sie findet Verwendung bei der Verfolgung flüchtiger Verbrecher, Amokläufer (Erklärung folgt unten) ꝛc. Der so bewaffnete Sicherheitswächter sucht den Flüchtling damit aufzuspießen oder aber so lange gegen eine Mauer, einen Baum zu drücken, bis er von Herbeieilenden abgefaßt oder sonst unschädlich gemacht ist. Der praktische Wert dieses Instrumentes leuchtet ein: der Verfolgte kann damit festgehalten werden, ohne daß er im stande ist, seinem immerhin auf Gabellänge von ihm entfernten Verfolger mit einer schneidenden Waffe (und andere dürfen die Eingebornen nicht tragen) beizukommen;

2) ein zirka 1½ Meter langes Stück eines ausgehöhlten Baumstammes, das aufgehängt ist und als Alarmsignal verwendet wird. Ist nämlich öffentliche Gefahr vorhanden, z. B. durch einen Amokläufer, so schlagen die Polizisten mit Keulen auf diese hölzernen Cylinder; der dabei entstehende dröhnende Ton wird weithin gehört, warnt die Nachbarschaft und zieht Hülfe herbei.

Das Amoklaufen ist eine eigenartige Erscheinung, die hauptsächlich bei den Malayen, aber auch in Vorder-Indien und zur Seltenheit sogar in Japan vorkomut. Es ereignet sich von Zeit zu Zeit, daß ein Fieberkranker, oder aber ein körperlich ganz gesunder Mensch, der durch Eifersucht oder einen andern mächtigen

Impuls in Affekt geriet, plötzlich die Herrschaft über seine Sinne verliert, in rasender Wut seinen Kriß (ein spitzes Messer, das jeder Javane im Gurte stecken hat) zieht, in wütendem Laufe, wie ein toller Hund, die Straßen durchrennt und alles Lebende, was ihm in den Weg kommt, niedersticht und mordet. Sein einziges Verlangen ist, Blut fließen zu sehen und es kommt vor, daß ein solcher Amokläufer seine Familie, überhaupt seine unmittelbare Umgebung und eine beträchtliche Anzahl von Straßengängern hinmorden kann, bevor es gelingt, ihn einzufangen und unschädlich zu machen. Der Ruf „Amok" ist einer der gräßlichsten, den man hören kann, und bringt augenblickliche Panik in das Straßenleben. Alles flüchtet und sucht sich seitwärts zu verbergen, denn der Rasende sieht weder rechts noch links und nur was direkt in seinen Weg kommt, fällt ihm zum Opfer. Endlich bricht er zusammen, immer noch tobend und schäumend, oder aber er zuckt an der Fanggabel eines Polizisten oder fällt unter den Messerstichen seiner Verfolger. Die Wut, mit welcher sich der Pöbel über diese unglücklich Verblendeten hermacht und sie zerfleischt, soll grauenhaft sein. Jedermann hat nicht nur das Recht, sondern im Interesse der öffentlichen Sicherheit sogar die Pflicht, einen Amokläufer niederzumachen. Der Vergleich mit einem tollen Hunde ist ein naheliegender. — Den Tag vor meiner Ankunft hatte, wie mir Herr Z. sagte, ein so beschriebenes, gräßliches Drama auf den Straßen Batavias sich abgespielt, von dem er hatte Augenzeuge sein müssen. — Ueber das Wesen dieser grauenhaften Erscheinung erhielt ich nirgends Aufschluß; aber offenbar handelt es sich dabei um eine besondere Art von akuter Geistesstörung (Raserei), wie sie in anderer Form gelegentlich auch bei uns vorkommt und die bei den äußerst erregbaren, leidenschaftlichen, zum Fanatismus geneigten Gemütsanlagen der Bewohner Indiens ein ganz besonderes Gepräge annehmen muß.

Doch weg von diesen gräßlichen Szenen zu freundlicheren

Straßenbildern. Da iſt vor allem die javaniſche Frau, die unſer Augenmerk auf ſich zieht. Mit wahrhafter Hoheit, das Haupt ſtolz in den Nacken geworfen, ſchreitet ſie einher, und auch das arme Weib in Lumpen gleicht an Geſtalt, Haltung und Gang einer Juno. Die dichten, glänzend ſchwarzen Haare ſind in einen einfach-ſchönen Knoten geſchlungen; um die Hüfte liegt der bunte Sarong; den Oberkörper deckt eine Jacke oder ein bis zu den Knieen reichendes Oberkleid aus leichtem Baumwollzeug, das vorn loſe übereinandergelegt und mit einer Hand zuſammengehalten wird. Die Füße ſind unbekleidet und beſorgen den Geh-Akt mit graziöſer Elaſtizität. Es ſei mir, dem Arzte verziehen, wenn ich mich auch nach Hühneraugen umſchaute; ſelbſtverſtändlich fand ich keine, denn wo ſollten die herkommen, wenn der Fuß in ſeiner Entwicklung nicht gehemmt und nicht durch die unglückſelig-elegauten Schmalſchuhe der Ziviliſation bedrängt iſt? Die Kleidung der Malayo-Javanin, wie man ſie in Batavia ſieht, iſt eine durchaus geſchmackvolle, ſchöne und anſtändige; auch das geſtrenge, „züchtig-verſchämte“ Auge des ziviliſirten Europäers kann nichts daran ausſetzen; und doch iſt der Schönheit der weiblichen Formen in keiner Weiſe Eintrag getan, keine Weſpenleiber, nichts von Stahl und Fiſchbein, keine „Tournüre“, keine Stöckliſtiefel mit ſchwungförmig nach vorne ſtrebenden, zierlich hohen und ſchlanken Abſätzchen.

Mode, du einfältige, gefallſüchtige Dirne! Was ſinnſt du jahraus, jahrein auf neuen Flitter und Tand? Was zwängſt du das edle Ebenmaß des Körpers in unnatürliche Formen, anſtatt die Kleidung dem Körper anzupaſſen? Geh' nach Java und lerne, was wahrhaft ſchön iſt. Kehre zurück zur Mutter Natur und laß ſie deine Ratgeberin ſein!

Ein reizendes Bild gewährt eine junge Mutter dort, die ihren zweijährigen Jungen mit ſich herumträgt; der kleine, braungelbe Kerl, der nichts an ſeinem Körper hat als eine rote Mütze

mit ſchwarzem Zottel (Fez), hängt, in einer Tuchſchleife ſitzend, an der Schulter der Mutter, deren eine Hüfte er rittlings mit den Beinchen umklammert, und ſchaut von ſeinem Sitze kühn und trotzig in die Welt hinaus. Zur Erhaltung des Gleichgewichtes neigt die Frau ihren Oberkörper leicht nach der entgegengeſetzten Seite, aber die Elaſtizität des Ganges wird dadurch in keiner Weiſe vermindert.

Der männliche Eingeborne trägt als Haupt- und oft einziges Bekleidungsmittel auch den Sarong; oft ſteckt der Oberkörper in einem Kittel und die Beine in enganliegenden Hoſen, in welchem Falle dann auch der Sarong als Gurt um die Hüfte gerollt iſt. Die langen Haare ſind unter wannen- oder kegelförmigen Rieſenhüten aus Bambus oder Stroh verborgen oder es wird der Kopf mit einem Baumwolltuche turbanartig umwunden. Man ſieht die Männer meiſt geſchäftig, oft mit ſchweren Laſten, auf den Straßen hin- und herrennen; ſie tragen dieſelben an langen Bambusſtäben aufgehängt über den Schultern und leiſten darin Erſtaunliches. Die Arme haben bei dieſer Beſchäftigung gar nichts zu tun; die Belaſtung trifft nur den Rumpf und die Beine und dem entſprechend ſieht man die Mehrzahl der Eingebornen mit ſtrammen Waden, muskulöſem Körper, aber — erbärmlich dünnen und lotterigen Armen.

Ein wichtiges Element im Straßenleben von Batavia iſt der Chineſe, der in allen Rangſtufen vom Millionär bis zum gemeinen Kuli angetroffen wird. Den Sohn des himmliſchen Reiches erkennt man vor allem an dem nie fehlenden Zopfe. Der vornehme Chineſe trägt elegante, moderne Beinkleider, eine kurze, ſeidene Jacke und — einen europäiſchen Hut, unter welchem der Zopf hie und da aufgerollt verborgen liegt. Die Füße ſtecken in ſeidenen Strümpfen und tragen die bequem-weichen, dickſohligen Filzſchuhe in Pantoffelform, die ſehr hübſch ausſehen. Von zehn Fingern ſind womöglich neun mit goldenen, brillantblitzenden

Ringen beſetzt; vier breite Goldreifen an einem Finger ſind keine Seltenheit; in der Seitentaſche der ſeidenen Jacke ruht, an ſchwer-goldener Kette um den Hals geſchlungen, eine koſtbare Uhr. Der junge, reiche Chineſe iſt ein Stutzer erſter Klaſſe und weiß mit ſeinem Zopfe ebenſo gut zu kokettiren, wie ein „Jardelieutenant“ mit ſeinem Galadegen oder ein Pariſer Pflaſtertreter mit dem dünnen Spazierſtöckchen.

Wie überall außerhalb ihres Reiches ſind die Chineſen auch in Java nur *geduldet*, keineswegs beliebt. Sie ſind die Blutſauger des Landes, die Wucherer, die manchen um Hab und Gut bringen; der Kleinhandel iſt ganz in ihren Händen; daneben verſchmähen ſie aber auch die geringſte Arbeit nicht, wenn ſie etwas einträgt. Verſchmitztheit und eine Zudringlichkeit, die, vorn hinausgeworfen, hinten wieder hineinkriecht, ſind fernere Charaktereigenſchaften des Chineſen. Kurzum, der Schlag Leute kam mir ziemlich bekannt vor.

Unter den Fußgängern Batavias wird ſelten ein Europäer angetroffen; die „Herren des Landes“ ziehen es vor, zu fahren; viele in eleganten Viktoriawagen, auf dem Bocke einen malayiſchen Kutſcher, hinten einen Jungen, welcher beim Anhalten zum Oeffnen und Schließen des Schlages bereit ſteht.

Unterdeſſen hatten wir, dank der ſchweißtriefenden Bemühungen unſeres kleinen, javaniſchen Gaules, den Koningsplein erreicht. Es iſt dies eine ungeheuere, quadratiſche Ebene, zirka eine Stunde im Umfang haltend und inmitten der neuen, europäiſchen Stadt gelegen. Der ſonſt mit Gras bewachſene Platz war wie ausgebrannt, die ausgetrocknete Erde in tiefe Riſſe geborſten, und noch immer lagerte die ſengende Sonnenglut über dem ſchattenloſen Plane und es konnte noch Monate dauern, bis der erſte Regen fiel. Die holländiſch-indiſche Kavallerie manöverirte eben in dieſer Glühhitze, d. h. es tummelten ſich acht kleine, unanſehnliche Reiter, Eingeborne, mit vorſündflutlichem

Tſchako und einer lotternden Uniform, ſcheinbar planlos herum, kontrollirt von einem europäiſchen Unteroffizier, der etwas beſſer ausſah. Die Nähe des Urwaldes mag ſchuld ſein, daß ich angeſichts der berittenen Soldateska an eine Geſellſchaft verkleideter Affen auf Zirkuspferden dachte.

Die holländiſche Armee zählt 30,000 Mann, wovon ſich ein Dritteil aus Europäern rekrutirt; die übrigen zwei Dritteile ſind Eingeborne, die, barfuß gehend, in ihren Uniformen ſo häßlich und unmilitäriſch wie möglich ausſehen. Wer ſich angeſichts dieſer „Dächlikappenmannen“ des Lachens erwehren kann, muß Melancholiker ſein. — Die Anwerbung der europäiſchen Soldaten macht der holländiſchen Regierung von Jahr zu Jahr mehr Schwierigkeiten. Allerdings iſt das Handgeld ein großes; aber die Anforderungen, vor allem die klimatiſchen, ſind ſo ungeheuerliche, daß die Angeworbenen — kaum in Oſtindien — ſich bald als Geprellte erachten und keinen ſehnlicheren Wunſch hegen, als den, aus dem Ding wieder herauszukommen. Das geht aber nicht leicht; viele Prozente, ja die meiſten, erliegen den Fiebern; viele Prozente fallen in dem endloſen Kriege mit Atſchin; wenige kehren wieder heim und unter dieſen die Mehrzahl mit ſiechem Körper.

Unſere Landsleute ſtellen leider in die holländiſch-indiſche Armee immer noch ein bedeutendes Kontingent. Doch hat der jährliche Zuwachs abgenommen; im Jahre 1882 waren es, wie mir Herr Konſul D. mitteilte, nur noch 54, die ſich anwerben ließen. Jammerbriefe von Eltern, die ihre Söhne zurück haben wollen, ſind nicht ſelten; aber die flehentlichſte Bitte nützt nichts, wenn der Brief nicht 2500 Fr. wert iſt. So oft ich Gelegenheit hatte, im Innern Javas mit Schweizern in holländiſcher Uniform zuſammenzukommen, machten ſie mir den Eindruck unglücklicher Verkaufter, und ich halte es für meine Pflicht, vor dem Köder des holländiſchen Handgeldes zu warnen, wo ich

Gelegenheit dazu finde. Bittere Enttäuschungen, schmerzliche Reue, die sich in vielen Fällen zur Verzweiflung steigert, sind die Kehrseite desselben.

Die holländische Regierung erlaubt den Soldaten, sich in den Kasernen ihre Kebs-Weiber zu halten; allfälligen Würmern ist als Schlafstätte der Platz unter den Betten angewiesen. — Ich überlasse es dem Leser, sich ein Bild von der Disziplin und dem Leben in solchen Kasernen zu entwerfen und beschränke mich darauf, zu sagen, daß ich dieses Institut nicht nur vom moralischen, sondern auch vom hygieinischen und militärischen Standpunkte aus verabscheuen lernte. Man wendet allerdings ein, die Verhältnisse seien dort andere; das Weib, das den Soldaten begleite, im Krieg wie im Frieden, sei für ihn von großem Nutzen; wenn er abends müde in die Kaserne oder ins Lager komme, finde er seinen Reis gekocht; die Reinigung der Kleider und der Waffen werde ihm abgenommen u. s. w. Ich entgegne aber: Die Engländer kennen diese Wirtschaft auch nicht und haben eine ganz andere Disziplin in ihrer indischen Armee als die Holländer und auch andere Kriegstaten aufzuweisen. — Ist es doch in Samarang (Java) vorgekommen, daß eine Abteilung Fußsoldaten, die sich zum Feldzuge gegen Atschin einschiffen sollte, am Einschiffungsplatze erklärte: Wir gehen nur, wenn unsere Weiber auch mitdürfen. Es nützte alles nichts; die Weiber mußten in gehöriger Anzahl herbeigeschafft werden, und die stramme Truppe ging „mit Familie" an Bord.

Rings um den Koningsplein führt eine breite, mit Waringinbäumen eingefaßte Straße; an ihr liegen die schönsten, öffentlichen und privaten Gebäude, so auch der Palast des Gouverneurs, das Museum und ein Kranz herrlicher Gärten. Wir bogen in eine Seitenstraße ein, die mit Kebon-Siri bezeichnet war; noch einige Minuten und wir hielten vor einem freundlichen, inmitten eines Gartens gelegenen, steinernen Hause mit großer, offener

Veranda längs der ganzen Façade. „Mer ſend diheim“, ſagte mein freundlicher Begleiter und verſchwand, die Herrin des Hauſes zu holen. Unterdeſſen legte ich mich in einen geflochtenen Rohrſtuhl und ließ meine Augen über die nächſte Umgebung ſtreifen. Sie konnte mich vergeſſen machen, daß ich einige tauſend Stunden von der Heimat entfernt ſei; denn an den Wänden hingen lauter bekannte Bilder und in der Mitte prangte eine prächtige Arbeit aus dürren Blumen von der Hand eines ehrwürdigen Mannes, den ich daheim alltäglich geſehen hatte. Was mir das fremde Land ſignaliſirte, war einzig eine Anzahl Gekkonen, große Eidechſen von molchähnlicher plumper Form, welche ungenirt zwiſchen den Porträts an der weißen Diele herumſpazierten und mich, den Fremdling, anzuglotzen ſchienen.

III.

Komiſche Jagdſzene. — Die Frau des Hauſes. — Unſere Konverſationsſprache. — Im Garten. — Kokospalmen. — Fröhliche Mahlzeit. — Spazierfahrt. — Batavia bei Nacht. — Wienerwalzer in den Tropen. — Alleinſtehende Dame in Nöten. — In Morpheus' Armen. — Moskitos. — Dutch wife. — Junger Tag. — Erfriſchende Morgentoilette. — Holländiſch-indiſche Küche.

Langeweile empfand ich während der kleinen halben Stunde, die ich zu warten hatte, durchaus keine, denn vor meinen Augen ſpielte ſich in dem Garten eine ergötzliche Jagdſzene ab. Es hatte ſich ein zahmer Affe von ſeiner Kette losgeriſſen und benützte nun ſeine Freiheit, um in urkomiſcher Weiſe von Baum zu Baum und auf den niedrigen Dächern der benachbarten Oekonomiegebäulichkeiten herumzuhüpfen. Hinter ihm drein jagte der malayiſche Kutſcher des Herrn Z. und einige nackte Jungen, die einen Mordſpektakel verführten. Das fidele Vieh ſtattete auch

meiner Veranda einen kurzen Beſuch ab und benützte meine Schultern als Uebergangsſtation zu einem Kronleuchter, an dem es mit aller Kraft rüttelte, bis die herbeieilenden Verfolger und mein in einen Knoten geſchlungenes Taſchentuch es an der Arbeit ſtörten. Der Kutſcher wandte alle Ueberredungskünſte an, um des Flüchtigen habhaft zu werden; erſt ertönten freundliche, ſchmeichelnde Redensarten; in zartem Schmelz floß von den Lippen des Malayen die Einladung, in ſeine Arme zu kommen. Der Affe horchte aufmerkſam und ſchien ſich willfährig und zahm zu nähern; aber ſobald der Mann zugreifen wollte, ſchlug er einen Purzelbaum, rannte laut kreiſchend in tollen Sprüngen aufs Dach und zeigte ſeine Abgeneigtheit mit äußerſt draſtiſchen Geſten, bei welchen der Hinterteil eine wichtigere Rolle ſpielte als das Geſicht. Als das Bitten nichts nützte, verſuchte es der Malaye mit Schimpfen und Fluchen und ſchließlich griff er zu einer Liſt, die denn auch zum Ziel führte. Der Affe war nämlich ein abgeſagter Weiberfeind; ein Gegenſtand ſeiner Antipathie war in der Perſon einer kleinen Javanin, des Kammermädchens von Frau Z., bald gefunden. Sie erſchien bewaffnet mit einer blechernen Kehrichtſchaufel und einer Bürſte, die ſie lärmend zuſammenſchlug, während ſie dabei im Garten herumrannte. Der Affe ſtutzte, riß die gräßlichſten Grimaſſen und ging ſofort auf den Leim, d. h. er machte ſich mit ſolch blinder Wut an die Verfolgung der lärmenden Jungfrau, daß er mit Leichtigkeit gefangen und an ſeine Kette gelegt werden konnte. Dort ſchnitt er erſt ein ſehr überraſchtes und enttäuſchtes Geſicht und kratzte ſich ärgerlich hinter den Ohren; bald aber ſah ich ihn reſignirt in einer Ecke hocken und neue Entweichungspläne ſchmieden.

Erhitzt von der kleinen Anſtrengung — ich hatte wacker mitgeholfen — ſuchte ich meinen bequemen Lehnſtuhl wieder auf. Bald aber erſchienen Arm in Arm meine gaſtfreundlichen Wirte, die Frau des Hauſes in reichſter Toilette, die demantblitzende

Hand zum Willkomm entgegenſtreckend, und ich hatte nun zum erſtenmale Gelegenheit, ein echtes Kind der Tropen näher kennen zu lernen. Die Heimat der Frau Z. iſt Menado auf der Inſel Celebes, woſelbſt ihre Eltern zu den wenigen Eingebornen gehörten, die Bekenner des Chriſtentums waren. Als die frühere Gattin eines Kapitäns, der auf eigenen Schiffen die aſiatiſchen Meere befuhr, hatte ſie die chineſiſchen Hafenſtädte und den ganzen hinterindiſchen Archipel aus eigener Anſchauung kennen gelernt und erzählte mit Begeiſterung namentlich von dem herrlichen Hongkong. Als ich vom lieben Vaterlande und von der Familie ihres jetzigen Mannes zu reden anfing, merkte ich bald, daß die fremde Frau auch in meiner Heimat zu Hauſe ſei, wenn ſie dieſelbe auch noch nie geſehen hatte, und es rührte mich, wahrzunehmen, mit welcher Freude und mit welch teilnehmendem Intereſſe ſie auch die geringfügigſte meiner Mitteilungen auffaßte. Unſere Konverſation war freilich mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden; Frau Z. ſpricht nur malayiſch und holländiſch; mein Sprachvorrat in dieſen beiden Zungen war aber ſo minim, daß ich damit lange nicht auskam und Herr Z. oft als Dolmetſch funktioniren mußte. Da er aber tagsüber im Geſchäftsquartier ſich aufhielt, mußten wir zwei übrigen uns eben doch allein behelfen und ich denke jetzt noch mit großem Vergnügen namentlich an die Mittagstafel und unſer über Tiſch geſprochenes Kauderwelſch; was an Verſtändlichkeit fehlte, wurde durch lebhafte Geſten mit Kopf, Armen und Beinen und ein wahres Feuerruferpathos erſetzt; wollte das Verſtändnis trotz dem größten Fortiſſimo oft doch nicht kommen, ſo ſchritten wir ruhig zur Tagesordnung, d. h. aßen unverdroſſen weiter und unterdeſſen ging uns oft nachträglich noch ein Lichtlein auf.

Nachdem ich mit meinen erſten Nachrichten aus dem engern und weitern Vaterlande zu Ende war, beſah ich mir mit Herrn Z. den zum Haus gehörigen Garten, der einen kleinen Wald

von Kokosnußpalmen darstellt und auf zwei Seiten mit niedrigen Gebäulichkeiten eingerahmt und gegen die Nachbarschaft abgeschlossen ist. Dieselben stehen mit dem Wohnhaus durch gedeckte Hallen in Verbindung und bilden mit ihm ein Hufeisen. Sie enthalten die Küche, das Badezimmer, die Stallungen und die Wohnungen der verschiedenen Angestellten (Kutscher, Hausdiener, Köchin, Kammermädchen ꝛc.) und ihrer Familien. Neben zwei zierlichen javanischen Pferden hockten auf der Krippe zwei Affen und ließen melancholisch ihre langen Schwänze senkrecht zur Erde hangen; des einen Bekanntschaft haben wir bereits gemacht. — Unter einem blühenden Busche girrten in luftigem Käfig einige Lachtauben und am Rande einer Cisterne neckten sich drei junge Katzen, welche alle die in Indien vielfach angetroffene Varietät eines zu einem schraubenartigen Mißgebilde verkrüppelten Schwanzes zeigten. — Diese Mißbildung ist angeboren, wird in Vorder- und Hinterindien, wie in China und Japan gefunden und ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, daß sich zufällig erworbene Qualitäten durch Vererbung konstant erhalten können. — Es war 6 Uhr abends und begann bereits zu dämmern; aber kaum 10 Minuten dauerte der Uebergang vom hellen Tage zum Nachtdunkel. Die Kürze der Abend- wie der Morgendämmerung ist eine Eigentümlichkeit der Aequatorialzone und bedingt durch das senkrechte Hinabsteigen der Sonne. Auch bei uns ist ja die Dämmerungszeit in der Nähe des längsten Tages — wo die Sonne annähernd senkrecht steht — eine bedeutend kürzere als beispielsweise im Winter. — Die Tropenwelt sieht jahraus jahrein jeden Morgen um 6 Uhr den Tag, jeden Abend zur gleichen Zeit legt sich das Dunkel der Nacht über sie. Diese Einförmigkeit ermüdet auf die Dauer; ich möchte sie nicht vertauschen mit unsern herrlichen Sommermorgen, wo schon um 3 Uhr die Amsel singt und der Fink schlägt und Aurora lange vor ihrem Erscheinen goldene Herolde vorausſendet, und noch weniger mit den Morgen-

ſtunden im Winter, wo man bis um 8 Uhr die warme Decke über die Ohren ziehen kann. — Eben ſauste ein Schwarm Galongs in den Lüften über uns vorbei und ſenkte ſich zu den Kronen der Palmen herab; es ſind dies rieſige Fledermäuſe, mit dem Kopf und von der Größe eines mittlern Hundes, die abends zu Tauſenden herumfliegen und ſich durch ihr bellendes Geſchrei und lautes Nagen an den Palmenfrüchten bemerkbar machen. Meinen Wunſch, den Inhalt einer Kokosnuß zu koſten, erfüllte Herr Z. ſofort; auf ſeinen Wink kletterte ein Diener an dem ſchlanken Stamme einer ſolchen Palme in ſchwindelnde Höhe und warf uns im Nu die gewünſchte Frucht zu Füßen. Sie enthielt zirka 1/2 Liter einer angenehm ſüßlich ſchmeckenden, milchigen Flüſſigkeit, die ſehr erfriſchend war. Welche Wohltat für Durſtende, wo weit und breit kein trinkbares Waſſer gefunden wird! Die Kokospalme wird bis 40 Meter hoch, hat einen glatten, geringelten, oft komiſch krummen Stamm und gefiederte Blätter, in deren Achſen gewaltige Blütenkolben und kürbisgroße elliptiſche Früchte gleichzeitig hangen. Ihre wehende Blätterkrone iſt einer der ſchönſten charakteriſtiſchen Züge tropiſcher Gärten und Landſchaftsbilder. An dem ganzen Baume iſt keine Faſer, die nicht Verwendung fände: Die reife Nuß liefert ein wertvolles Oel; ihre faſerige Hülle wird zu Matten, Bürſten, Tauwerk verwendet; die eigentliche, ſehr harte Schale iſt für Drechsler ein wertvolles Material; aus den Blättern macht man Körbe, Teppiche, deckt damit auch die Dächer; das Mark unter der Endknoſpe iſt als „Palmhirn“ eine beliebte Speiſe; das Holz des Stammes endlich bildet vermöge ſeiner zäh-faſrigen und elaſtiſchen Beſchaffenheit ein wertvolles Bau- und Paliſſadenmaterial. So iſt denn die Kokospalme, nächſt dem Bambus, die wichtigſte Pflanze für die Völker der Aequatorialzone.

Unterdeſſen war es Eſſenszeit geworden (in Batavia, wie eigentlich überall im Oſten, findet die Hauptmahlzeit abends

7 Uhr ſtatt). In einer auf zwei Seiten gegen den Garten zu offenen Halle ſaßen wir zu Tiſche. Als Kellner funktionirte ein getreuer, ſeit Jahren im Dienſte der Familie Z. ſtehender Diener; die Speiſen wurden durch eine kleine appetitliche Javanin aus der benachbarten Küche hergetragen. Ein Rudel halbnackter Buben, die Nachkommen des alten Hausdieners, hockte als ſtumme Zuſchauer auf dem ſteinernen Boden, beſchaute ſich den angekommenen Fremdling, bewunderte ſeinen guten Appetit und lachte unbändig, als die Gläſer, mit edlem Wein gefüllt, zum erſten Male zuſammenſtießen und der Mutter Helvetia und allen Lieben daheim ein freudiges Hoch gebracht wurde. Ein 4jähriger Knirps unter ihnen mit bis auf die einſame Scheitellocke kahlgeſchorenem Kopfe und brennend ſchwarzen, großen Augen hatte mich beſonders aufs Korn genommen; von Zeit zu Zeit zerrte er mich verſtohlen am Rockzipfel und rief ſchelmiſch: Tuan! Tuan! (d. i. Herr); ſobald ich ihn aber anſah oder Miene machte, ihn zu faſſen, erhob er ein Zetermordio, als ob er am Spieße ſtecke. Die kleinen braungelben Naturkinder fühlten ſich in den vornehmen Räumen offenbar ganz zu Hauſe und wurden von ihrer Herrſchaft gerne geduldet, ſpielten auch hie und da die Bettelkätzchen und gingen ſchließlich jedenfalls ſo wenig hungrig vom Tiſche weg, als wir ſelbſt. — Das patriarchiſche Verhältnis zwiſchen Herrſchaft und Untergebenen im Hauſe des Herrn Z. hat mich ſpäter noch bei mancher Gelegenheit angenehm berührt.

Nach Tiſch wurde eingeſpannt; wir ſetzten uns in einen großen Viktoriawagen; das javaniſche Zweigeſpann lenkte ein buntgekleideter malayiſcher Kutſcher mit farbigem Turban; hinter unſerm Rücken ſtand auf einem Trittbrette ein Junge, der mit ſeinem Fächer uns die Mücken weg- und Kühlung zuwehte. Die Fahrt ging durch verſchiedene herrliche Straßen Neu-Batavias und ich ſah mit Staunen die Wunder der Tropenſtadt bei Nacht. Nach beiden Seiten drang der Blick in die hellerleuchteten und

offenen Häuſer, über welchen ſich geiſterhaft die Kronen von Palmen und rieſigen Gummibäumen wiegten. So ſah ich manche freundliche häusliche Szene. Dort liegt der Papa, der Familienvater, nachdem er den ganzen Tag in dumpfigem Geſchäftslokale zugebracht hat, in leichtem Nachtkleide auf einer Chaise longue ausgeſtreckt und ſendet eine Rauchwolke nach der andern in die Luft. Um ihn tummelt ſich wetteifernd eine fröhliche Kinderſchar, während die Mama dafür ſorgt, daß der Thee aufgetragen wird. — Hier liegen — burſchikos bequem hingegoſſen — einige Junggeſellen, die wohl zuſammen haushalten, und durchblättern beim Scheine einer in goldenem Leuchter gefaßten Gasflamme die neu angekommenen Journale. Geſchäftige Diener rennen hin und wieder, tragen die Mahlzeit ab und verſehen den eleganten Marmortiſch mit Rauchmaterial, bringen Stoff zum Schlucken und das unentbehrlichſte aller Genußmittel in Batavia — Eis. Ich will nicht aus der Schule ſchwatzen, aber mir iſt, als hätte ich auch weibliche Stimmen herausgehört und eine graziöſe Javanin in Sarong und reich verzierter Kabaja (Jacke) vorbeihuſchen ſehen.

Wir hielten an in der Nähe des großen Geſellſchaftslokales der in Batavia wohnenden Europäer, der ſogenannten „Harmonie.“ Es iſt ein monumentaler Säulenbau mit prachtvollen Räumlichkeiten — Billards-, Leſe-, Tanz- und Reſtaurationsſälen — und ſchönem Garten. Eben ertönten dorther die Klänge einer meiſterhaft exekutirenden Regimentsmuſik und wahrhaftig — das erſte, was ich in Java Muſikaliſches zu hören bekomme, iſt ein heimeliger Wiener Walzer: „Du ſchöner Mai“ aus dem Prinz Methuſalem von Joh. Strauß; ich ſang natürlich mit, als ob ich allein in der Welt wäre und träumte mich in den Volksgarten in der ſchönen Donauſtadt. So war denn das Herz in der Heimat, die Gedanken in Wien und der Leib am Aequator. Aus dieſer Dreifaltigkeit kondenſirte mich ein ſchriller Mißton zur

reellen Einheit; fallende Rutenſtreiche und das jämmerliche Heulen einer Jungfrau erinnerten mich an die Wirklichkeit. Die Polizei hatte eine „alleinſtehende Dame“ aufgegriffen und ihr auf dem geſetzlich anbefohlenen Wege mit einer Tracht Prügel auseinandergeſetzt, daß anſtändige Fräuleins um dieſe Zeit nichts mehr auf der Straße zu tun haben. — Dieſe ſtramme Straßenpolizei wird nur in den holländiſchen Kolonien gehandhabt, und es ſei dies, der holländiſchen Regierung zu Ehren, hier ganz beſonders erwähnt.

Die vielen neuen Eindrücke während des verfloſſenen Tages hatten mich nachgerade müde gemacht; ſogar das zauberhafte und vielgeſtaltige Leben auf den hell erleuchteten Straßen Batavias vermochte meine Lebensgeiſter nicht mehr friſch zu erhalten; Morphens lächelte mir verführeriſch. Die Lider ſanken bleiern herab, ſchnellten anfangs allerdings blitzſchnell wieder in die Höhe, ſo oft ich angeredet wurde, aber ſchließlich blieben ſie liegen und die Welt erſchien mir wie ein großer Ameiſenhaufen, ich als kleine Ameiſe, die in dem Gewimmel nicht vorwärts kam und ſich nur mit aller Anſtrengung aufrecht erhalten konnte. Plötzlich verließen mich meine Kräfte, ich brach zuſammen in dieſem Kampfe ums Daſein, der Kopf lag auf der Bruſt und — ich ſchlief.

Meine intereſſante Nachbarin im Wagen, Frau Z., möge mir verzeihen, daß ich auf alle von ihr an mich gerichteten Fragen und Erklärungen nur eine ſtereotype Erwiderung hatte — ein ſchlafſelig-freundlich-grinſendes Lächeln und ein verſtändnisloſes, ſinnumnebeltes „Ja.“ Ich ſchlief eben, geehrte Frau, und erwachte erſt, als der Wagen wieder vor unſerem Wohnhauſe in Kebon-Siri anhielt. — Eine Flaſche Champagner, die meine Gaſtfreunde zum nochmaligen Willkomm kredenzten, machte mich wieder lebendig. Aber wie gerne kroch ich eine halbe Stunde ſpäter unter mein Moskitonetz! Dieſer Akt wird mit größter

Schnelligkeit ausgeführt, damit ja keiner der geflügelten Quälgeiſter Gelegenheit zu einer Invaſion finde. Aber, o weh, kaum lag ich da und hatte meine müden Augen geſchloſſen, ſo hörte ich ein feines Singen und Summen; es kommt immer näher und näher, mit impertinent langſamer Gleichmäßigkeit; plötzlich hört es auf und krabbelt mir vor meinem Ohre. — Ein herkuliſcher Backenſtreich — gut gezielt, wie ich meinte, ſollte den Blutſauger töten. Meine Wange feuerte. Das Auge ſtob Funken. Das kleine geflügelte Vieh war — entronnen und begann ein neues Attentat. — Im Kampfe mit Löwen oder Tigern kann man ſiegen oder ſterben; Moskitos gegenüber iſt beides unmöglich und es bleibt nur eine ſtumme Reſignation, die ſich willig zu Ader läßt. Endlich hatte das beuteluſtige Tier genug Schweizerblut und ließ mich ſchlafen und träumen.

Das Schlafen in holländiſch-indiſchen Betten iſt ein ganz beſonderes Vergnügen, vorausgeſetzt eben, daß man nicht durch die Moskitos daran geſtört wird. Mit Leintuch und Decke iſt man nicht ſtark geplagt, denn man hat und braucht keines von beiden. Man legt ſich in leichtem Nachtgewande — baumwollene oder ſeidene mächtig weite Hoſen und dito Jacke — zu Bett und trägt dieſen für die heißen Klimate idealen Anzug auch in den Morgen- und Abendſtunden, ſitzt damit ſogar zum Frühſtück, wobei einem die Damen in buntem Sarong, weißer Kabaja und goldgewirkten Pantöffelchen Geſellſchaft leiſten. Was keinem holländiſchen Lager in Indien fehlt, das iſt die Kniecrolle, ein langes, mit Roßhaar ausgeſtopftes Rollkiſſen, das zwiſchen die Kniee gelegt wird. Dies bildet für den ſtets tranſpirirenden Körper eine große Annehmlichkeit. Die Engländer haben für dieſes Bettſtück den Namen Dutch Wife (Holländiſche Frau) aufgebracht.

Der erſte Morgen in Batavia weckte mich in aller Frühe. Die Uhr zeigte halb 6 Uhr; ich trat ans offene Fenſter und

atmete in vollen Zügen die erfrischende Morgenluft. Noch herrschte vollkommene Dunkelheit und Ruhe; kein Lüftchen regte sich. Jetzt unterbricht ein Vogelruf die Stille der Nacht; ich bemerke den ersten Lichtschimmer und nach weitern 10 Minuten ist heller Tag. Ich rutschte in meinen Slippers (chinesische Pantoffeln) über den steinernen Boden des Korridors und Speisesaals; auch dort war noch alles still; nur eine junge Katze spielte unter dem Tische mit dem papiergoldenen Champagnerpfropf des vorhergehenden Abends.

Ich trat in den Garten. Die Lachtauben begrüßten mich mit solchem Gelächter, daß ich laut mitlachen mußte; die Affen bewiesen mir einige andere Liebenswürdigkeiten. In den glänzenden Tauperlen der Blätter brachen sich die ersten goldenen Strahlen der Morgensonne; dazwischen wiegten sich riesige Schmetterlinge und von der Krone einer Palme herab sang ein bunt gefiedertes Vögelein sein Morgenlied. Aber wenige Minuten später trat schon jene Hitze ein, die so sehr ermattet und den nicht daran gewöhnten Körper und Geist lähmt. Ich ging gerne zum ersten Traktandum meiner Tagesarbeit über, zum Bade. Ein Badezimmer fehlt in keinem holländisch-indischen Hause; denn eine sorgfältige Hautkultur ist in den Tropen ein ganz besonders wichtiger Faktor zum Gesundbleiben, der dort am allerwenigsten durch die Utopie einer Universal-Normalkleidung entbehrlich gemacht wird. — Beim Betreten des Baderaumes störte ich eine gewaltige Kröte, die eben in einer Ecke sich darüber gefreut hatte, wie's doch darinnen so schön kühl und feucht sei. Sie empfahl sich aber schleunigst durch ein Loch in der Mauer, das für ihren dicken Wanst kaum groß genug war. — Einige Kübel frischen Wassers über den matten Leichnam belebten Leib und Seele. Das dazu verwendete Wasser wird an einem der städtischen artesischen Brunnen geholt, dann durch einen Kohlenfilter filtrirt, abgekühlt und zum Baden, wie auch zum Trinken — allerdings dann mit Eis versetzt — benützt.

Jetzt wieder hinaus in den Garten. Wie schmeckte da die Morgencigarre so gut! Draußen war es unterdessen lebendig geworden. Die kleine Javanin schöpfte Wasser aus einer Cisterne. Ich mußte die Anmut aller Bewegungen dieses Naturkindes bewundern und sah, daß angeborne Grazie etwas anderes ist als angelernte. — Die Buben des Hausdieners spielten mit einem kleinen Eichhorn, das durch einen Schrotschuß halb gelähmt war; sie hatten eine Schnur an den Hinterfüßen des armen Tieres befestigt und zerrten es im heißen Sande herum. Aber schon nahte der Befreier in der Person eines schweizerischen Konkordatsarztes; das Tier wurde von seinen Leiden erlöst und die kleinen Spitzbuben hatten eine „schwizerdütsche" Strafpredigt zu hören, die ihnen aber so wenig imponirte, daß der eine davon, ein sechsjähriger Knirps, der sich aus einem dürren Palmblatt und etwas Tabak eine Cigarette gedreht hatte, mich unverfroren sofort um „Api" (Feuer) bat. Der minime Kerl dampfte wie eine Lokomotive und blies den Rauch aus allen verfügbaren Löchern seiner gelben Physiognomie.

Um 7 Uhr wurde gefrühstückt. Von 8 Uhr morgens bis halb 6 Uhr abends war ich dann — mit Ausnahme Sonntags — auf mich selber angewiesen, da Herr Z. genannte Zeit im Geschäftsquartier zuzubringen hatte. Ich benützte die Stunden, während welcher die Sonne nicht gar zu hoch und sengend am Himmel stand, zu kleinen Entdeckungsreisen in die Stadt, teils zu Fuß, wobei mich die Eingebornen, die sich das an Europäern nicht gewöhnt waren, groß ansahen, teils im Dos-à-Dos. Wollte ich aber den gerechten Zorn der gastfreundlichen Hausfrau nicht heraufbeschwören, so mußte ich zur Mittagszeit wieder daheim sein, um die Erzeugnisse ihrer Kochkunst würdigen zu können. Des Mittags um halb 1 Uhr setzt man sich in Holländisch-Indien zur sogenannten Reistafel. Die Seele der Mahlzeit bildet ein großer Topf mit verdämpftem Reis und ich bekenne, daß ich —

der ich zu Hauſe nie Reis und in keiner Form eſſen mochte — jedesmal einen gewaltigen Reisberg auf meinen Teller ſchöpfte. Das an und für ſich kraftloſe Gericht wird mit einer aus verſchiedenen Gewürzen präparirten ſcharfen Sauce, dem ſogenannten Curry, übergoſſen. Dieſe äußerſt pikante Zugabe ſpielt in ganz Indien eine ſo wichtige Rolle, daß man die Leiſtungen einer Küche ſo ziemlich nach der Qualität des ſervirten Currys beurteilt. Von Reis allein hat allerdings der Eingeborne, der Europäer aber noch lange nicht gelebt. Da ſtehen auf der Tafel als Trabanten der Reisſchüſſel: Beefſteaks, Geflügel, Fiſche, gehacktes Fleiſch, Eierſpeiſen ꝛc. und eine kunſtvoll in Fächer abgeteilte Holzplatte mit wohl zwanzigerlei verſchiedenen Gewürzen. Man nimmt ſich, was das Herz begehrt und was etwa auf dem Teller noch Platz hat, miſcht alles durcheinander und ißt munter darauf los. Zur Anfeuchtung der Kehle ſtehen Eiswaſſer, Bier und ein gutes Glas Bordeaux bereit. Aber wehe dem, der über einen Studentendurſt verfügt und denſelben in vaterländiſcher Weiſe befriedigen will! Die Kehle wird immer dürrer und trockener, und was ſie ſchluckte, fließt ſtromweiſe aus den weit geöffneten Poren. In Schweiß gebadet, lechzend, ſchachmatt ſitzt man da und der Kater, der ſich beim Studenten an die Morgenſtunde hält, wird hier permanent, legt ſich mit zu Bette und hat einen grimmigen Verbündeten an den ohrumſäuſelnden Moskitos. Ich laſſe es mir nicht nehmen, daß die ſcharfe, ſtark gewürzte, grauſam durſterregende Diät, an welche ſich die Europäer in den Tropen halten, unvernünftig iſt; eben ſo ſehr bin ich davon überzeugt, daß die vielen „Schnäpſer“, welche man ſich daſelbſt zu Gemüte zu führen angewöhnt hat, großen Schaden für die Geſundheit bringen, ſo ſehr die zahlreichen Verehrer derſelben das Gegenteil behaupten. Ein „Bitterer“ mit Cognac oder Brandy-Soda iſt die ſtereotype Freundlichkeit, die einem beim Eintritte in ein europäiſches Haus in Batavia ſofort erwieſen wird, und es iſt

horrend, welche Quantitäten gebrannter Wäſſer in Holländiſch-Indien konſumirt werden. Dort trinkt man Schnaps, weil es heiß iſt; der ruſſiſche Bauer tut's, weil er friert. Um Gründe iſt man nie verlegen.

Weine und Biere kommen kiſtenweiſe in Flaſchen aus Europa nach Batavia. Das Bier verlangt natürlich eine ganz beſondere Präparation, um den Export nach den Tropen und die dortige Hitze zu ertragen, iſt auch in dieſer Form viel ſtärker und berauſchender als das Faßbier und ſchmeckt eben doch noch lange nicht ſo gut. Gambrinus in Indien konnte mich daher nicht zu ſeinen Verehrern zählen. Ein einziges Geſchäft Batavias importirt — wie mir ein Angeſtellter erzählte — wöchentlich 800 Kiſten feiner Weine (jede Kiſte zu 48 Flaſchen) und 1000 Kiſten Bier dorthin und nach Samarang. Um einen Begriff von der Größe eines ſolchen europäiſchen Geſchäftshauſes auf Java zu geben, erwähne ich hier, daß das erwähnte im Jahre 1882 nur vom Artikel Zucker 1,700,000 Pikul (1 Pikul = 125 Pfund) ausführte, das Pikul zu 15 fl. angeſchlagen.

Eine ſchwache Seite der holländiſch-indiſchen Küche bilden die Fleiſchſpeiſen. Viehzucht iſt eben ſo zu ſagen gar keine auf Java; die zahmen Büffel (Karbauſen) werden von den Landleuten nicht ihres Fleiſches wegen gehalten, ſondern weil ſie ihnen zur Bebauung der Reisfelder unentbehrlich ſind; daß aber die Faſer eines alten, abgearbeiteten Tieres weder ſaftig noch weich ſein kann, iſt allgemein verſtändlich. So bleibt denn — das Büffelfleiſch mag präparirt ſein wie es will — den Zähnen immer noch eine große Arbeitsleiſtung übrig. Es hat ſich daher eine Geſellſchaft gebildet, welche den Import von friſchem Ochſen- und Kalbfleiſch aus Auſtralien nach Java ſich zur Aufgabe macht. Der Transport geſchieht in eigens zu dieſem Zwecke erbauten Schiffen, welche eigentlich nichts anderes ſind als ſchwimmende Eiskeller. Gerade während meiner Anweſenheit in Batavia langte

das erſte derartig befrachtete Fahrzeug an; das Fleiſch war ſteinhart gefroren und — in jeder beliebigen Weiſe präparirt — von vorzüglicher Qualität; dagegen ging ein großer Teil unveräußert zu Grunde, weil man die Auswägung nicht gut organiſirt hatte. Das „auſtraliſche Fleiſch“ bildete während einer halben Woche das Tagesgeſpräch in Batavia und wird wahrſcheinlich unterdeſſen zum unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Europäer auf Java geworden ſein.

Frau Z. verſtund ſich vorzüglich auf die Kunſt der indiſchen Küche, aber auch was im ziviliſirteſten europäiſchen Kochtopfe präparirt wird, war ihr nicht fremd; überraſchte ſie mich doch eines Tages mit einem Gericht — Kutteln. Wahrhaftige Kutteln mit Kümmich, ganz wie daheim! Ich behandelte die andern Genüſſe der Tafel mit Verachtung und verzehrte in elegiſch-patriotiſcher Stimmung das vaterländiſche Gericht.

Nach der Reistafel legt ſich alles, was nicht im Geſchäfte iſt, für einige Stunden zu Bette, um im Schlafe neue Kräfte für die Hauptmahlzeit am Abend zu holen; erſt dann ſtürzen ſich die Herren und Damen in große Toilette; man empfängt und macht Viſiten, beſucht Theater, Militärkonzerte, Klubhäuſer oder genießt die Friſche des Abends auf einer Spazierfahrt. — Viel ideales Streben läßt ſich aus dieſer holländiſch-indiſchen Tagesordnung nicht herausleſen.

IV.

Schweizerische Gastfreundschaft in Batavia. — Der „behandelte" Arzt. — Museum. — Koningsplein. — Religion der Javaner. — Mohammedanisches Gotteshaus. — Javaner Schulmeister. — Holländische Kolonisations-Politik.

Die Gastfreundschaft, wie ich sie bei der Familie Z. genoß, sucht ihresgleichen. Die guten Leutchen hatten aufmerksame Augen auch für meine kleinsten Bedürfnisse, und ihre Liebenswürdigkeit im Verein mit dem freundlichen Entgegenkommen einiger anderer Kompatrioten, speziell des schweizerischen Konsuls, Herrn D. aus St. Gallen, machten mir den Entschluß leicht, meinen Aufenthalt auf Java, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, auf mehrere Wochen zu verlängern. — Die Frau vom Hause dehnte ihre Sorgfalt für mein leibliches Wohlbefinden in einer Weise aus, die mir verhängnisvoll wurde. Wie alle Eingebornen, namentlich diejenigen besserer Familien, verstund sie sich auch etwas auf die edle Heilkunst und verfügte über einen entsprechenden Arzneischatz. Sie tat sich nicht wenig darauf zu gute und ich muß ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen und bezeugen, daß sie nach ganz vernünftigen, durchdachten Grundsätzen handelte, gestützt auf zahlreiche Erfahrungen, die sich dort von Generation zu Generation vererben und das um so eher, als die Eingebornen in Krankheitsfällen vielfach auf Selbsthülfe angewiesen sind. Aber wie erschrak ich, als sie Miene machte, auch mein unglückseliges Seelengehäuse mit ihren Heiltränklein zu beglücken, sobald sie erfahren hatte, daß ich an den Folgen einer Blutvergiftung mich noch zeitweise krank fühle! Tumulawa hieß der Zaubername, dessen materielles Substrat mir meine diensteifrige und gesundheitsbesorgte Wirtin zudachte. Tumulawa! Wenn ich dein gedenke und des Aromas, das du auf die Zunge brachtest, so vollzieht mein Gesicht die

Mimik des verabſcheuenden Entſetzens, der Gaumen ſchluckt in verkehrter Richtung, der Magen gurrt und meine ſämtlichen animalen Organe machen Miene des energiſchſten Proteſtes. Eines Morgens — es war der 12. Juli — ſah ich meine gaſtfreundliche Wirtin emſig mit Schaben einer goldgelben Wurzel beſchäftigt; das Geſchabſel wurde mit Waſſer umgerührt und mir mit wohlwollender Miene zirka ein Schoppen der dick-gelben Brühe zu ſofortigem Verſchlucken präſentirt. Alles Huſten, Räuſpern und Proteſtiren nützte nichts; wollte ich nicht beleidigen, ſo mußte ich gehorchen. Sokrates hat vor 2200 Jahren ſeinen Schierlingsbecher mit größerer Gemütsruhe geleert als ich den Tumulawatrank in Batavia. Voll grimmiger Verzweiflung ſtürzte ich den gelben Ganzen bis auf die Nagelprobe, als Sühne für viele auch nicht beſonders ſchmackhafte Tränklein, die ich meinen armen Patienten daheim hie und da zugemutet hatte. Mein weiblicher Leibarzt kontrollirte gewiſſenhaft mein Befinden und gewahrte mit Stolz und ſichtlicher Befriedigung die augenfälligen Heilerfolge ihrer Medikation. Denkt man ſich die Seekrankheit mit 10 Löffeln Rizinusöl kombinirt, ſo kann man ſich eine ungefähre Vorſtellung von meinem damaligen Seelenzuſtande machen. Und daneben noch die Verpflichtung, ein dankbares Geſicht zu ſchneiden! Das war zu viel für einen ſchwachen Menſchen, wie mich; zudem war ich nicht nach Batavia gekommen, um den ganzen Tag innerhalb der vier Mauern zu bleiben und ſo verzichtete ich fürderhin auf die Heilmethode und ihre günſtigen Ausſichten, ließ mir jeden Morgen den gelben Schoppen aufs Zimmer bringen und ſchüttete ihn jedesmal gewiſſenhaft in den Garten, nachdem ich vorher den Verſuch gemacht, den Affen damit eine kleine Freude zu bereiten. Die zwei Vierhänder, die ſonſt in ihrem gegenſeitigen Brodneide alles Mögliche und Unmögliche zuſammenfraßen, ſchnitten aber beim erſten Schluck ein pitoyables Geſicht voll des ſchmerzlichſten Bauchwehs und kehrten dem Reſte den Hintern. — Schließlich war

ich dann so ehrlich, meiner werktätigen Heilkünstlerin den kleinen Betrug einzugestehen und sie ihrer ferneren Mühe zu entheben.

Den ersten Vormittag meines Aufenthaltes in Batavia benützte ich dazu, mir die Schätze des dortigen Museums anzusehen. Das Museum ist am Koningsplein gelegen, ein schöner Säulenbau in Hufeisenform, und enthält auf seiner ethnologischen Abteilung eine möglichst vollständige Sammlung aller Kunstprodukte der Völkerschaften des niederländisch-indischen Archipels. Die zahllosen Gegenstände sind nach den verschiedenen Inseln, von welchen sie stammen, geordnet und so findet man abteilungsweise die kulturgeschichtliche Entwicklung der Einwohner von Sumatra, Java, Borneo, Celebes, Timor, den Molukken und Neu-Guinea aufs schönste und interessanteste illustrirt. Meine große Bewunderung erregte ein Doppelgebläse, konstruirt aus zwei Bambusrohren, aus welchen durch Pumpenbewegung Luft herausgepreßt wird. Die Kolben sind durchbrochen, d. h. enthalten Klappenventile, die sich beim Heben des Kolbens öffnen, beim Niederdrücken schließen. Eine passende Hebelvorrichtung erlaubt eine alternirende Bewegung der durch Stangen mit ihr verbundenen Kolben, so daß ein beständiger Luftstrom, ein kontinuirliches Gebläse, entsteht. Diese scharfsinnige Erfindung ist mehr als 1000 Jahre alt und wurde auf den Sunda-Inseln zum Ausschmelzen der Eisenerze benützt. Interessant ist die Tatsache, daß die Bewohner Madagaskars sich seit denkbarer Zeit dieses nämlichen Apparates zum gleichen Zwecke bedienen. Es ist dies eines der verschiedenen Argumente für die Ansicht, daß Madagaskar, so sehr es räumlich von der Sundawelt getrennt ist, doch von dort aus bevölkert wurde, ja, daß vielleicht der ganze indische Archipel mit Vorder-Indien, Ceylon und Malakka einerseits, Madagaskar und Afrika anderseits einst *einen* gewaltigen Kontinent gebildet habe. Man gab diesem hypothetischen ungeheuren Erdteile den Namen Lemuria wegen der überall in den genannten

Ländern und ausschließlich dort vorkommenden Halbaffen (Lemuren), welche auffallende Uebereinstimmung in der Fauna gänzlich getrennter Erdstriche zuerst den Gedanken an ihren einstigen Zusammenhang geweckt hatte.

Nirgends besser als im Museum zu Batavia sieht man, welche fast unbeschränkte Verwendung die wichtigste Pflanzenform der Tropen, der Bambus, findet. Er gehört bekanntlich zu den Gräsern, wird über 80—100 Fuß hoch und erreicht einen Stammdurchmesser bis zu 8 und 10 Zoll. Es ist eine sofort in die Augen fallende Eigentümlichkeit der heißen Zone, daß sie von manchen auch bei uns vorkommenden Pflanzen- und Tiergattungen riesige Repräsentanten besitzt: Die Gräser vertritt der Bambus; unsere zierlichen Eidechsen wiederholen sich als Krokodile, die Schlangen als 25 Fuß lange Ungetüme; das Geschlecht der Katzen ist durch den Tiger repräsentirt; Schmetterlinge finden sich bis zu 1 Fuß Querdurchmesser, Fledermäuse von der Größe eines Hundes ꝛc.

Die riesigen, aber bis zur größten Feinheit sich zuspitzenden Halme des Bambus biegen sich sanft unter der Last der Zweige und der grünen, lanzettförmigen Blätter und es gehört eine Bambusgruppe zu den anmutigsten Erscheinungen in der Pflanzenwelt. Die sehr festen und haltbaren, röhrenförmigen und durch Zwischenwände in regelmäßige Abstände abgeteilten Stämme liefern ein vorzügliches Baumaterial, funktioniren als solide Balken. Dann sieht man eine Menge Waffen: Lanzen, Bogen, Pfeile, aus Bambus verfertigt. Die verschiedenen Hausgeräte sind erst gar nicht aufzuzählen: Möbel aller Form, Matten, Leitern, Wassergefäße, Kochgeschirr, Pfeifen, Musikinstrumente — alles ist aus Bambus hergestellt. Modelle von hängenden und schwimmenden Brücken, von Booten, Wasserleitungen ꝛc. bezeugen im weitern die allseitige Verwendbarkeit der köstlichen Pflanze, welche zudem den großen Vorteil bietet, daß sie nicht

etwa — wie Bauholz — erſt ausgetrocknet werden muß, ſondern ſofort nach dem Schlagen verarbeitet werden kann. Der Bambus — dieſes herrliche Geſchenk der Natur für die Völker der heißen Zone — hat offenbar auf die kulturgeſchichtliche Entwicklung derſelben den mächtigſten Einfluß ausgeübt. Waren doch manche wichtige Erfindungen durch den äußerſt zweckmäßigen Bau dieſer Pflanze ſehr nahe gelegt.

Von Muſikinſtrumenten enthält das Muſeum eine reichhaltige Sammlung; dieſelben ſind zum Teil höchſt originell und einfach. Da iſt vor allem das Gong, eine oder mehrere ungeheuere Metallplatten oder auch -Keſſel, die an einem Holzgerüſte aufgehängt ſind und mit einem Hammer angeſchlagen werden. Der dumpf dröhnende Ton des Gong übertrifft an Stärke alle andern Inſtrumente. Das Gambang iſt eine Art Harmonika, die aus 16 hölzernen Brettchen oder metallenen Platten verſchiedener Größe beſteht: Sie liegen über zwei Bambustragbalken und tönen durch Anſchlagen mit kleinen Hämmern. Geſtimmt ſind ſie nach unſerer C-Dur-Tonleiter, aber mit Weglaſſung der halben Töne, ſo daß $1^1/_2$tonwertige Intervalle zu ſtande kommen (c, d, e—g, a—c, d, e—g, a u. ſ. f.). Unter den Platten ſind zur Verſtärkung des Tones Reſonanzröhren aus Bambus angebracht, die aber alle, ohne Rückſicht auf die zugehörige Platte, übereinſtimmende Länge zeigen. Die Javaner ſcheinen ſich alſo die Erfahrung noch nicht zu Nutze gemacht zu haben, daß abgeſtimmte Reſonatoren den Ton beſſer verſtärken als beliebige. Viele dergleichen Inſtrumente zuſammen formiren einen Gamelang, ein javaniſches Orcheſter, das bei keinen feſtlichen Gelegenheiten und an keinem fürſtlichen Hofe fehlt, und deſſen Direktor ein zweiſaitiges, geigenartiges Inſtrument, das Rebab, ſpielt. Die Saiten ſind in der Quart abgeſtimmt und werden mit dem Bogen geſtrichen.

Drei Stunden Aufenthalt in einem Muſeum der Tropen iſt

eine Leiſtung; ich hatte plötzlich genug geſehen und geſchwitzt und verlangte ins Freie. Der Weg dorthin führte über die Leiber einiger malayiſcher Wächter, welche mir freundlich die Hand entgegenſtreckten und — ein Trinkgeld verlangten. Was doch die Leute raſch ziviliſirt ſind!

Vor dem Muſeum ſteht inmitten eines Raſenplatzes auf granitnem Poſtament ein Elefant aus ſchwarzem Marmor, ein Geſchenk des Königs von Siam, der zwei Jahre zuvor auf eigenem Schiff nach Batavia gekommen und von der Stadt äußerſt gaſtfreundlich aufgenommen worden war. Der ganze Platz iſt mit Sinnpflanzen bewachſen (Mimosa pudica). Dieſes reizende Unkraut von freundlich-grüner Farbe und zarter Blattform hat die Eigenſchaft, bei der leiſeſten Berührung ſeine gefiederten Blätter zuſammenzufalten und die Blattſtengel zur Erde zu ſenken. Dadurch werden die untern Blattſeiten, die bisher dem Boden zugekehrt waren, dem Auge ſichtbar und die ganze Pflanze erſcheint anders gefärbt. So kommt es, daß beim Gehen über einen mit dieſen Mimoſen bewachſenen Boden der zurückgelegte Weg als breites, grau-grünes Band noch längere Zeit ſichtbar iſt, ähnlich der Bahn eines Schiffes auf ruhiger Waſſerfläche.

Die vielen teils privaten, teils öffentlichen Gebäude, welche außer dem Muſeum am Koningsplein liegen, ſind alle holländiſchen Urſprungs. Dagegen erinnern einige gewaltige Bauten z. B. auf dem mit einem ſteinernen Löwen gezierten Waterlooplatz daran, daß das Regiment über Java einſt in engliſchen Händen lag. Bekanntlich waren die Portugieſen die erſten Europäer, welche zu Ende des 16. Jahrhunderts Handelsverbindungen mit verſchiedenen javaniſchen Fürſten angeknüpft und ſich dieſelben bald untertan gemacht hatten. Aber den Eingebornen war der fanatiſche Religionseifer, mit dem portugieſiſche Jeſuiten ſie zu bekehren ſuchten, unbequem und ſie ſahen es gerne, als die erſten Eroberer anno 1594 durch die Holländer verdrängt

wurden, welche in der Folge keine religiöse Propaganda duldeten und auch die bisherigen Gesetze und Gebräuche des Landes unangetastet ließen. — Dieses auch jetzt praktizirte Verfahren bedeckt die im übrigen äußerst eigennützige und nur auf den eigenen Beutel bedachte holländische Kolonisationspolitik mit einem menschenfreundlichen Mäntelchen, welches dem fernerstehenden Europäer und manchem naiven Eingebornen die wahre Tendenz verbirgt. Ich werde bei späterer Gelegenheit noch darauf zurückkommen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der ganze indische Archipel, 1811 zum Schlusse auch noch das herrliche Eiland Java von den Engländern erobert; dieselben bewiesen sich sofort als ausgezeichnete Kolonisatoren und Administratoren und es fand zwischen ihnen und den Eingebornen ein herzliches Einvernehmen statt. Aber 1824 fiel Java nebst den benachbarten Inseln durch Vertrag wieder an Holland zurück. Viele blutige Aufstände, die bald darauf stattfanden, zeigten die Unzufriedenheit der Eingebornen über diesen Wechsel und wenn jetzt auch seit Jahren Ruhe im Lande herrscht, so lebt der Haß gegen die europäischen „Bedrücker" doch fort und wird hauptsächlich genährt durch jene Mekkapilger, welche — vom heiligen Grab in ihr Land zurückgekehrt — sich durch diese Pilgerfahrt den Titel und das Ansehen von Priestern erworben haben und in dieser einflußreichen Stellung mit großem Erfolg den Kampf gegen die „christliche Tyrannei" predigen. Die herrschende Religion auf Java ist der Islam; aber erst zu Ende des 14. Jahrhunderts wurde er durch malayische und arabische Geistliche eingeführt; vorher waren die Javaner Buddhisten und Brahmanen; prächtige Ruinen buddhistischer Tempel geben Zeugnis von der hohen Kunstfertigkeit der alten Einwohner; literarische Werke in der alten religiösen Sprache des Volkes, dem sogenannten Kawi, dokumentiren die damalige hohe Entwicklungsstufe des Geistes; und in der ethnologischen Sammlung des Museums ist deutlich zu sehen, wie viel

talentvoller und erfindungsreicher die alten Javaner waren als die heutigen ſtupiden, unter europäiſches Joch ſich fügenden Einwohner der tropiſchen Inſel. — Auch ohne genauere Kenntnis der Lehren Buddhas und des Brahmanismus einerſeits und Mohammeds anderſeits müßte man aus dieſer einzelnen in die Augen fallenden Tatſache erkennen, wie ungleich höher das Religionsgebäude der alten Inder ſteht und wie unendlich mehr es die Völker für die Segnungen der Ziviliſation zugänglich macht als die ſinnlichen Suren des Korans.

Auf dem Rückweg vom Muſeum beſuchte ich in Kebon-Siri ein mohammedaniſches Gotteshaus. Eine ödere, elendere Stätte zur Verehrung Gottes habe ich nie geſehen. Nur die Größe derſelben und der dazu gehörige freie Platz zeichnete die windſchiefe, lotterige Bambushütte vor den miſerablen Wohnungen der Eingebornen aus. Um Eintritt zu erhalten, wendete ich meine Schritte in eine nebenan ſtehende, halb verfallene Hütte, welche mir als Schulhaus vorgeſtellt wurde. In Wahrheit beſtund ſie aus dem ſehr primitiven, von Hühnern bevölkerten Wohnraume des Lehrers und einer daran ſtoßenden offenen Remiſe, dem „Schulzimmer“, einem ſchmalen Riemen, in welchem kaum zehn Schüler Platz finden konnten. Stühle und Bänke fehlten; als Sitzplätze für die Lernbegierigen diente eine aus Bambus geflochtene Hürde, worin als ſtumme Zeugen für den heutigen Fleiß einige zerriſſene und beſchmutzte Bücher — die wichtigſten Satzungen des Koran in malayiſchen Typen enthaltend — unordentlich durcheinander lagen. Den Fußboden bildete die Mutter Erde und einige Hühner gaben ſich Mühe, feſtgetretene Speiſeüberreſte emſig herauszuſcharren. — Der Schulmeiſter hockte nach vollbrachtem Tagewerk vergnügt nebenan und kaute Siri. Ich eröffnete mein Begehr; ſchweigend erhob ſich der Erzieher der Jugend, ſpritzte mit Hochdruck einen Eßlöffel voll rotbraunen Speichels zwiſchen den Zähnen hervor an die Wand und hieß mich folgen. Das Innere des Tempels

beſtand in einem äußerſt kahlen, viereckigen, mit Reisſtrohgeflecht bedeckten Raume, dem alle und jede Dekoration fehlte, mit rühmlicher Ausnahme eines Paares naſſer Hoſen, das der Schulmeiſter an einem querüber geſpannten Seile zum Trocknen aufgehängt hatte. Aber nicht einmal das vermochte mich andächtig zu ſtimmen; mir ward ſo öd zu Mute in dem troſtlos kunſtleeren Gehäuſe und ich dachte wehmütig der herrlichen indiſchen Tempel, in welchen ſich tauſend Jahre früher die alten Javaner erbaut hatten und jammerte im Stillen über dieſen Rückſchritt und die Entfremdung vom Chriſtentum, dem ſie einſt ſo viel näher geſtanden.

Für die Bildung des javaniſchen Volkes wurde bis in die neueſte Zeit von den Holländern gar nichts, oder doch ſehr wenig getan, natürlich! Es liegt ja nicht im Intereſſe des holländiſchen Geldbeutels, daß die Eingebornen auf eine höhere Entwicklungsſtufe gelangen, auf welcher Selbſtbewußtſein, Menſchenwürde und Freiheitsgefühl erwachen könnten. Je dümmer und ungebildeteter, deſto williger unter das Joch des europäiſchen Uſurpatoren. — Das Verbot gegen die Propaganda des Chriſtentums baſirt auch nicht auf der Pietät für die hergebrachten religiöſen Anſchauungen der Javaner, ſo ſchön ſich das anhört, ſondern auf der eigennützigen Befürchtung, es möchte der herrliche Kern des Chriſtentums, das Prinzip der Nächſtenliebe und die Lehre von der Gleichheit der Menſchen, Früchte tragen, die den jetzigen Beſitzern und willkürlichen Herren des Landes verhängnisvoll werden könnten.

Da verfahren die Engländer in ihren Kolonien ganz anders; ſie laſſen ſich das geiſtige und leibliche Wohl der Eingebornen ſehr angelegen ſein, ſorgen für vorzügliche Schulen und trachten auf alle Weiſe darnach, ihren 240 Millionen Hindus und Malayen diejenige Freiheit zu verſchaffen, die der Menſch erſt durch Bildung, Sitte und Geſetz haben kann und zu welcher er ſorg-

fältig erzogen werden muß. Und das tun sie angesichts der Wahrscheinlichkeit, daß dieses Freiheitsgefühl einst ein nationales Element der Inder und die Triebfeder zur vielleicht baldigen Loslösung Britisch-Indiens von England werden wird, zur Bildung eines selbständigen, unabhängigen Staatswesens.

Die Asiaten holländischer Herrschaft sind „freie Männer" in anderem Sinne. Sie haben keinen Religions- und Schulzwang, d. h. sie dürfen nach wie vor stupid und dumm bleiben, keinen Impfzwang, d. h. sie liefern, wie vor Zeiten, ein gehöriges Kontingent Geblatterter und Blinder ꝛc.

Von welchem Standpunkte aus die Holländer das Geschäft des Zivilisirens betreiben, erhellt aus einer gesetzlichen Verfügung vom Jahre 1883 (!), wonach es den Chinesen auf Java verboten ist, ihre Kinder in höhere Schulen zu schicken. Furcht vor der chinesischen Konkurrenz und die Ueberzeugung, daß die Bildung der Untergebenen die höchste und für die holländische Geldbeutelpolitik gefährlichste Macht ist, haben diesen Paragraphen geschaffen, der wohl in der Gesetzgebung der zivilisirten Völker unseres Jahrhunderts einzig dasteht. Die vornehmen Chinesen wissen sich aber zu helfen; sie senden ihre Kinder nach Singapore oder anderen englischen Kolonien, wo die Bildung nicht als Monopol der europäischen Rasse angesehen wird und die Tore der Lehrgebäude für jedermann offen stehen.

V.

Abendgeſellſchaft bei meinen Gaſtfreunden. — Halbblut. — Im zoologiſchen Garten. — Orangutanfamilie. — Königstiger. — Nashornvögel. — Salagan-ſchwalben. — Geſpenſtheuſchrecken. — Niedere Chirurgie. — Soirée dansante mit Hinderniſſen. — Deutſches Heimweh bei einem Kinde der Tropen.

Auf den Abend hatte Herr Z. eine Geſellſchaft zu Tiſche geladen. Außer unſerm Konſul, Herrn D., und dem vergnügteſten und fidelſten aller Eidgenoſſen in Batavia, Herrn T. aus Winterthur, erſchienen verſchiedene Verwandte von Frau Z., lauter Halbblut (durch Kreuzung von Europa mit Aſien entſtanden), das den europäiſchen Geſichtsſchnitt und die hohe Stirne mit den üppigen Formen, der Haarfülle und den brennenden Augen der Tropen paarte. Dieſe Miſchlinge, deren es auf Java — wie überhaupt in Indien — eine große Menge gibt, zeichnen ſich im allgemeinen neben ihrer phyſiſchen Vollkommenheit durch hervorragende Geiſtesarmut und rein materielle Richtung aus. Wo das Geſpräch über Eſſen und Trinken und die kleinen Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens hinausgeht, erliſcht ihr Intereſſe und ihr Mund verſtummt. Die zum Teil gar nicht, zum Teil halbgebildeten Leute, welche — die Männer wenigſtens — meiſt elend bezahlte Schreiberdienſte bei der Regierung verſehen, blicken aber mit großer Verachtung auf die Eingebornen herab und leiſten in Toilette faſt mehr als die Europäer ſelbſt. — — Auf der reich beſetzten Tafel paradirte u. a. auch eine gewaltige Schüſſel mit Gurkenſalat, den Frau Z. eigenhändig und in prima Qualität angerichtet hatte. — Ich ſtutzte anfänglich über dem „gefährlichen Gericht“ zu einer Zeit, da die Cholera gerade ziemlich heftig graſſirte und auch unter den Europäern Batavias Opfer forderte; aber man aß männiglich ſo munter drauf los und die freundliche Wirtin beteuerte ſo

zuverſichtlich, daß gut gepfefferter Gurkenſalat zur Cholerazeit nicht nur unſchädlich, ſondern ſogar ſehr geſund ſei, daß ich ſchließlich auch Bedeutendes in dieſem Artikel leiſtete. — Die Cholera erliſcht in den Quartieren der Chineſen und Malayen Batavias gar nie; wenn man aber ſieht, in welchen Miſthöhlen die Aſiaten daſelbſt leben, welch verpeſtete Luft ſie einatmen, welche zweifelhafte Brühe ſie unter dem Titel Waſſer maſſenhaft zu ſich nehmen und wie unmäßig ſie im Genuß von oft nur halbreifen Früchten ſind, ſo läßt ſich dies begreifen. — Die geregelte Lebensweiſe der Europäer, ihre luſtigen, in ſchönen Gärten gelegenen, dem Klima vortrefflich angepaßten Wohnungen, die Reinlichkeit und ſorgfältige Hautkultur, die Scheu vor ungereinigtem Waſſer — dies ſind die Momente, welche ſie inmitten eines Choleraherdes die meiſte Zeit ſeuchefeſt machen und die nämlichen Momente bilden gewiß auch bei uns den Hauptſchutz gegen die mörderiſche Krankheit.

Bis ſpät in die Nacht hinein blieben wir beiſammen ſitzen; wie oft hatten wir unſer Ohr dem lebendigen Anekdotenalmanach und köſtlichen Poſſenreißer Herrn T. aus Winterthur zuzuwenden! Er trug ziemlich derb auf, denn die Halbeuropäer verſtanden ja kein Deutſch und zur Motivirung unſeres ſchallenden Gelächters hatte er ſtets ein unſchuldiges Mädchenſekundarſchul-Witzchen in Bereitſchaft, das er den andern Gäſten in holländiſcher Sprache vorerzählte.

Andern Tags holte mich Herr Konſul D. mit ſeinem Zweigeſpann zu einer Fahrt in den zoologiſchen Garten ab. Leider ſpürt man dieſem Inſtitut auf jeden Schritt den Geldmangel an. Die klimatiſchen Bedingungen für das Aufziehen jener Tiere, die bei uns mit aller erdenklichen Sorgfalt und Mühe gehegt und gepflegt werden müſſen, ſind daſelbſt natürlich vorzügliche; aber die Anlage des Gartens iſt eine ſehr mangelhafte; es wird nicht einmal gehörig für Inſtandhaltung der Wege geſorgt und die

überreiche Vegetation, deren Willkür keine Zügel angelegt ſind, ſieht ſtellenweiſe aus wie gigantiſches Unkraut, das im Urwald imponiren würde, zwiſchen von Menſchenhänden gezogenen Wegen aber unangenehm auffällt. Die Behälter für die Tiere ſind äußerſt dürftig und machen alle den Eindruck der Unzulänglichkeit.

Die prächtigſten Raubtiere befinden ſich in kleinen, vergitterten Holzkäſten und es iſt ihren natürlichen Lebensgewohnheiten in keiner Weiſe Rechnung getragen, was doch an dieſer Stelle ſo leicht möglich wäre, unendlich leichter als in der gemäßigten Zone. Der zoologiſche Garten zu Batavia kann denn auch, was Ausſtattung anbetrifft, keinem der europäiſchen an die Seite geſtellt werden. Dagegen ſind daſelbſt verſchiedene Tierſpezies in wahrhaft herrlichen Exemplaren vorhanden. So ſtach mir vor allem ein gegitterter Pavillon in die Augen, der um einen Baumſtamm errichtet war und in welchem vier ausgewachſene Orangutans ihr Weſen trieben. Als wir uns näherten, ſtreckte der größte darunter und offenbar auch der Alterspräſident, der von den übrigen mit ziemlichem Reſpekt behandelt wurde, einen vier Fuß langen, haarigen Arm zwiſchen den Gitterſtäben uns entgegen und präſentirte gutmütig ſeine biedere Rechte zum Gruß. Ich reichte dem naturhiſtoriſchen Vetter die meinige, die er verſtändnisinnig ſchüttelte, um gleich darauf zu einem zweiten Traktandum, zum Betteln überzugehen. Leider verfügte ich über nichts Eßbares und offerirte — aus Mangel an etwas Beſſerem — ein am Boden liegendes Bambusrohr. Der Herr Orangutan senior zog es vorſichtig in ſeine Behauſung hinein, prüfte es auf alle Weiſe, beſchnüffelte es, guckte dadurch, wie durch ein Teleſkop, in die Höhe, hielt es wie ein Trinkgefäß an ſeine weit vorgeſtreckten Lippen, in der Hoffnung, es möchte wenigſtens etwas Flüſſiges darin verborgen ſein und warf es ſchließlich mit einem verachtungsvollen Seitenblick auf den Geber dieſer zweifelhaften Gabe zur Seite. — Während dieſer ganzen Zeit hatten die drei übrigen

Orangutans als aufmerkſame — faſt andächtige — Zuſchauer funktionirt. Jetzt machten ſie ſich aber an den weggeworfenen Gegenſtand und wiederholten in komiſcher Weiſe die Unterſuchungen ihres Vaters oder Großvaters. Da aber ſtets ihrer drei gleichzeitig das Nämliche vornehmen wollten, kriegten ſie bald Händel und prügelten ſich. Der Alte machte dem Streit und Lärm ein Ende, indem er das Corpus delicti zu Handen nahm und ſich in raſchem und feſtem Entſchluſſe darauf ſetzte, ſo daß den drei Streitenden nur noch das Riechen übrig blieb.

Die Menſchenähnlichkeit des Orangutans iſt keine auffällige, denn der kurze Kopf, der unverhältnismäßig große Bauch, die langen, bis zu den Füßen herabhängenden Arme ſind zu bedeutende Differenzen; und mit ſeinem ſogenannten aufrechten Gang iſt's auch nicht weit her. Dagegen zeigt die Phyſiognomie eines andern Affen, von welchem der zoologiſche Garten zu Batavia zwei prächtige Exemplare beſitzt, eine überraſchende und komiſch wirkende Menſchlichkeit. Es ſind dies die Naſenaffen von Borneo, mit roten Wangen und fleiſchfarbiger, langer, ſpitzer Naſe, die etwas nach oben umgeſtülpt iſt. Der Anblick dieſer Tiere reizt unwiderſtehlich zum Lachen; das mimiſche Spiel der Geſichtsmuskeln gleicht demjenigen des Menſchen; überaus komiſch war die Entrüſtung, welche die beiden Affen zeigten, nachdem ich ihnen eine Frucht präſentirt und wieder weggenommen hatte, als ſie eben zugreifen wollten. Die Stirne wurde gerunzelt; die Lippen verlängerten ſich rüſſelartig nach vorn; die Vorderhände holten aus wie zu einer Ohrfeige und der Kopf wurde halb ſeitwärts gedreht, wobei die Augen wütend zu uns hinüberſchielten.

Zwanzig Schritte von dieſen Affen entfernt ſchlich ein gewaltiger, erſt Tags zuvor eingebrachter Königstiger an der hintern Wand ſeines Käfigs knurrend auf und ab. Als wir uns näherten, warf er ſich brüllend und zähnefletſchend an die Gittertüre uns entgegen, ſo daß wir beide erſchreckt zurückfuhren. Das herrliche

und noch vollständig ungezähmte Tier maß vom Kopf bis zum Schwanze gewiß drei Meter. In Djandjoer, einer Ortschaft im Innern Javas, kam mir später ein Tigerfell zu Gesicht, dessen Länge 3,75 Meter betrug und ich begriff gut, daß ein solches Tier im stande ist, mit einem halb ausgewachsenen Ochsen im Maule über sechs Fuß hohe Palissaden wegzuspringen.

Unter den Vögeln fiel mir namentlich der in Java heimische Nashornvogel auf, ein riesiger Repräsentant der gefiederten Welt, dessen voluminöser Schnabel einen fast faustgroßen, hornartigen Auswuchs zeigt. Das eheliche Verhältnis dieser Vögel basirt nicht auf großem gegenseitigen Vertrauen; wenn die Frau Gemahlin ihre Eier ausbrüten soll, so wird sie vom Herrn Gemahl vollständig in einen hohlen Baum eingemauert, bis auf eine kleine Oeffnung, durch welche er ihr die notwendige Nahrung zuführt. Auf diese Weise bleibt auch dem faulsten und leichtsinnigsten Weibchen nichts anderes übrig, als seine ehelichen Pflichten, wie sich's gebührt, zu erfüllen. — Einen wertvollen und wichtigen Vogel lernte ich ferner kennen in der Salagansschwalbe. Dieses Tier ist äußerst geschätzt wegen seiner eßbaren und teuer bezahlten Nester. Es nistet zu Tausenden in schwer zugänglichen Höhlen, teils an den Kalkfelsen der javanischen Südküste, teils im Innern des Landes. Viermal jährlich brüten die Schwalben und jedesmal bauen sie ein neues Nest; das Baumaterial besteht aus vegetabilischer Substanz, die durch Magenschleim und halb verdaute tierische Stoffe (Mollusken und andere Seetiere) zusammengekittet wird. Beim Ausbeuten der Nester, welches Geschäft mit großen Gefahren verbunden ist, gehen jährlich mehrere Millionen von der Brut, teils Junge, teils Eier, zu Grunde. Trotzdem vermindern sich die Salagansschwalben — dank ihrer enormen Fruchtbarkeit und hauptsächlich infolge einer gewissen, beim Nestersammeln beobachteten Schonungsmaßregel — durchaus nicht. Die Chinesen, die nach allem Unappetitlichen lüstern sind, bilden die Haupt-

konſumenten dieſer eßbaren Schwalbenneſter und bezahlen 5 bis 6000 fl. per Pikul (125 Pfund). Der jährliche Ertrag macht über eine Million holländiſcher Gulden aus.

Von höchſtem Intereſſe für den Naturforſcher iſt in den Tropen das Studium und die Beobachtung der Inſekten, die in größter Mannigfaltigkeit und zahllos die Pflanzenwelt bevölkern. Speziell die Heuſchrecken zeigen zum Teil ſehr merkwürdige Eigenſchaften. Einige Arten derſelben ſind ſo träge und ſo abſolut wehrlos, daß ſie in kurzer Zeit durch ihre Verfolger, die Vögel, ausgerottet werden müßten, wenn nicht die weiſe Mutter Natur ihnen mit einer Schutzvorrichtung zu Hülfe käme. Es ſind dies die ſogenannten Geſpenſtheuſchrecken, der wandelnde Zweig und das lebende Blatt. Die erſtern werden acht bis zwölf Zoll lang, ſind flügellos und gleichen durch Ausſehen, Farbe und Form, durch ihre kleinen Höcker an der Oberfläche, durch die Aehnlichkeit der Beingelenke mit kleinen Verzweigungen ſo vollkommen einem dürren Reis, daß das Auge nicht im ſtande iſt, die lebenden Inſekten und vom Baum gefallene Zweige von einander zu unterſcheiden. Sie halten ſich meiſt am Waldſaume auf und oftmals ſieht man Ameiſen ahnungslos über die ſcheinbar lebloſen Dinger wegſpazieren oder Vögel unmittelbar daneben ihre Nahrung ſuchen, ohne daß ſie den leckern Braten entdecken. Das lebende Blatt hat die ungefähre Größe eines mittlern Blattes; die Flügel des Tieres ſind geädert und gerippt wie Blätter und ihre grüne Farbe entſpricht vollſtändig der Farbe der Pflanze, von welcher es lebt. Die Beine ſind in der Ruhe unter den Flügeln verborgen und da das Tier bei Tag ſtille ſitzt und nur des Nachts frißt, ſo iſt es abſolut unmöglich, dasſelbe zu erkennen.

Von beiden beſchriebenen Arten enthält der zoologiſche Garten in Batavia zahlreiche Exemplare auf einem von durchſichtigem Drahtgeflecht überdeckten Buſche, die lebenden Blätter auf Kujavenzweigen. Ich ſah anfangs nur eine Pflanze mit vielen gleich-

mäßigen Blättern, bis ich durch gelinde Erſchütterung derſelben Leben in die Szenerie brachte und zahlreiche Blätter ſich von der Stelle bewegten und als Tiere entpuppten. Sogar kleine Schattirungen, Roſtflecken u. ſ. w., wie ſie auf den Blättern der betreffenden Pflanze gefunden werden, ſind auch auf den merkwürdigen Tieren zu ſehen, und es iſt dies das vollkommenſte Beiſpiel von Mimicry (d. h. von Nachahmung der Form und Farbe gewiſſer Organismen durch andere, welchen dieſelben einen Schutz gegen ihre Verfolger gewähren), das mir je zu Geſicht gekommen iſt.

Eingedenk eines Verſprechens, das ich ſ. Z. einem verehrten akademiſchen Lehrer und Inſektenſammler in Zürich gegeben hatte, kaufte ich mir eine Anzahl dieſer Geſpenſtheuſchrecken; unverzeihlicher Weiſe wurden ſie mir aber vom Verwalter des zoologiſchen Gartens in eine Cigarrenkiſte zuſammengepackt; ich hütete ſie wie einen Schatz und trug ſie ſorgfältigſt unter dem Arme nach Hauſe; wohl ſpürte ich unterwegs, daß die Tierchen ſich — wie ich meinte — recht munter aufführten und emſig herumkrabbelten; aber wer beſchreibt meinen Aerger, als ich beim Oeffnen der Kiſte nur ein jämmerliches Schlachtfeld mit Trümmern vorfand. Kein einziges Tier war ganz geblieben, ſie hatten ſich alle gegenſeitig die Beine und Fühler ausgeriſſen und mir blieb nur ein Sammelſurium von zuckenden Leibern und abgelösten Extremitäten. Ich brachte die Ueberreſte meiner ſechsguldenwertigen Errungenſchaft den beiden Affen des Herrn Z., welche ſich das unappetitliche Freſſen geräuſchvoll ſchmecken ließen und namentlich die langgeſtreckten, weichen, ſaftigen Leiber mit behaglichem Grunzen verzehrten. — Später fand ich Gelegenheit, den Verluſt zu decken und konnte außer den genannten noch andere ſeltene Heuſchrecken nach Europa ſenden.

Das Zimmer, das mir im gaſtlichen Hauſe des Herrn Z. zur Benützung überlaſſen war, ſah nachgerade recht maleriſch und

unordentlich aus. Sofa, Waſchtiſch, Stühle, Fußboden, ja ſogar das Bett waren überdeckt mit Büchern, Käfern, Schlangen, javaniſchen Gerätſchaften, Pflanzen, Steinen und friſcher Wäſche, die der Zimmerjunge ſorgfältig und kunſtvoll dazwiſchen aufgebeigt hatte. Ueberall roch es nach Spiritus, Jodoform und Carbolſäure; mit geſchloſſenen Augen glaubte man in einer Gifthütte zu ſein. Die vier Wände wüßten auch allerlei zu erzählen: In ſtiller Nachtſtunde, als alles im Schlummer lag und kein Laut die tiefe Ruhe ſtörte, habe ich beim Schein einer Petroleumlampe und umſchwärmt von blutgierigen Moskitos — meine Hoſen — das einzige nach Java mitgenommene Paar — geflickt. Aber fraget nur nicht wie! Das Beinkleid grau, der Faden ſchwarz, die Stopfkugel von der Größe eines Mannskopfes, hohl und aus Porzellan. Nähere Benennungen erſterben mir auf den Lippen. Andern Tags gewahrte ich mit Entſetzen, daß mein kurzer Rock nicht reichte, die ſchwungvoll geflickten, aber fadenſcheinigen Partien zu bedecken, und von da an hegte ich Rückſichten und Hintergedanken, die ich vorher nie gekannt hatte, die mir das Sitzen in angenehmerem Lichte erſcheinen ließen als das Stehen, und die erſt nach der Wiedervereinigung mit meinem Koffer in Singapore aufhörten.

Die Tierſtudien, die ich morgens im zoologiſchen Garten gemacht hatte, konnte ich tagsüber fortſetzen. Ich fing nachmittags im Garten des Z.'ſchen Hauſes einige prächtige Chamäleons. Die eidechſenartigen Tiere haben einen pyramidalen Kopf und einen ſehr langen dünnen Schwanz, mit dem ſie ſich an Zweigen aufhängen, um ſtundenlang unbeweglich auf Beute zu lauern. Eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des Chamäleons iſt das Vermögen, im Nu ſeine Farbe zu wechſeln. Die urſprünglich hellgelb ſchillernden Tiere wurden beim Fangen blauſchwarz. — Ebenſo erbeutete ich einen großen Skolopender oder Tauſendfüßler. Die raupenartigen, ekelhaften Tiere haben eine ſchreckliche Waffe, zwei giftige,

ſcharf gekrallte, mit den Kiefern verſchmolzene Füße (Kieferfüße), mit welchen ſie ihre Opfer packen. Ihre Verletzungen können ſogar dem Menſchen gefährlich werden. Abends beobachteten wir eine Herde Galongs, d. i. fliegende Hunde, die wie rieſige ſchwarze Früchte an einem Baume hingen. Herr Z. holte ein Jagdgewehr, legte an, ſenkrecht in die Höhe; auf den Knall entwich der Schwarm bellend, aber einer blieb zurück und am andern Morgen kletterte ein javaniſcher Diener auf die Baumkrone und holte das noch feſtgekrallte tote Tier herunter. Der Schrotſchuß war ihm mitten durch den Kopf gegangen. Jetzt prangt das merkwürdige Vieh längſt im natur-wiſſenſchaftlichen Muſeum zu Frauenfeld.

Als ich Tags darauf in die alte Stadt ging, beſuchte ich wieder jenen chineſiſchen Hof, in dem ich am Tage meiner Ankunft die lärmenden Hochzeitsfeierlichkeiten mit angeſehen hatte. Dasſelbe bunte Bild wie dazumal: Schauſpieler, Muſikanten und Gaukler in ſchweißtriefender Aktion und umlagert von einer vergnügten Volksmenge. Auf der Veranda der blaſirte reiche Chineſe mit der Cigarre im Munde! Es ſah aus, als ob er ſeinen Platz nie verlaſſen hätte. An ſeiner Seite hockte eine runzelige javaniſche Kindswärterin, welche einen zirka dreijährigen Sprößling des vornehmen Hauſes mit Reis ſtopfte. Der kleine Knirps war mit Seide und Gold reich gekleidet, hielt ſich mit den Händchen am Fauteuil ſeines Papas feſt und verſchluckte unglaubliche Mengen von Reisballen, welche die ſchmutzigen Finger ſeiner Wärterin kunſt- und mundgerecht formten. Dabei ſtampfte er vergnügt mit ſeinen dicken Beinchen den Boden und kümmerte ſich wenig um den „Jahrmarkt" in ſeiner Nähe.

Abends hatte ich trotz energiſchſten Proteſtes meinerſeits und trotz Berufung auf meine mangelhafte Touriſtengarderobe ein elegantes Familienfeſt mitzumachen. Es wurde der Geburtstag eines Verwandten von Frau Z. in deſſen Hauſe gefeiert; etwa

40 Perſonen nahmen daran teil, außer Herrn Z. und einem ſeit 20 Jahren in Batavia als Polizeipräfekt lebenden Deutſchen alles Eingeborne und Miſchlinge und auch ein Neger. Die ganze Geſellſchaft war in tadelloſer Toilette, befrackt, behandſchuht und glitzernd von Gold und Edelgeſtein. Aber manchem der jüngern Männer ſah man die entlehnten, etwas zu kurzen oder zu langen Hoſen an und um die Oberſchenkel des Negers flatterte verzweifelt ein Paar langer Frackſchöße, die auch für andere Dimenſionen berechnet waren. Ein Frack iſt mir ſtets ein Gegenſtand des Gelächters und des ſpöttiſchen Mitleids, aber nie in der Welt hat er mir einen komiſcheren Eindruck gemacht als in dieſer Geſellſchaft. — Von auffallender Schönheit und Formvollendung waren einige arabiſch-europäiſche Miſchlinge. Der dunkelbraune Teint und die pechſchwarzen Haare paßten ganz gut zu den wahrhaft griechiſchen Profilen.

Vor den hell erleuchteten Räumlichkeiten ſaß im Garten, um einen Baum gruppirt, eine javaniſche Muſikbande, die zum Tanze ſpielte. Es waren Künſtler dritten Ranges, auch nach aſiatiſchen Begriffen: Ein alter Geiger, zwei Klarinettiſten, eine Tuba und zwei Trompeter. Im Gewoge des Tanzſaales hörte man aber nur den Baß und die Klarinette. Die Muſik war unter aller Kanone, die Temperatur in dem dicht angefüllten, vierzigfältig aromatiſchen Tanzlokale zum Metallſchmelzen. Ich ſchwitze jetzt noch, ſo oft ich an jene Situation denke. — Die Hitze und die bewußten Beinkleider, die ich von Zeit zu Zeit durch einen Seitenblick in einen hohen Wandſpiegel kontrollirte, verboten mir, das Tanzgebein zu ſchwingen. Ich hatte übrigens auch ſonſt nicht die mindeſte Luſt dazu. Nur Frau Z. durfte ich — galant wie ich ſein ſollte — ein Wälzerlein nicht abſchlagen. Meine Befangenheit in Betreff des oben erwähnten Gegenſtandes erlaubte mir aber nicht die freie Handhabung meiner Glieder, und zu meinem Entzücken ſtellte mich meine

Tänzerin nach einigen fruchtlosen Bemühungen auf die Seite und erklärte, „sie bringe mich nicht herum.“ Ich dachte meinerseits dasselbe und dankte dem Himmel, als ich wieder auf der Veranda saß. — Auf der Straße standen Hunderte von zerlumpten Eingebornen und bewunderten in elenden Fetzen und vielleicht hungrig die nach außen glänzende Gesellschaft. Diese grellen Kontrastfarben stimmten mich bitter und unzufrieden.

Bei Tische war das blonde, aber hektisch aussehende Töchterlein des deutschen Polizeikommissärs meine Nachbarin. Die Mutter des Kindes ist eine Eingeborne; trotzdem verrät bei ihm nur der gelbe Teint das asiatische Blut und herrscht das deutsche Element vor; es zeigte sich namentlich auch in einem Gefühl, das ich bei dem Kinde der Tropen nie vermutet hätte, einem sehnlichen Heimweh nach Deutschland. Der Vater des Mädchens hatte vor fünf Jahren seine 74jährige Mutter aus Deutschland nach Batavia kommen lassen. Die Großmutter aber, erfüllt von sehnlichem Verlangen nach der frühern Heimat, hatte ihrer Enkelin stets von dem schönen deutschen Vaterlande erzählt und so war die Sehnsucht nach deutscher Erde in das Kindesherz übergegangen. Ich fürchte, das zarte, durchsichtige Wesen mit der matten Stimme, dem trockenen Hüsteln und den fieberglänzenden Augen hat das Land seiner Träume nicht mehr zu sehen bekommen.

Unterdessen wurde es 3 Uhr morgens; noch immer tanzte man unverdrossen weiter; die Damen glühten; die Herren wedelten sich Kühlung zu mit ihren zierlich kleinen, rotgeränderten Sacktüchern. Dem alten Geiger waren zwei Saiten gesprungen, der Klarinettist überschnappte im Ton und der Baß gab nur noch hie und da einen lebensmüden Laut von sich. Der schwalbenbeschwanzte Neger stampfte einen Nationalsolotanz; im Speisezimmer toastirte und applaudirte es wie ein Hagelwetter.

Plötzlich wurde mir die Welt langweilig; ich bat meine Gastfreunde, Herrn und Frau Z., um Urlaub und empfahl mich.

Ein Fuhrwerk brachte mich Geſellſchaftsſatten durch die dunkle Nacht in ¾-ſtündiger Fahrt nach Kebon-Siri, woſelbſt der alte, treue Hausdiener noch Wache hielt und mir ins Bett leuchtete.

Es bleibt mir nun noch übrig, von dem inhaltſchweren, erſten Sonntage zu erzählen, den ich in Batavia verlebte und der deshalb beſonders genußreich und intereſſant für mich war, weil Herr Z. — ſeiner geſchäftlichen Verpflichtungen ledig — mir ſeine ganze Zeit widmete und mich in allen Winkeln und Ecken der merkwürdigen Stadt herumführte. — Nachher ſchnüren wir unſer Bündel, lieber Leſer, und reiſen ins Innere des herrlichen Eilandes Java; dort zeige ich Dir ein wahres Paradies.

VI.

Aromatiſche Ueberraſchung. — Heimatliche Klänge auf fremder Erde. — Krakatau-Kataſtrophe. — Elend in Bantam. — In der Altſtadt Batavia. — Chineſiſcher Leichenzug. — Ceremoniell in Trauerhäuſern. — Barbier auf der Straße. — Rieſenſchildkröte. — Chineſiſches Déjeûner. — Trödelkrambuden. — Glückliche Acquiſition. — Opferſtätte.

Das Erwachen am Morgen nach der ſchweißtriefenden Abendgeſellſchaft war nicht gerade ein freundliches. Die Verpflichtung zu tanzen hatte ſich im Traume fortgeſetzt; aber wenn ich meine Gebeine in Bewegung ſetzen wollte, ſtolperte ich über ein Hinderniß; das Hinderniß war meine Tänzerin ſelber, und ſo oft ich zum Bewußtſein kam, umfaßten meine Hände krampfhaft die roßhaarene holländiſche Knierolle, welche der ſchlafenden Phantaſie als Balldame imponirt hatte. Als ich erwachte, war ich todmüde und ein dünnes, aber beharrliches Kopfweh lagerte — gleich einem Nebel — auf den Wipfeln meines Haupthaares. Zu

meinem Erſtaunen wurde am Moskitonetze meines Bettes durch eine unſichtbare Gewalt lebhaft gezupft und geriſſen. Ich vermutete meine Freundin, die junge Hauskatze, am Boden und wollte dem Spiele des niedlichen Tieres zuſehen; da ſtieg ein infernaliſcher Duft in meine arme Naſe. Ein halbverwestes Eichhorn, ein Bruchſtück unſerer vorgeſtrigen Jagdbeute, lag neben dem Bette und diente der Katze als Spielzeug. Es brauchte einige Mühe, dem Tiger en miniature das Aas zu entreißen; ſchließlich baumelte es aber an der Spitze eines langen Bambusſtockes und flog in ſteiler Kurve zum Fenſter hinaus, — aber acht Tage lang genügten weder Jodoform noch Carbol, die aromatiſche Erinnerung an das Eichhorn auszulöſchen.

Während ich nach dieſer erſten Sonntagsarbeit eine Cigarette rauchend auf dem Divan lag — vom Bette hatte ich vollſtändig genug — tönten mir aus dem benachbarten Salon die Harmonien des Zwyſſigſchen Schweizerpſalms „Trittſt im Morgenrot daher“ entgegen. Wie die zum Herzen draugen! Fern von der Heimat würdigt man am allerbeſten die wahren, ſchönen, echten Vaterlandslieder und fühlt ihre Seele heraus. Zwyſſigs innig begeiſtertes Lied und das Gottfried Keller-Baumgartnerſche „O mein Heimatland“ haben mich denn auch nie mehr gepackt als in der Fremde. Die Klänge entſprangen einem Klavier und davor ſaß — im Nachtkoſtüm — mein freundlicher Gaſtwirt Herr Z., der im Verlaufe des Sonntagsmorgens noch manche Schweizerweiſe aus dem Gedächtnis reproduzirte und mir dadurch — wie bei manch anderer Gelegenheit — zeigte, daß die Heimat in ſeinem Herzen noch immer einen bevorzugten Platz einnimmt.

Nach dem Frühſtück fuhren wir tatendurſtig von Kebon-Siri weg und beſuchten erſt einige der ſchönen Privathäuſer, die im Beſitze des Herrn Z. und an einige holländiſche Familien ausgemietet ſind. Das eine davon iſt mit viel Luxus erſtellt und

zeigt verſchwenderiſche Verwendung von Marmor als Baumaterial. Wohl verzinst ſich eine derartige Kapitalanlage ausgezeichnet; aber dem Beſitzer kann oftmals angſt und bange werden, wenn der vulkaniſche Boden Javas zu beben oder einer der vielen rieſigen Bergſchlöte zu ſpeien anfängt. Denn eine Häuſerverſicherung gegen Erdbeben gibt es nicht. Als ich in Batavia weilte, waren die dortigen Einwohner noch in gelinder Aufregung; es hatte einige Wochen zuvor die Sonne plötzlich ſich verfinſtert; der Tag war zur halben Nacht geworden und aus unbeſtimmter Himmelsrichtung dröhnte und donnerte es wie eine Kanonade. Drei Tage lang dauerte das unheimliche und unerklärte Naturſchauſpiel; die Häuſer zitterten und ihre Beſitzer dazu. Alle die alten Vulkane, Gedeh, Salak u. ſ. w., wurden nachgeſehen, aber ruhig befunden. Endlich kam ein engliſcher Segler von der Sundaſtraße her gefahren und meldete, das Meer ſei dort über und über mit grauer Aſche bedeckt und der Krakatau, eine vulkaniſche Berginſel, die ſeit hundert Jahren als ausgebrannt und tot betrachtet wurde, befinde ſich in voller Eruption. Nachher beruhigte ſich der Störefried wieder, aber nur um neue Kräfte zu ſammeln für eine Kataſtrophe, wie ſie die Welt noch kaum je geſehen hat und die Schrecken und Elend über die Südweſtküſte von Java brachte. Die gewaltige Revolution fand ſtatt bald nachdem ich Batavia verlaſſen hatte, während ich in China weilte. Bei der Ueberfahrt nach Japan wurde uns während drei Tagen das eigentümliche Schauſpiel, daß die Sonne als mattgelbe, glanzloſe Scheibe am Horizonte auf- und niederging. Der ganze Himmel, namentlich intenſiv aber der morgendliche und abendliche Horizont, zeigte eine merkwürdige, blendend gelbe Färbung, die einige Monate ſpäter in Europa überall und in gleicher Weiſe zu ſehen war und über deren Erklärung die Gelehrten ſich dort die Köpfe zerbrochen haben. Man konnte ſelbſt mittags, ohne geblendet zu werden, direkt in die Sonne ſchauen; die Sonnenflecke ließen ſich mit

einem gewöhnlichen Feldstecher ganz deutlich beobachten.* Das eigentümliche Kolorit gab der Meerwelt ein ganz unheimliches Gepräge und das Unbehagen und die Angst der Bewohner unseres vom Sturme hin- und hergeworfenen Fahrzeuges wurde noch vermehrt, da der Kapitän — auf den bei solchen Gelegenheiten zur See aller Augen gerichtet sind — durchaus keine Auskunft zu geben wußte und selber etwas ängstlich schien.

In Japan angekommen, trafen wir auch dort ziemliche Bestürzung. Die Japaner meinten in ihrer naiven Auffassungsweise, „die Sonne sei krank", und waren zahlreicher als sonst in den Tempeln, um drohendes Unheil durch Gebet abzuwenden. Erst in Yokohama erhielten wir durch den Telegraph die Kunde von den schrecklichen Vorgängen in der Sundastraße und es wurde außer Zweifel erachtet, daß die eigentümlichen Lichteffekte und die Verfinsterung der Sonne die Folgen gewesen seien von der in den obern Luftschichten schwebenden Asche des Krakatau, welche der zur Zeit herrschende Südwestmonsun in der Richtung nach Japan vorwärts getrieben hatte. — Als ich einige Monate später die nämlichen Farben am Horizonte wieder glühen sah, lag der Gedanke nahe, für die nämliche Erscheinung den nämlichen Ursprung anzunehmen, und die Erscheinung ist denn ja auch von einigen Gelehrten so gedeutet worden.

Ueber die gräßlichen Zerstörungen, welche die entfesselten Elemente in der Sundastraße anrichteten, ist in den Tagesblättern aller Länder einläßlich berichtet worden. Das arme Bantam! Zwei Jahre zuvor hatte in dieser Provinz die Rinderpest geherrscht und Hunderttausende jener nützlichen Tiere, der zahmen Büffel, ohne welche keine Reiskultur möglich ist, deren Verminderung also immer auch Hungersnot bedeutet, mußten

* Bei dieser Gelegenheit lief mein eidgenössischer Ordonnanzfeldstecher einem Instrumente fabelhafter Größe, das ein chilenischer Reisender aus London mitgebracht und dort mit 450 Fr. bezahlt hatte, den Rang ab.

getötet werden. Dieſe Kalamität zog eine andere, ſchwerere nach ſich. Da die Rieſenleiber der toten Büffel oft zu 200 und mehr in ein Maſſengrab zuſammengeworfen und nicht immer ſorgfältig zugedeckt wurden, gebar die verpeſtete Atmoſphäre bösartige Fieber, welche im Verein mit Hunger und Elend an die hunderttauſend Einwohner von Bantam töteten. Und kaum ein Jahr ſpäter kommt die Krakatau-Kataſtrophe, welche in ihren Folgen nicht weniger gräßlich iſt als die früheren!

In der Altſtadt Batavia angelangt, verabſchiedeten wir unſern Wagen und gingen zu Fuß weiter. Es wäre auch anders nicht möglich, durch die engen Gaſſen in den Quartieren der Chineſen und Eingebornen durchzukommen; oft genug ſtellen ſich ſogar dem Fußgänger noch Hinderniſſe entgegen, die ihn zwingen, ſeitwärts in die Krämerbuden oder die offen ſtehenden elenden Wohnungen auszuweichen und eine Naſe voll unbeſchreiblicher Gerüche mit fortzunehmen, ſei es, weil ein Laſtträger die ganze Breite des ſchmutzigen und ſchmalen Weges beanſprucht, oder daß ein Leichenzug — eine ſehr häufige Begegnung — die Schritte des Paſſanten aufhält. Wir kreuzten denn auch die Transporte mehrerer Leichen von Chineſen wie von Eingebornen. Ohne alles und jedes Geleit wird der javaniſche Tote auf einer Bahre, nur mit einem bunten Tuche bedeckt, durch vier Inländer in ſcharfem, faſt trabendem Gange vorwärts getragen; niemand kümmert ſich um die Träger mit ihrer Laſt, die kein größeres Aufſehen erregt als ein transportirter Tuchballen oder ein Sack Kaffee.

Ganz anders ſieht ein chineſiſches Leichenbegängnis aus. Der Leichnam liegt — ſorgfältig einbalſamirt — in einem einfach geſchnitzten Sarge, gewöhnlich einem ausgehöhlten und geplätteten Baumſtamm. Auf einer oft ungeheuer großen und faſt haushohen Bahre, die mit weißen Tüchern behangen iſt, wird er auf den Schultern von 30 bis 40 Chineſen vorwärts getragen, begleitet durch einen langen Zug von Angehörigen und Verwandten,

in deren Kleidung die weiße Farbe (bekanntlich die Farbe der Trauer bei den Chineſen) vorherrſcht. Vor dem Sarge her gehen phantaſtiſch gekleidete, bis über die Ohren vermummte Klageweiber, die ausſehen wie wandelnde Kleiderſtänder. An der Spitze des Zuges wird an mächtig langer Stange eine koloſſale Papierpuppe vorausgetragen, welche zur Abwehr der böſen Geiſter dienen ſoll; eine Unmaſſe kleiner, an Stöcken befeſtigter Figuren aus buntem Papier ſtellt das Korps der Diener für den Verſtorbenen vor. Die ganze leichte Geſellſchaft wird am Grabe verbrannt, d. h. nach der Vorſtellung der Chineſen mit dem Toten ins Jenſeits befördert. Unterwegs zur Leichenſtätte werden von allen Begleitern zahlreiche Opfer gebracht; es knallt mannigfaches Feuerwerk, und Tauſende von goldenen und roten Papierſchnitzeln fliegen in die Luft und bezeichnen nachher als bunte Saat den Weg, den der Leichenzug zurückgelegt hat. Auch Gegenſtände mannigfachſter Art (Schweine, Fiſche, Früchte ꝛc.) werden in Papier ausgeſchnitten und den Göttern geopfert; der praktiſche und haushälteriſche Chineſe findet, daß ihn die Sache in Papier billiger zu ſtehen kommt, als wenn er ſie in natura zu ſpenden hätte. Materiellere Opfer, Speiſen und Früchte, welche den Göttern etwa angenehm ſein könnten, ſind allerdings auch ausgeſtellt; doch übt der Chineſe die Praxis, dieſelben ſchleunigſt aufzueſſen, nachdem die Götter keinen Appetit hiezu gezeigt haben; denn eßbare Gegenſtände liegen und verderben zu laſſen, geht gegen den Strich auch des frömmſten Zopfträgers.

Ganz beſonders intereſſant war mir ein längerer Beſuch, ein ſtundenlanges Herumflaniren im chineſiſchen Stadtviertel. Das iſt ein Gewirr von eng zuſammengepferchten verfallenen Hütten, von ſchmutzigen und vielfach gewundenen Gäßchen, von Kramläden, Handwerkerbuden, von zerlumpten Kulis, von lärmenden nackten Kindern, ſchmutzigen Weibern, daß einem Hören und Sehen darüber vergeht. Jedes Haus iſt auch ein kleines Waren-

magazin, deſſen Artikel, Früchte, getrocknete Fiſche, Gewürze, alte Gerätſchaften ꝛc., offen gegen die Gaſſe zu daliegen. Dazwiſchen ſchwebt ſchwer und unbeweglich eine Luft, gegen welche die Riechnerven jedes einigermaßen ziviliſirten Menſchen des energiſchſten proteſtiren. Dieſes entſetzliche Gemiſch von Knoblauch, Fiſchgeruch, an der Sonne hängendem und mit Schmeißfliegen bedecktem Schweinefpeck, aashaft zerſetzten Speiſereſten, von allen erdenklichen Auswurfsſtoffen der Häuſer (nein — der Miſthöhlen), welche ihren Weg durch die Gaſſe ſuchen, um ſich ſchließlich einem halbfaulen, ſtagnirenden Waſſer beizumengen, dieſes Duftkonzert alles Ekelhaften, durch das hie und da das penetrante Aroma von Gewürznelken oder atſchineſiſchem Pfeffer einen Augenblick durchdringt, wie die Klarinette aus einem Haufen verſtimmter Blechinſtrumente, wird meine arme Naſe ihrer Lebtag nicht vergeſſen. Da muß man ſich nicht wundern, wenn die Leute wegſterben wie die Fliegen und wenn die Cholera und andere epidemiſche Krankheiten nie aufhören.

Hie und da ſah ich vor einer chineſiſchen Wohnung einen halbverkohlten, noch rauchenden Holzblock liegen. Herr Z. erklärte mir, daß in den betreffenden Häuſern jemand geſtorben ſei. Es herrſcht nämlich bei den Chineſen die Gewohnheit, einen Toten ſo lange im Hauſe zu behalten, bis ein zum Glimmen gebrachtes Stück Holz, ein Baumſtamm, vollſtändig verkohlt iſt. Reiche Leute ziehen dieſen Termin möglichſt in die Länge, bis zu 40 Tagen, und haben für jeden Tag, der über die ſanitätspolizeilich verfügte Zeit von zwei bis dreimal vierundzwanzig Stunden hinausgeht, große Summen an die holländiſche Regierung zu bezahlen. Iſt ein chineſiſches Familienglied geſtorben, ſo wird es ſorgfältig angekleidet, bei den Reichen mit Seide, Gold und Edelſtein förmlich überdeckt und in einen Lehnſtuhl geſetzt. Daneben plazirt man einen Tiſch mit all den Lieblingsgerichten des Verſtorbenen, wobei Reis, Theekrug und Tabakspfeife nicht fehlen dürfen. Niemand

jammert oder klagt und wer ins Haus kommt, muß ſich wohl hüten von einem Toten zu reden, ſondern er hat ſich zu erkundigen, wie es dem Kranken gehe, ob er gut bei Appetit ſei u. ſ. w. Am dritten Tage endlich legt man den hartnäckig die Speiſen verſagenden Geſtorbenen in den Sarg. Dann erſt geht das Wehklagen und Jammern an. Die Außenſeite der Häuſer wird nun — wie ich häufig zu ſehen Gelegenheit hatte — mit weißen Tüchern und kunſtvoll geſchnitzelten Papierlaternen behangen und des Opferns und Feuerwerkerns wird kein Ende. Es iſt überhaupt unglaublich, was die Chineſen darin leiſten: kaum eine einigermaßen wichtige Tätigkeit wird begonnen ohne Piff-paff-puff und Papieropfer; Fiſcher und Schiffer feuerwerkern, um die Waſſergötter günſtig zu ſtimmen; der Reiſende, bevor er ſich auf den Weg macht; der Dieb und Mörder, um des Gelingens ſeiner Anſchläge ſicher zu ſein. Goldpapier und Pulver werden denn auch bei den Chineſen in ungeheurer Quantität gebraucht.

Wir blieben ſtehen bei einem Barbiere, der einem ſeiner Landsleute mit einem ſchartigen und ſchmutzigen Meſſer die nötige Toilette machte. Geſicht und Schädeldach wurden — bis auf die Urſprungsſtelle des Zopfes — kahl raſirt; dann nahm der chineſiſche Coiffeur den Kopf des Klienten zwiſchen ſeine Kniee und reinigte ihm ſorgfältig Naſenlöcher und Ohren vermittelſt metallener Häkchen und Löffelchen, die er wie einen Malerpinſel und nicht ohne Eleganz zu handhaben wußte. Ich warf einen Blick ins tiefſte Innere des noch ungereinigten Chineſenohres; „doch der Menſch verſuche die Götter nicht, und begehre nie und nimmer zu ſchauen, was ſie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.“

Eben wurde ein brüllender Junge hergebracht, der ſich einen Fruchtkern in die Naſe geſchoben hatte. Der Barbier ſteckte ohne Umſtände den kleinen Kopf in den Schraubſtock, d. h. zwiſchen ſeine Kniee, und beförderte das corpus delicti ſehr raſch mit

einer langarmigen Zange ans Tageslicht. Die Operation wurde ihm mit 25 Cents (zirka 60 Rappen) honorirt.

Alle Augenblicke wurden wir in den ſchmalen Gaſſen gepufft, um Platz zu machen; einmal waren es zwei halbnackte, ſchmutzige Kulis, die von weitem ſchon um Paſſage brüllten. Sie kamen im Trabe und unter unaufhörlichem Geſchrei hergerannt und trugen ſchweißtriefend an einem Bambusrohre eine Rieſenſchildkröte auf den Schultern, wie weiland Joſua und Kaleb die Weintraube aus Kanaan. Das Tier war lebend und mit einem durch den fleiſchigen Schwanz gebohrten Stricke am Bambusrohre aufgehängt, ſo daß der Kopf ſenkrecht nach der Erde hing; die klugen Augen betrachteten die Welt von dieſem ungewohnten Standpunkte aus ſehr mißvergnügt. Mit Ausnahme einer braſilianiſchen Rieſenſchildkröte, die anno 1873 über den Ozean ins mittelländiſche Meer ſich verirrte und bei Algier gefangen wurde, habe ich nie ein größeres Tier dieſer Art geſehen. Es maß über fünf Fuß Körperlänge und wog mehrere Zentner. Der Rückenſchild war felſenhart verknöchert, der Bruſtſchild aber knorpelweich. Die Kulis legten das rieſige Tier vor einem Krämerladen zu Boden auf den Rücken, in welcher Lage es hülflos ſich nicht von der Stelle bewegen konnte. Die verzweifelten Anſtrengungen, die es mit dem weit vorgereckten Kopfe machte, um ſich auf die Beine zu ſtellen, blieben erfolglos. Das Tier war in Wut, und als ich ihm ein Bambusrohr vor die Augen hielt, biß es ſich mit ſeinen verhornten und ſcharf zugeſpitzten Kieferknochen (eigentliche Zähne beſitzen die Schildkröten keine) ſo feſt hinein, daß es ſchwer war, den halb durchgebiſſenen Gegenſtand wieder loszukriegen. Die Kulis hatten die ſonſt in den Süßwaſſer führenden Flüſſen Javas lebende Schildkröte ziemlich weit landeinwärts im Sande, wahrſcheinlich beim Geſchäfte des Eierlegens, angetroffen und ſuchten nun den willkommenen Fang zu veräußern. Sie verlangten den beſcheidenen Preis von zwei Gulden, wurden aber

überall nach längerem Feilſchen abgewieſen und trabten mit ihrer Laſt lange Zeit vor uns her, uns immer wieder überholend.

Trotz der unappetitlichen Atmoſphäre, in der wir uns bewegten, fing unſer Magen über Mittag doch zu knurren an und wir traten in ein chineſiſches Reſtaurant, eine dunkle, nach der Straße zu offene Bretterbude, in welcher emſig gekocht, gebraten und gegeſſen wurde. Das brodelte und dampfte und ſchmatzte nach Noten. Der Eßgeruch war recht einladend und ſchreckte uns durchaus nicht zurück, wenn wir uns auch über manches Aroma keine Rechenſchaft abzulegen vermochten. Kaum waren wir abgeſeſſen, ſo erſchien ein „Kellner", d. h. ein nur mit dem Allernotdürftigſten bekleideter Chineſe von appetitſtörender Häßlichkeit, von deſſen gelber Bruſt und Rückenhaut es troff wie Fett. Wir beſtellten Reis mit Sauce und irgend ein Nationalgericht aus gehackter Schweinsleber und eine Art Käſe, dann Geflügel und Früchte. Für den Durſt ſtellte man uns zwei Flaſchen kuhwarmen deutſchen Exportbieres hin. Meine Verdauungswerkzeuge machten erſt abwehrende Bewegungen; aber von der fabelhaften Gefräßigkeit der herumſitzenden Chineſen fiel ſchließlich auch ein Fünklein auf meine Seite und ich vertilgte meine Portion zur Zufriedenheit meines Begleiters, und wo der Gout mir etwas zweifelhaft ſchien, ließ ich von der warmen Bierbrühe nachſtrömen, die doch wenigſtens nach Hopfen und Malz ſchmeckte. Zu bezahlen hatten wir überraſchend wenig; ich hatte das Fünffache erwartet. Gehoben durch dieſe billige chineſiſche Stärkung ſetzten wir unſere Wanderung fort.

Die meiſten der zahlloſen Trödelkrambuden im chineſiſchen Kampong ſind wahre Rumpelkammern und enthalten auf engen Raum zuſammengeſchränkt alles Mögliche und Unmögliche: Eßwaren, Getränke aller Art, neue und getragene Kleidungsſtücke, Rauchrequiſiten, Porzellanſachen, alte, verroſtete Waffen. Was die Europäer als Abgang wegwerfen, paradirt oftmals noch als „Prachtſtück" auf dem Auslegebrett eines ſolchen Verkaufsladens.

Die Verkäufer benahmen ſich, ſobald wir Miene machten, ihre Herrlichkeiten eines längern Blickes zu würdigen, äußerſt untertänig und zuvorkommend. Verlangten wir einen Gegenſtand, der nicht auf Lager war, ſo bat der betreffende Chineſe um einen Augenblick Geduld, rannte zu einem Nachbar und kehrte raſch mit dem Gewünſchten zurück. — Was verkauft wurde, notirte er ſofort auf. Das chineſiſche Schreibmaterial beſteht in einem fein zugeſpitzten Pinſel aus Fuchshaaren und Schilf und einer oft nett verzierten Reibſchale, in welcher Tuſche immer friſch angerieben wird. Der Pinſel wird ſenkrecht zum Papier geführt; der Chineſe ſchreibt von rechts nach links und fängt die Seite unten an, unten rechts, nicht, wie wir, oben links. Dieſer ſtrikte Gegenſatz zu unſern Gewohnheiten zeigt ſich auch bei manch anderer Gelegenheit: der Chineſe nickt mit dem Kopfe als Zeichen der Verneinung und ſchüttelt denſelben, um zu bejahen; er winkt mit der Hand, wenn er abweiſen will, und macht die entgegengeſetzte Handbewegung, um zum Nähertreten einzuladen; die Magnetnadel — die in China ſchon im Jahre 121 n. Chr. entdeckt war — weist für ihn nach Süden, nicht nach Norden u. ſ. f.

In einem größern Verkaufslokale zeigte man uns u. a. ein Glasgefäß, enthaltend Rhinozeroshörner. Es waren zirka zehn Stück jener für das Nashorn charakteriſtiſchen hornigen Auswüchſe zwiſchen Stirn und Naſe, welche einen Wert von 1000 Gulden repräſentirten. Der an und für ſich wertloſe, aus Hornſubſtanz beſtehende Körper, der höchſtens die Größe einer Fauſt erreicht, wird von den Chineſen deshalb ſo geſchätzt und ſo übermäßig bezahlt (100 bis 200 Gulden per Stück), weil ſie darin das kräftigſte Gegenmittel gegen alle Gifte vorhanden glauben. Das Horn wird geſchabt und das Geſchabſel als Gegengift genoſſen. Reiche Chineſen laſſen ſich beſonders große Exemplare auch ausdrechſeln zu der Form eines Bechers und benützen denſelben für Speiſen und Getränke, welche ihnen giftverdächtig

erſcheinen. Die Beimengung von Gift ſoll beim Eingießen der zu unterſuchenden Flüſſigkeit in den Nashornbecher eine ſichtbare Verfärbung bewirken und jedes Gift durch dieſe Berührung unſchädlich gemacht werden. — Was Wahres daran iſt, konnte ich nicht ermitteln; doch wird — wie ich im Innern Javas von ſeiten eines Arztes hörte — geſchabtes Horn vom Rhinozeros, mit Speichel zu einem Brei angerührt, gegen giftige Schlangenbiſſe mit Erfolg angewendet.

Als ich im Vorbeiweg einen Blick in eine chineſiſche Schmiede warf, ſah ich — vom Widerſchein der Eſſe grell beleuchtet — eine prachtvolle Fächerkoralle mit einem Stück ihres Mutterbodens auf einem vorſtehenden Steine an der Wand aufgeſtellt. Sie mußte ſchon ſeit Jahren dort ſtehen, denn der Ruß lag linienbick auf dem ſchönen Gebilde des Meeres. — Der nackte Schmied lachte mich aus, als ich Luſt zeigte, das Ding, das für ihn ſo gar keinen Wert hatte und zudem unbequem groß war (es maß wohl fünf Fuß im Breiten-Durchmeſſer) mitzunehmen. Schließlich verlangte er aber doch zwei holländiſche Gulden dafür, die ich gerne bezahlte. Begleitet von dem mitleidigen Lächeln des Verkäufers und angeglotzt von jedermann trug ich das ſchöne Stück durch die Straßen nach einem ſichern Orte und wurde dabei an Händen, Geſicht und Kleidern ſchwarz wie ein Kaminfeger, ſo daß ich am Ende meinen Fang teuer genug erkauft hatte.

Mein Abſteigequartier, in dem ich die jeweils eingehandelten Gegenſtände in Sicherheit brachte, bildete die in der Nähe des chineſiſchen Kampongs gelegene Filiale der holländiſchen Staatsapotheke zu Batavia. Im Chef derſelben, Herrn V. aus Friesland, einem intimen Freunde von Herrn Z., lernte ich einen der liebenswürdigſten Männer kennen, denen ich auf meiner Reiſe begegnet bin. Ihm verdanke ich außer zahlloſen kleinen und großen Aufmerkſamkeiten und Gefälligkeiten namentlich auch wichtige Aufſchlüſſe über die holländiſche Herrſchaft in Indien,

ſpeziell auf Java. Herr V. iſt einer von den wenigen Holländern in Batavia, welche die Schattenſeiten und die Krebsſchäden des Koloniſationsverfahrens ihrer Nation einſehen und die im Beamtenheere eingeriſſene Korruption ſchonungslos an den Pranger ſtellen. Ein kleines Beiſpiel für die Art und Weiſe, wie der Fiskus (d. h. alſo indirekt die armen Eingebornen) von Hoch und Niedrig beſtohlen und betrogen wird, erfuhr ich innerhalb der genannten Apotheke ſelbſt: Ein monatlich mit 800 Gulden beſoldeter Arzt, Direktor des Stadtverbandhoſpitales, hat als ſolcher die Verpflichtung, alle in Batavia lebenden Staatsangeſtellten, welche weniger als 150 Gulden Monatslohn haben, unentgeltlich zu behandeln. Natürlich werden aber die dazu erforderlichen Medikamente extra bezahlt, d. h. von der Staatsapotheke gratis geliefert. In der Praxis macht ſich nun die Sache ſo: Der vom Staate mit jährlich faſt 10,000 Gulden honorirte Arzt geht ſeiner Privatpraxis nach. Wer ſich krank fühlt (und zu denjenigen gehört, welche auf unentgeltliche Behandlung Anſpruch haben), ſchreibt an die Staatsapotheke einen Brief, nennt ſeine Beſchwerden und verlangt Medikamente, eventuell auch ärztlichen Beſuch. Der Apotheker öffnet die Briefe — deren im Tage oft hundert ſind — und befriedigt die Petenten größtenteils von ſich aus. Auf dieſe Weiſe iſt ein großartiger Mißbrauch eingeriſſen: Die kleinern Beamten verlangen und erhalten Tag für Tag die verſchiedenſten Medikamente und Luxusgegenſtände: Eau de Cologne, Seifen ꝛc., und ſchaffen ſich auf dieſe Weiſe eine gut beſetzte Hausapotheke, die ſie zu Geld machen, indem ſie ihren Inhalt an Eingeborne und Nicht-Medizinberechtigte verkaufen. Tauſende von Gulden werden auf dieſe Weiſe monatlich dem Staate geſtohlen, und wie viele andere Betrügereien wird auch dieſe geduldet und iſt durch den langjährigen Uſus zur ſelbſtverſtändlichen Regel geworden. Eine einzige Frau, die, wie mir Apotheker V. ſagte, Simulantin iſt, koſtet die Regierung auf

dieſe Weiſe jährlich 700 Gulden, ohne daß je ein Arzt zur Kontrole ſie beſuchen würde.

Es intereſſirte mich, auch eine chineſiſche Apotheke zu ſehen; Herr V. führte uns perſönlich hin und ich bewunderte die Exaktität und Gewandtheit, mit der die bezopften Apotheker ihre Wurzeln und Kräuter ſchneiden, alles von Hand, wie vor 2000 Jahren. Ein eben einlaufendes Rezept eines chineſiſchen Arztes war wohl zwei Fuß lang und verordnete ein Gemiſch von wenigſtens zwanzigerlei verſchiedenen Droguen. Das muß ja geholfen haben! Wie alle chineſiſchen Händler rechnete auch der Apotheker jede Kleinigkeit mit Hülfe des ſogenannten Suanpuan, der Rechentafel. Dieſes Inſtrument wird ſeit hiſtoriſchen Zeiten in ganz China gebraucht und gehört zu den unentbehrlichſten Schulgegenſtänden des chineſiſchen Schuljungen, wie bei uns Griffel und Schiefertafel. — Die Kunſt des Kopfrechnens wird gar nicht geübt, und auch der gewandte Geſchäftsmann traut ſich die kleinſte arithmetiſche Aufgabe, die elementarſte Rechenoperation nicht zu ohne Rechentafel. Dieſelbe beſteht aus einem viereckigen Rahmen; innerhalb desſelben iſt eine Reihe paralleler Drähte angebracht, an welchen verſchiebbare Kugeln ſtecken. Jede Kugel des erſten Drahtes bedeutet beiſpielsweiſe eine Einheit, jede des zweiten zehn u. ſ. w. Die kleinſte wie die größte Rechnungsaufgabe löst der Chineſe durch ein raſches Spiel ſeiner Finger auf dieſer Rechenmaſchine, und in größern Geſchäften, wo viele Verkäufer ſind, hört man beſtändig das Klappern der hin- und hergeſchobenen Kugeln.

Schachmatt infolge der Hitze und halbkrank durch die Einwirkung der vielen Düfte von Chineſiſch-Batavia lag ich nachher wieder auf einer Chaise longue der heißatmoſphärigen Staatsapotheke und betrachtete im Schweiße meines Angeſichts einen javaniſchen Lehrburſchen, der hinter dem Rezeptirtiſche unverdroſſen ſeit dem frühen Morgen Pillen drehte und ſie nachher mit Schaum-

gold oder -Silber vergoldete und verſilberte, denn nur in dieſer Form findet das Medikament aus europäiſchen Apotheken Gnade bei den Chineſen und Malayo-Javanern.

Ein Fläſchchen Veuve-Clicquot, durch Eis gekühlt und vom liebenswürdigen Apotheker V. kredenzt, brachte neues Leben und friſchen Mut in unſere hinfälligen Hüllen und es vergingen noch mehrere Stunden eifrigen Herumrennens und Beſchauens, bevor wir „zu Muttern“ nach Kebon-Siri zurückkehrten.

Der Fiſchmarkt gewährte einen beſonders intereſſanten Anblick; Tauſende der eben friſch dem Meere entnommenen Bewohner, Rieſen und Zwerge, zum Teil noch zuckend und nach Luft ſchnappend, lagen in großen Haufen auf dem Boden der Verkaufshallen beiſammen; kaum fanden unſere Füße Platz, um aufzutreten. Der gefräßige Hai war in allen Größen vorhanden und konnte mit Gemütsruhe aus der Nähe betrachtet werden; Mund- und Rachenhöhle ſind von entſetzlicher Geräumigkeit und mit dolchähnlichen, ſpitzen Zähnen bewaffnet. — Eine ekelhafte Geſellſchaft bilden die Kopffüßler mit ihren ſchleimig gallertigen Leibern und ihren mit Saugnäpfen bedeckten Fangarmen, die auch bei den ihrem Elemente entnommenen Tieren noch ſtundenlang in ſteter langſam taſtender Bewegung begriffen ſind und oft eine rieſenmäßige Größe erreichen. Ein im britiſchen Muſeum aufbewahrter Kephalopodenarm iſt 30 Fuß lang; ein ſo bewaffnetes Meerungetüm wäre wohl mit Leichtigkeit im ſtande, einen Menſchen in ſeine Arme zu ſchließen und — zu verdauen. — Geſtank und Lärm eines Fiſchmarktes ſind in der ganzen Welt dieſelben, in Batavia wie in Marſeille und Hamburg; keifende Fiſchweiber fehlen auch nirgends. Jeder Gedanke, der über Fiſchthran hinausgeht, iſt in ſolcher Atmoſphäre unmöglich; deshalb marſchirten wir nach kurzem Aufenthalt gerne wieder weiter. Unſer Weg kreuzte die impoſanten Brandruinen des kurz zuvor eingeäſcherten Marinedepots ſamt zugehörigen Archiven. Hunderte

von Zentnern halb verkohlter Manuskripte und Folianten, die seit Beginn der holländischen Herrschaft in Indien dort aufbewahrt worden waren, lagen zwischen angebrannten Balken, Mauerschutt und demolirten Positionsgeschützen. Der Brand war — wie man vermutete — entstanden durch die Zündholzschachtel eines „ehrlichen" Beamten hohen Ranges, der Interesse daran hatte, das Archiv zerstört zu wissen.

Unweit von dem nördlichen Eingangstore in die alte Stadt liegt auf einem großen, aber ganz vernachlässigten freien Platze, von Unkraut halb überwuchert, ein mächtiger Kanonenlauf; die Eingebornen erzählen sich darauf bezüglich die Sage, daß noch ein zweiter, ganz gleicher Lauf irgendwo in der Insel verborgen sei; sobald die beiden Zwillinge auf diese oder jene Weise zusammen kommen, werde die Stunde der Erlösung vom Joche der Holländer schlagen.

Fast immer genießt man an genannter Stätte das eigentümliche Schauspiel opfernder und betender Frauen; Räucherkerzen brennen, Papierfiguren werden an Holzstäben in die Erde gesteckt u. s. w. Doch sind es nicht etwa patriotische Gefühle, welche die kleinen Opfer entzünden, sondern meistens ganz private, diskrete Begehren, die den Göttern auf diese Weise sehr eindringlich vorgebracht werden.

Gegen sechs Uhr fuhren wir — ermüdet von der heißen Tagesarbeit — auf einer zweirädrigen Karre nach Hause und wurden dort von der guten Hausfrau mit vorwurfsvollem Gesichte empfangen. Hatte sie uns doch über Mittag vergeblich zu Tische erwartet und eine kulinarische Herrlichkeit, einen Triumph ihrer Kochkunst, der uns als Ueberraschung zugedacht war, allein verzehren müssen.

VII.

Zwei nationale Gifte der Chineſen. — Opiumſucht und Alkoholismus. — Das Opium holländiſches Staatsmonopol. — Marktplatz bei Nacht. — Javaniſche Theatervorſtellung. — Spielplätze der Chineſen. — Opiumbuden.

Nach dem Eſſen machten wir uns nochmals auf die Strümpfe und beſuchten die weiter landeinwärts gelegenen Quartiere der Eingebornen und Chineſen Batavias, vor allem, um zwei Schandflecke der europäiſch-oſtaſiatiſchen Ziviliſation, die Spielhöllen und die Opiumbuden, zu ſehen. Spieltiſch und Opiumpfeife ſind die zwei nationalen Gifte, welche am Mark des chineſiſchen Reiches nagen, und die Chineſen im Auslande huldigen den beiden Laſtern noch weit mehr und ungezügelter, als ſie dies in der Heimat tun können, wo die Regierung bemüht iſt, denſelben mit ſtrengen Maßregeln — Verbot des Mohnpflanzens, koloſſale Einfuhrzölle auf indiſchem Opium ꝛc. — entgegenzutreten. Die ziviliſirten Völker aber, England wie Holland, ſehen ſchmunzelnd zu, wie die beiden Uebel Land und Leute ruiniren; fließen doch dabei immenſe Summen in ihren Geldbeutel.

Spielplätze und Opium ſind auf Java Monopol der holländiſchen Regierung und werden Jahr für Jahr um große Summen an einzelne Chineſen verpachtet. Derjenige, der das alleinige Recht hat, Spielplätze zu eröffnen und zu halten, bezahlt für die Stadt Batavia allein 200,000 Gulden per Jahr; für ganz Java macht dies Millionen aus. Bedenkt man aber, daß weitere Millionen den Pächtern als Gewinn zufallen, ſo iſt einleuchtend, welcher materielle Schaden dadurch der chineſiſchen Bevölkerung* erwächst,

* Den Eingebornen Javas iſt das Spiel auf dieſen Plätzen verboten; doch helfen ſie ſich über dieſes Geſetz hinweg, indem ſie Chineſen ihr Geld zuſtecken und dieſelben beauftragen, für ſie und ihr Intereſſe zu ſpielen.

ganz abgesehen von der daraus resultirenden moralischen Verderbnis. — Noch verderblicher in seinen Wirkungen ist das sehr verbreitete Laster des Opiumrauchens. Was der Branntwein für unsere Schnapsgegenden, das ist in höherer Potenz das Opium für die Chinesen. Der Reiche raucht das teuerste indische Präparat, das im Verbrennen einen wirklichen Wohlgeruch verbreitet; der mäßig Bemittelte begnügt sich mit einer geringen Sorte, kann es aber immerhin noch auf 6 bis 8 Gulden per Tag bringen, und der Kuli verraucht seinen letzten Heller in den Abfällen von den Pfeifen der Reichen und den billigsten, aber auch schädlichsten, ungereinigten Präparaten. Die Wirkung ist überall dieselbe: Schließlicher Zerfall der körperlichen Kräfte und zunehmende geistige Stumpfheit; Unvermögen, etwas zu tun oder zu denken, ohne vorherige Erregung des Nervensystems durch einige Dosen Opium — ganz wie bei unsern Alkoholikern. Alkoholismus und Opiumsucht sind überhaupt zwei vollständige Parallelerscheinungen; ein ganz objektiver Beurteiler könnte vielleicht im Zweifel sein, welches Uebel er als das größere zu betrachten habe; einem von der europäischen Zivilisation unbeleckten Chinesen mag es sogar viel unbegreiflicher, lasterhafter und gesundheitsgefährlicher vorkommen, jeden Abend bis in die späte Nacht mit dampfender Cigarre im dumpfigen Lokale zu verweilen, Glas um Glas jener Flüssigkeiten, genannt Wein oder Bier, durch die Gurgel laufen zu lassen und schließlich noch einige Schnäpse darauf zu setzen, als die für ihn heimische und verständliche Sitte des Opiumrauchens. Ich für meine Person muß aber gestehen, daß mir die Folgen der Opiumpfeife in so widerlicher und trauriger Form zu Gesichte traten, daß ich nur mit Grauen daran denke, und ich kann mich immer noch eher mit einem Studentenbrand oder einem Jubiläumsfähnchen versöhnen als mit der miserablen Erscheinung eines Opiumrausches.

Lange, bevor man in China das Opium kannte, wurde es

in Vorder-Asien als Arznei- und Genußmittel verwendet; namentlich huldigten der Gewohnheit des Opiumgenusses auch die islamitischen Völker und verbreiteten diese Unsitte weiter nach Osten. Es ist ganz gut möglich, daß die Mohammedaner hauptsächlich durch den Gebrauch des Opiums in jenen rauschähnlichen Fanatismus gerieten, der sie mit Mut und Todesverachtung das Schwert führen ließ. Erst im 17. Jahrhundert lehrten Araber die Anwendung des Opiums in China und zwar diente es dort anfänglich nur als Arzneimittel zur Betäubung der Schmerzen, bis gegen Ende des Jahrhunderts das Opiumrauchen trotz vieler Verbote seitens der Regierung sich zu verbreiten begann. Damals wurden jährlich etwa 14,000 Kilogramm in China eingeführt; jetzt beträgt die Einfuhr durch die englische Krone allein (welche die Opiumkultur in Indien als Monopol hat) über sechs Millionen Kilo per Jahr.

In den holländischen Kolonien ist der Verkauf des Opiums Staatsmonopol und es stellt sich aus einleuchtenden Gründen der Preis für das an und für sich teure Mittel sehr hoch. Die holländische Regierung bezog in den Jahren 1874 bis 1878 für 68 Millionen Gulden Opium aus Bengalen und hat mindestens das Dreifache dafür eingenommen. Es sind einzelne reiche Chinesen, welche der Regierung gegenüber die Käufer bilden und sich von ihr außerdem noch um horrende Summen das alleinige Recht des Wiederverkaufes für abgegrenzte Distrikte erwerben. Der monatliche Pachtzins für dieses Recht in der Residenzschaft Batavia beträgt beispielsweise 300,000 Gulden. Diese Aufschlüsse erhielt ich von einem holländischen Marine-Offizier, mit dem ich im Innern Javas einige Zeit zusammen war; er hatte zwei Jahre lang auf einer jener Fregatten gedient, die zur Verhütung des Opiumschmuggels in der javanischen See kreuzen und auf die chinesischen Segelboote fahnden, welche — mit Opium befrachtet — von Indien oder China herkommen und an unbewachtem Landungs-

platze ihre kostbare Ladung zu löschen suchen. Die Mannschaft dieser holländischen Kreuzer erhält große Prämien, so oft es gelingt, ein Schmugglerschiff aufzugreifen (der Kapitän 3000 Gulden, Steuermann und Offiziere je 800 Gulden, jeder Matrose 100 Gulden).

Unser nächtlicher Spaziergang führte uns erst auf einen großen, freien Marktplatz, auf welchem Hunderte von malayischen und chinesischen Verkäufern Früchte und andere Eßwaren feilboten. Andere kochten in fahrenden Garküchen oder schenkten Eiswasser und Fruchtsäfte aus. Dazwischen flottirte eine bunte Menschenmenge hin und her. Es war ein Gewimmel, wie in einem Ameisenhaufen. Jeder Verkäufer beleuchtete seine auf dem Boden oder auf einem kleinen Tische ausgebreiteten Herrlichkeiten mit einer höchst originellen, einfachen, aber keineswegs feuersichern Lichtquelle, bestehend aus einem mit Petroleum gefüllten Medizin- oder Eau-de-Cologne-Fläschchen, aus dessen engem Halse als brennender Docht ein Stück Holzmark oder Kokosnußfaser heraushing. Die feilgebotenen Früchte waren zum Teil ganz unreif und nachdem ich eine Viertelstunde mit angesehen, in welchen Quantitäten und wie gierig dieselben von den Eingebornen verzehrt und mit Eiswasser heruntergespült werden, begriff ich, daß Cholera und Dysenterie daselbst einen günstigen Boden finden und gar nie aufhören.

In der Nähe des Marktes war auf einem kleinern freien Platze eine javanische Theatervorstellung zu sehen. Vor der mit Bambuszweigen überdachten Bühne hockten in regelmäßigen Reihen etwa hundert Chinesen und Malayen auf dem Pflaster; man räumte uns Europäern sehr zuvorkommend die besten Plätze ein; ein Chinese lief sogar weg und holte zwei Teppiche, um uns das Sitzen bequemer zu machen.

Aus der Theatervorstellung wurde ich nicht klug; es trieben einige halbnackte Schauspieler mit scheußlichen Masken auf der

kleinen Bühne ihr Unweſen; der eine davon zeichnete ſich durch eine mindeſtens acht Zoll lange Pappdeckelnaſe aus, welche er mitten im Spiel ungenirt abhob, ſo oft er ſeine richtige Naſe zu ſchneuzen oder ſonſt etwas mit ihr zu tun hatte. Eine kleine, niedliche Tänzerin mit hoher Blumenkrone füllte, begleitet von einigen Mitleid erweckenden Muſikanten, mit Geſang und Tanz die Zwiſchenakte aus. Das Theaterſtück war — ſeinen Wirkungen auf die Zuhörer nach zu urteilen — ein äußerſt komiſches. Dem dicken Chineſen zu meiner Rechten wackelte die ganze Zeit vor Lachen und Vergnügen der Bauch wie ein Gelatine-Pudding und aus den roten Triefaugen floſſen fröhliche Zähren über ſein Vollmondsangeſicht.

Einige hundert Schritte weiter führten uns auf die Spielplätze der Chineſen. Teils im Freien, teils unter gedeckten Veranden ſaßen die Spieler gruppenweiſe um bambusgeflochtene Teppiche herum; im Zentrum jedes Teppichs hockte ein Bankhalter, welcher das Spiel leitete und zwar mit der Gewandtheit eines Croupiers von Monaco. Die Einſätze wurden auf das Bambusgeflecht gelegt, meiſt in Silber; der Banquier nahm aus einem Gefäß eine Hand voll Bohnen, ſchüttete ſie auf den Boden und teilte ſie zu vieren ab; je nachdem ſchließlich eine oder zwei oder drei Bohnen übrig blieben, hatten die verſchiedenen Einſätze gewonnen oder verloren, wurden vom Bankhalter eingezogen oder verdoppelt und verdreifacht zurückgegeben. An andern Plätzen entſchieden drei Würfel über Gewinnen oder Verlieren. Ueberall aber ging das Spiel fabelhaft raſch und es wurden in kürzeſter Zeit große Summen umgeſetzt. Die Spieler zeigten mit keiner Miene ihre innerliche Aufregung und auch der gemeine Kuli ſetzte ſcheinbar gleichgültig einige Silbergulden, vielleicht ſein ganzes Vermögen, auf den Spielteppich. Kaum hatten wir einige Minuten zugeſehen, ſo erſchien barfuß ein eingeborner, aber holländiſch uniformirter Poliziſt und wies uns fort; Europäern

wie Javanern iſt nämlich der Zutritt zu den Spielplätzen verboten. Herr Z. und etwas klingende Münze beſänftigten aber den geſetzeseifrigen Wächter und geſtalteten ihn zu einem freundlichen Führer, der uns auch das Innere der Spielhäuſer erſchloß. Von der Spielwut der Chineſen macht man ſich keinen Begriff. Wo ihrer mehrere zuſammen kommen, ſei's zu Waſſer oder zu Land, wird ſchnell ein Spielplatz improviſirt und das bischen erworbene Geld in Bewegung geſetzt. Ich ſah auf dem engliſchen Dampfer, der mich ſpäter von Singapore nach Hongkong führte, wie fünf Chineſen aus Mangel an Platz auf dem übervölkerten Hinterdeck eine wahre Burg von Kiſten erſtiegen und auf der oberſten, hoch in der Luft, ſich häuslich einrichteten und ihre Dollars rollen ließen. Es kommt vor, daß Kulis, die ſich durch Jahre lange Arbeit in der Fremde ein kleines Vermögen erworben haben, am erſten Tage auf der Rückfahrt den letzten ihrer ſauer verdienten Dollars verſpielen.

Die Opiumbuden, die wir zum Schluſſe des inhaltſchweren Tages noch beſuchten, hätten eine Illuſtration zu Dantes Hölle geliefert. Ich kann nur mit Grauen an jene verpeſteten Laſterhöhlen zurückdenken. Jeweils am Eingang befindet ſich zur Seite der Pforte ein kleiner Holzverſchlag mit Schalter, hinter welchem ſchmunzelnd der Opiumverkäufer ſitzt, der den Eintretenden das Gift um teures Geld verkauft. Ein Haufen Silber, der neben ihm auf dem Tiſchchen liegt, wie wir durch das hölzerne Gitterwerk deutlich ſehen können, zeigt uns, daß der Mann heute ſchon gute Geſchäfte gemacht hat. Unſerm Eintreten widerſetzten ſich aufs energiſchſte einige ſchmutzige Chineſen; Herr Z. konnte ſie aber beſchwichtigen durch die Mitteilung, daß ich ein Arzt ſei; vom Augenblicke an wurde ich mit großer Zuvorkommenheit behandelt, ſogar von dem Opiumhändler, dem ich dann der Kurioſität halber ein kleines Quantum ſeines Artikels abkaufte.

Eine warme, widerlich ſüß-brenzliche Stickluft wehte uns

beim Eintreten entgegen; der Raum, in welchem wir uns jetzt befanden, war mit heißem Qualm erfüllt und das Auge vermochte bei der miserablen Beleuchtung durch einige primitive Kokoslämpchen erst gar nichts Bestimmtes zu erkennen. Bald aber war es an das rauchige Halbdunkel gewöhnt und die Umgebung gewann Form und Gestalt. Ich sah, daß wir in einem langen, schmalen Raume uns befanden, mit trostlos kahlen, schmierigen Wänden ohne Fenster oder Luftlöcher. Auf beiden Langseiten waren längs der Wände hölzerne Lager erstellt, die sich kaum zwei Fuß über den Boden erhoben, wie Apfelhürden aussahen und nur einen schmalen Gang zur Passage zwischen sich ließen. Auf diesen mit Bambusgeflecht bedeckten Gestellen lag Mann an Mann, jeder mit der Opiumpfeife beschäftigt, jeder nur von der einen Leidenschaft erfüllt, welcher gegenüber alle andern Lebensinteressen gänzlich zurücktreten und jedes bessere Streben erlischt. Es waren alle Stadien der Opiumwirkung zu sehen; dort jener junge, schöngebaute, kräftige Chinese ist noch Anfänger; er macht vielleicht den ersten Versuch mit der gefährlichen Pfeife, kam allerdings bald in jenes beglückende Stadium des Opiumrausches, in welchem alle Sorgen schwinden, in welchem man nur den einen Wunsch hegt, daß diese unendlich glückliche Stimmung, dieses von keiner Unzulänglichkeit getrübte Dasein ewig andauern möge; dem tiefen Schlafe, der sich an dieses beseligende Stadium anschloß, folgte ein grenzenloser Katzenjammer. Taumelnd richtet sich der Erwachende eben auf und stützt stöhnend den Kopf mit beiden Händen. Der Zopf tut ihm weh bis in die äußersten Haarspitzen und der Kehlkopf macht verdächtige Spaziergänge nach oben. Dieser Zustand — so miserabel er ist — wird bald vergessen und in kurzer Zeit greift der junge Mann neuerdings zur Opiumpfeife, um immer und immer wieder jene erst geschilderte Opiumseligkeit zu erlangen, und bald reagirt der Körper nur noch mit leisem Unbehagen auf die tagtägliche Ver-

giftung; und dieſes Unbehagen heißt Opiumhunger und ſchwindet wieder mit dem erſten Zuge aus der Opiumpfeife.

Zwiſchen je zwei Rauchern war ein kleines Petroleumlämpchen aufgeſtellt; dieſem zugewendet lagen ſie da, den Nacken mit einer Rolle geſtützt, die Hände zur Bedienung der Pfeife frei. Die letztere beſteht aus einem cylindriſchen Rohre von der Größe einer Flöte; demſelben iſt ein halbfauſtgroßes, tönernes Gefäß aufgeſetzt, das oben nur eine ſtecknadelkopfgroße Oeffnung hat und unten mit der Höhlung des Rohres in Verbindung ſteht. Der Raucher holt ſich mit einer Stricknadel etwas Opiumextrakt aus einer kleinen, neben ihm liegenden Büchſe, ſchmilzt dasſelbe unter beſtändigem Drehen der Nadel über dem Licht zu einer flüſſigen Perle, ſetzt dieſelbe auf die feine Oeffnung des Tongefäßes, durchbohrt den unterdeſſen erſtarrten Opiumtropfen mit der Stricknadel, nimmt das eine Ende des Rohres in ſeinen Mund, hält die ſo armirte Pfeife über das Licht und zieht in ein bis zwei langen Zügen den beim Verbrennen des Opiumkügelchens entſtehenden Rauch tief ein. Er ſcheint in die Seele zu dringen; kein Atom kommt davon wieder zum Vorſchein und der Geſichtsausdruck des Rauchenden wird während dieſes Aktes ein widerlich wollüſtiger. Raſch klopft er den unverbrannten Reſt des Opiums aus und präparirt eine neue Doſis. Mit jeder Pfeife ſteigt die Erregung; das Geſicht rötet ſich; die Augen glänzen; der Ausdruck wird ein unbändig vergnügter; alle Bewegungen des Körpers geſchehen lebhaft und elaſtiſch. Dann kommt ein Stadium jener Ruhe, die bei vollſtändig erhaltenem Bewußtſein nichts zu wünſchen und nichts zu beklagen hat, die mit allem, mit der Umgebung, den Sinneseindrücken in höchſtem Maße zufrieden iſt, welche zu beſitzen glaubt, was immer die lebhaft erregte Phantaſie vorſpiegelt. Bald aber ſinken die Augenlider bleiern herab; die Atmung wird ſchnarchend. Nach mehrſtündigem, von angenehmen Träumen umgaukeltem Schlafe folgt

ein trauriges Erwachen: das unter der Opiumwirkung auch im Schlafe noch ſtark gerötete Antlitz wird blaß, die Züge zerfahren und verfallen, der Blick matt und trübe; auf dem Geſicht lagert der Ausdruck troſtloſer Verlorenheit. Es gibt nur einen Weg zur Erlöſung aus dieſem elenden Zuſtande und dieſer Weg heißt — Opium in immer ſtärkerer Doſis.

Dort liegen auch Weiber in berauſchtem Zuſtande und zeigen das Bild menſchlicher Verkommenheit in abſtoßendſter und widerlichſter Form.

Mehrere gleich große und ebenfalls bis auf den letzten Platz mit Rauchern beſetzte Lokale ſchließen ſich an das beſchriebene an. Ueberall dieſelbe bruſtbeklemmende, ſchmutzig-dicke Atmoſphäre, überall Menſchen, die nach dem verführeriſchen Gifte haſchen und ſich beeilen, ihren körperlichen und geiſtigen Ruin herbeizuführen.

Ein alter Gewohnheitsraucher, deſſen Frau opiumtrunken und ſchnarchend an ſeiner Seite lag, präparirte ſeine Pfeife und ſtreckte mir das durch Schmutz und eingedickten Speichel klebrige Inſtrument entgegen mit der freundlichen Aufforderung, das Ding auch zu probiren. Ich lehnte verbindlich dankend ab und ſah mich nach einem Spucknapf um (was übrigens unnötig war, denn das ganze Lokal verdiente keinen andern Namen).

Es ſind allerdings extreme Bilder, die ich hier gezeichnet habe; aber ich ſah ſolche in den Opiumbuden Batavias und nachher in China zu Dutzenden. Daneben muß ich nun freilich daran erinnern, daß Hunderttauſende während Jahren Opium in relativ mäßigen Quantitäten rauchen, ohne an der Geſundheit einen augenfälligen Schaden zu nehmen, es wäre denn das Unvermögen, ohne eine Doſis Opium eine irgendwie bedeutendere körperliche oder geiſtige Leiſtung vollführen zu können. Dasſelbe Verhältnis — nur in höherer Potenz — wie beim Alkoholismus! Wer denſelben in der geringſten und traurigſten Form in einer Schnapswinkelkneipe ſieht, täte Unrecht, nicht daran zu denken,

wie viel tausend Menschen der Alkohol, in bescheidener Quantität genossen, ein wohltätiges Genußmittel ist. Hier wie beim Opium ist es die Unmäßigkeit, welche das Verderben bringt und den Menschen unter das Tier herabwürdigt.

Gesättigt von den Eindrücken des Tages und niedergeschlagen durch die Bilder, welche mir die Krone der Schöpfung in so gräßlicher, wahnsinnig verzerrter Art gezeigt, trat ich an der Seite meines gastfreundlichen Führers den Heimweg an. Am wolkenlosen Himmel glänzte der Vollmond; eine erfrischende Seebrise wehte und bewegte die mächtigen Kronen der die Straße begleitenden Waringinbäume in geheimnisvollem Rauschen; herrliche Blumendüfte wehten uns mit jedem Luftzug an; aber mitten in diesem Paradiese konnte ich doch der Hölle nicht vergessen, die ich eben gesehen und die der Mensch mit seinen Lastern geschaffen hat. Stumm und nachdenklich pilgerten wir nach Kebon-Siri zurück und in tiefem Schlafe vergaß ich bald die Pracht und das Elend dieser Welt.

VIII.

Nach Buitenzorg. — Reisbau und Reisdiebe. — Bezopfte Reisegesellschaft. — Ruma makan tuan Ihnen. — Orchideen. — Botanischer Garten. — Victoria regia. — Ueberall Echtgenooten. — Eine ärztliche Konsultation mit Schwierigkeiten. — Grausamkeit der Atschinesen. — Siesta. — Hiddigeigei in den Tropen. — Kinderszenen. — Gewitter. — Ein unheimlicher Konkneipant. — Nach Tjandjoër.

Auf die bunten Eindrücke, die ich in Batavia dichtgedrängt in mich aufgenommen hatte, auf das rastlose Getriebe der Menschen, den vielgestaltigen Kampf ums Dasein, den Zivilisirte und Nichtzivilisirte dort mit einander kämpfen, verlangte ich sehnlichst nach der erhabenen Ruhe und Stille der Natur. Ich fühlte ein wahres Heimweh nach dem Urwald, der ja — wie unsere Berge —

gewiß vom Menſchen und ſeiner Qual nichts zu erzählen wiſſen konnte. So ſchnürte ich denn mein Bündel und reiste Montags den 16. Juli in aller Frühe weg von Batavia. Ziel meiner Reiſe waren die Preanger-Regentſchaften, jener Diſtrikt Javas, welcher die gewaltigſten Naturſchönheiten der indiſchen Tropenwelt in ſich birgt. Bereits iſt eine Eiſenbahn bis Djandjoër (zirka 150 Kilometer von Batavia entfernt) erſtellt und in kurzer Zeit wird dieſelbe bis Bandong und Solo fortgeſetzt werden, um dort in die nach Surabaja führende Linie überzugehen. Dann iſt die Inſel Java ſo ziemlich der Länge nach von einem Schienenſtrang durchzogen. Was würde General Daëndels dazu ſagen, der als Generalgouverneur der holländiſchen Beſitzungen in Oſtindien zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſeine ganze rückſichtsloſe Energie und die grauſamſten Maßregeln anwenden mußte, um die damals widerſpenſtigen Eingebornen zur Anlage einer durch das Land führenden Fahrſtraße zu zwingen! Es klebt viel javaniſches Blut an dieſem noch heutzutage hauptſächlich benützten Verkehrswege! — Und jetzt? Wo noch vor 50 Jahren kaum das Auge eines Europäers hingedrungen, ſchnaubt heute das Dampfroß und der Reiſende beſieht ſich vom bequemen Waggon aus die früher verſchloſſenen Naturwunder.

Schon die Bahnlinie bis Buitenzorg iſt äußerſt intereſſant. In langſamer Steigung fährt man zwiſchen reich geſegneten Feldern und Palmwäldern vorwärts. Die Reiskulturen waren zum größten Teil noch unter Waſſer; die terraſſenförmig abgeteilten und gleichmäßig bewäſſerten Felder, über deren Waſſerſpiegel ſich einige Zoll hoch das weiche ſaftige Grün der Reispflanze erhob, gewährten einen äußerſt merkwürdigen und ungewohnten Anblick. Hunderte von ſchneeweißen Reihern (Ciconia leuco-cephala) wateten und flatterten in den Plantagen umher und fanden in dem ſeichten, ſchlammigen Waſſer reichliche Nahrung. Wenn man (nach zirka 40 Tagen von der Saat des Reiſes an

gerechnet) das Waſſer abfließen und den Reis in trockenem Boden reifen läßt, ſo verſchwinden die weißgefiederten Bewohner und ſuchen ſich ein anderes Freßterrain. Dann erſcheinen die Reisfinken und Reisdiebe in dichten Scharen und tun ſich an den Körnern gütlich. Um dieſe Schmarotzer möglichſt fern zu halten, werden Reiswachen ausgeſtellt; dieſelben halten ſich in auf hohen Pfählen (zum Schutz gegen wilde Tiere) ruhenden, luſtigen Hütten auf; ſpinngewebeartig ſind von dieſen Wächterhüttchen aus Bambusſtricke, mit klappernden Gegenſtänden behangen, weit über die Felder gezogen; die zweibeinige Spinne hält die Fäden ihres Netzes in beſtändiger Bewegung und verſcheucht durch den Lärm die geflügelten Diebe.

Wie alle Pflanzen der Tropen kann der Reis zu jeder Zeit des Jahres geſäet und geerntet werden; da aber die Bewäſſerung der Felder *einheitlich* geſchehen muß und für ganze Gegenden einheitlich organiſirt iſt, ſo liegt darin die Notwendigkeit, daß alle daſelbſt wohnenden Bauern zu gleicher Zeit ihre Saat beſtellen. Dieſe von der Natur geforderte Rückſicht des einen auf den andern, welche ſeit hiſtoriſchen Zeiten bei den reiskultivirenden Völkern beſteht, iſt ſicherlich auf das ſoziale Leben derſelben von großem Einfluß geweſen. Die Leute blieben notgedrungen in Beziehungen zu einander und lernten, daß ſie ihr Einzelintereſſe nur dann verfolgen können, wenn ſie es dem Geſamtintereſſe unterordnen.

Meine Reiſegeſellſchaft zur Eiſenbahn beſtund faſt ausſchließlich aus Chineſen. Der junge reiche Bezopfte, der mir gegenüber ſaß, ließ ſeine zahlreichen Diamanten wohlgefällig im Glanze der eben aufgehenden Morgenſonne ſtrahlen. Dabei duſtete er gerade ſo Pinaudiſch und feilte ebenſo graziös mit kokett in die Luft geſtrecktem kleinen Finger an ſeinen langen Nägeln herum, wie der eleganteſte Commis voyageur des ziviliſirten Europa. Auch die Unverfrorenheit gewiſſer an beſtimmten Wochen-

tagen auf der Stammlinie der Nordoſtbahn fahrenden Kornjuuker fand ich im Eiſenbahnwagen auf Java und ich kniff einen ſich ſchlafend ſtellenden Chineſen, der ſeine Beine auf die gegenüberliegenden Plätze gelegt hatte und mit blinzelnden Augen meine Platznot beobachtete, rückſichtslos in ſeine Waden, welche Maßregel mit Erfolg und mit einer nichts weniger als freundlichen Grimaſſe gekrönt wurde. — Rechts und links von der Bahnlinie liegen, unter Palmen und hinter Kaffeepflanzungen verborgen, kleine javaniſche Bambu-Dörfer, deren Kinderſegen ſich ſchon in dieſer frühen Morgenſtunde ohne alle und jede Beläſtigung durch Kleider herumbalgte. Ein zirka ſechsjähriger Junge, dem die Obhut über ein Dutzend graſender zahmer Büffel (Karbaujen) anvertraut war, hatte ſich rittlings auf ein ſolches Tier geſetzt; vom Schlafe übermannt war er rückwärts auf den Hinterleib des Tieres zurückgeſunken; die Arme hingen zu beiden Seiten herunter; der Kopf ruhte auf der Schwanzwurzel des mächtigen Viehs und wurde in höchſt komiſcher Art bewegt, ſo oft es mit dem Schwanze das Ungeziefer abzuwehren ſuchte. Auf das braungelbe Geſicht fielen direkt die grellen Strahlen der Morgenſonne.

Kurze Zeit, bevor der Zug in Buitenzorg einfährt, wird der Ausblick auf das Gebirge frei und es erſcheint eine herrliche Hochebene, ein üppiger tropiſcher Garten, begrenzt durch ein wunderbares Gebirgspanorama, die Bergketten der Vulkane Salak und Gedeh. Die impoſanten, zirka 7000 Fuß hohen Kegel ſind bis zu einer Höhe von 2500 Fuß mit Thee- und Kaffeeplantagen bedeckt; von dort an bis zur Spitze liegt ewiger Urwald, ein Hort der in jener Gegend noch vorkommenden Rhinozeroſſe. Die Flanke des Salak iſt durch eine wilde Schlucht zerriſſen; in dieſer ſammeln ſich die Waſſer zu einem ſchäumenden Bergbache, dem Tſchiapus, deſſen Bett von Palmen und andern Laubbäumen, von Bambus und wildem Geſtrüpp begleitet, als üppig-

grüner Streifen in vielfachen Windungen die Hochebene bis nach Buitenzorg durchzieht. — Nach ¾stündiger Fahrt hielten wir in der geräumigen Halle des Bahnhofes zu Buitenzorg; die Waggons entleerten sich; die klappernden Holzsandalen der javanischen Passagiere dritter Klasse widerhallten mächtig in dem weiten Raume; zu dem Bilde, das ich vor Augen hatte, dem bunten Gewimmel von Chinesen, Malayen, rotbraunen und schwarzen Indiern, schien mir das fortschrittliche Tosen der Lokomotive so ganz und gar nicht zu passen. — Von den zwei in Buitenzorg existirenden Gasthöfen hatte mir Herr Z. das Hotel de l'Europe anempfohlen, dessen Besitzer, ein ehemaliger Schiffskapitän, von Geburt ein Norddeutscher sein sollte. — Um hin zu gelangen, sagte ich einem Javanen, der müßig herumstand, das Zauberspröchlein Ruma makan tuan Ihnen (ruma = Haus; makan = Essen; ruma makan = Speisehaus, Hotel; tuan = Herr; Ihnen = Name des frühern Besitzers), d. h. auf deutsch: Sein's so freundlich und zeigen Sie mir das Gasthaus des Herrn Ihnen. Der barfuße Kerl nahm mein Gepäck und trabte voraus durch eine mit Mimosen dicht bewachsene Wiese, in welcher sich allerhand kriechendes Gewürm herumtrieb, und nach wenigen Minuten standen wir vor einem ganz einfachen, einstöckigen Verandenbau, bestehend aus einem Mittelgebäude, das den Speisesaal enthielt, und zwei seitlichen, barackenähnlichen Flügeln. In und um das Haus war kein lebendiges Bein zu sehen; ich klatschte in meine Hände und es erschien ein malayischer Diener, der mir ein nach europäischen Begriffen sehr primitives Gartenzimmer anwies, mit liederlichem Plättliboden, Tisch, Stuhl, eiserner Bettstatt samt Moskitonetz und einer spanischen Wand, welche es möglich machte, auch bei offener Türe neugierige Blicke fern zu halten. Ein kleines, in der Höhe befindliches Fensterchen spendete das notwendige Licht. Im Fremdenbuch des Hotels, in das ich mich sofort einschrieb, reihte sich mein Name folgender Gesellschaft an:

Gomo Eng Tſchiang,	Nio Kim Kong,
Lii Tſchiang Son,	Bhei Eng Sang,
Tſchio Teng Tſchii,	Jop Tſcheng Seng,
Tſchü Toï Tſchang,	Thio Jos Yong,
Nio Tam Siang,	Tio Tik Long.

Daß dieſen der Zopf hinten hing, brauche ich nicht zu ſagen. Es war eine junge chineſiſche Geſellſchaft aus Batavia, ſo eine Art Turn-, Sing- oder Schützenverein, die „eine kleine Spritztour" nach Buitenzorg gemacht hatte.

Im Hofraume zwiſchen den einzelnen Gebäulichkeiten des Gaſthofes ſah's nicht ſehr einladend aus; Kehrichthaufen, leer getrunkene Flaſchen, Petroleumkiſten, zerbrochenes Geſchirr, Fuhrwerke ꝛc. bildeten ein ungemütliches Durcheinander und auf dem Boden wucherte mannigfaltiges Unkraut. Aber auch dieſe Stätte hatte die tropiſche Sonne geküßt; auch hier waren Wunder der heißen Zone zu ſehen. Einige Fruchtbäume, die in Schutthaufen wurzelten, zeigten auf ihren Stämmen und an den Teilungsſtellen der Aeſte als Paraſiten herrlichſter Form und Farbe verſchiedenartige Orchideen. Ein Lüftchen hatte vielleicht die ſtaubförmigen Sämchen hergebracht; einige derſelben waren in den Riſſen der Baumrinde hängen geblieben und in wenig Monaten war daraus die herrlichſte blühende Pflanze geworden. Die Orchideen bilden wohl die artenreichſte Pflanzenfamilie, die in den Tropen vorkommt; bereits ſind ihrer über 10,000 bekannt und beſchrieben; die kleinſten gleichen feinem Mooſe, die größten haben bis zu 10 Fuß lange, fleiſchige Blätter; alle zeigen Blüten von ganz wunderbarer Farbe und Geſtalt; die herrlichſten Blumen, die ich je zu Geſicht bekam, waren die Orchideenblüten im Hofraume meines Gaſthauſes zu Buitenzorg. Der freie Platz grenzt unmittelbar an die mit tropiſchen Schlinggewächſen und Bambus dicht bewachſene Schlucht, in welcher der Bach Tſchiapus dahinrauſcht. Am Abhange iſt ein kleines Badehaus angebracht zur

ſpeziellen Benützung für die Gäſte des Hotels. Als ich den kühlen, dunkeln Raum betrat, um mich durch ein Bad auf die Tagesarbeit zu ſtärken, flohen geräuſchlos zwei mittelgroße Schlangen durch ein Mauerloch ins Freie; der Wirt ſagte mir nachher, daß dieſe Reptilien mit Vorliebe ſich dort aufhalten; beim Eingange in den Baderaum iſt auch ein Beſen poſtirt, mit welchem der Badkandidat vor dem Eintreten ſolche unliebſame Gäſte verſcheuchen kann.

Nachdem ich die nächſte Umgebung des Gaſthofes nach allen Richtungen durchforſcht hatte, machte ich mich, mit einem Sonnenſchirm bewaffnet, auf weitere Entdeckungsreiſen und durchſchlenderte das holländiſche, ſowie das ungleich größere chineſiſche und javaniſche Quartier Buitenzorgs.

Dieſe bedeutende Ortſchaft iſt ſeit 1744 Sitz des holländiſchen Generalgouverneurs. Der 1834 (nach der Zerſtörung durch ein Erdbeben) neuerſtellte Palaſt iſt ein geſchmackvoller Bau, ſeine nächſte Umgebung ein wahres Paradies. Man kann ſich kaum einen herrlicheren Fleck Erde denken als dieſen ſogenannten botaniſchen Garten, aus welchem die Kunſt im Verein mit der Natur ein irdiſches Eden geſchaffen hat. Durch das nördliche Portal desſelben betritt man eine Allee von gigantiſchen Banjanenbäumen, deren dichtbelaubte Kronen keinen Sonnenſtrahl durchlaſſen und die breite, gut kultivirte Straße dunkel beſchatten. Welche Wonne für den Fußgänger, der eben noch der intenſiven drückenden Wärme und dem grellen Licht der Tropenſonne ausgeſetzt war! Jede dieſer Kronen wird aber nicht von einem einzigen Stamme getragen, ſondern es ſind die von den Aeſten zur Erde reichenden und dort Boden faſſenden Luftwurzeln zu der Mächtigkeit von Stämmen entwickelt, ſo daß der einzelne Baum dreißig und mehr ungefähr gleich ſtarke Stützen, natürliche Pfeiler, hat, unter welchen der urſprüngliche, zentrale Stamm oft nicht mehr herauszufinden iſt. So zieht ſich zu beiden Seiten der Straße eine impoſante natür-

liche Kolonnade von zirka fünf Minuten Länge, und die grünen Kronen wölben sich als ein gewaltiges Laubdach über den zahllosen Säulen. Man glaubt im Mittelschiffe eines ungeheuren Domes zu sein, wenn man durch diese in ihrer Art einzige Allee dahinschreitet. Die Perspektive ist eine wunderbare, und in der Schlußlichtung des Naturdomes sieht man grün eingerahmt ein architektonisch schönes, marmorweißes Gebäude mit jonischen Säulenreihen — den Palast des Gouverneurs.

Im Schatten der Bäume, zwischen den stammgleichen Luftwurzeln, grasten Dutzende von Rehen, welche den einsamen Wanderer neugierig beguckten, sich aber im ganzen wenig an ihrer Arbeit stören ließen. Als ob an der herrlichen Allee an und für sich des Schönen nicht genug wäre, wurzelten auch hier Hunderte von Orchideen in den Gabeln der Aeste, und alle Augenblicke hemmte eine wunderbare Blüte meine Schritte. Und wo immer ein modernder Baumstamm oder ein kahler Stein am Boden lag, wucherten die mannigfaltigsten Formen jener prächtigen Pflanzen darüber hinweg, gleich als ob die Natur sorgfältig alles Tote mit lebendigem Grün verhüllen wollte.

Als ich mich dem Palaste näherte, fiel mein Auge auf einen großen Teich, dessen Wasserfläche über und über mit Nymphäaceen bedeckt war; aber aus allen heraus leuchtete die Königin der Seerosen, die herrliche Victoria regia. Unter den zahlreich vorhandenen Blüten bemerkte ich solche von 35 bis 40 cm im Durchmesser. Die äußersten Blumenblätter sind blendend weiß, nach der Mitte zu werden sie allmälig rosapurpurrot. — Ein interessantes Gebilde ist das Blatt; die obere Seite ist schön grün gefärbt, die untere, auf dem Wasser schwimmende, dunkelpurpurn und mit Stacheln besetzt. Der Blattdurchmesser beträgt bis zu zwei Meter. Die voluminösen Blattrippen enthalten viel Luft und bedingen dadurch eine so bedeutende Tragfähigkeit, daß ein sechsjähriges Kind auf einem solchen Blatte stehen kann, ohne

unterzuſinken. An der Peripherie iſt das Blatt in einen zirka 4 cm hohen, ſenkrechten Rand umgeſtülpt. Es war nicht ſehr poetiſch, aber eine durchaus natürliche Ideen-Aſſociation, daß ich angeſichts dieſer eigentümlich geformten kreisrunden Blätter lebhaft und lüſtern einer vaterländiſchen „Böllendünne“ gedachte.

Auf einem freien Platze vor dem Palaſte war ein ganz junger Elefant mit einer eiſernen Kette von beträchtlicher Länge an einen Baum feſtgebunden. Er ſpazierte unverdroſſen auf und ab, ſo weit es ihm ſeine Feſſeln erlaubten, und machte gelegentlich ſo plumpe und unbeholfene Sprünge und gymnaſtiſche Uebungen, daß ich lange Zeit laut lachend vor ihm ſtehen blieb.

Der botaniſche Garten beſchlägt ein mächtiges Areal von ſehr glücklicher Hügelformation, mit Bächen, kleinen Seen, Waſſerfällen u. ſ. w. Er enthält aber auch alles, was die Tropen unſerer Erde hervorzubringen im ſtande ſind. Die bedeutendſten holländiſchen Botaniker haben daran gearbeitet, und auch die amerikaniſche und afrikaniſche Tropenwelt iſt reichlich vertreten.

Eine Hauptmerkwürdigkeit bildet ein Waringinbaum (Ficus-Art) ſeltener Größe und Schönheit. Er wurzelt am Rande eines kleinen Sees; der Umfang der Krone beträgt 400 Schritte; die Wurzeln erheben ſich über einer Fläche von zirka 50 Meter Durchmeſſer als $3^1/_2$—4 Fuß hohe, holzige, vielfach in einander übergehende Rippen über den Boden und ſehen aus wie das gewaltige Relief eines Gebirgslandes. Ueberall hängen wie ein Gewirre von Schlangen Luftwurzeln herunter; wo dieſelben aber das Waſſer treffen und in dem feuchten Grunde Boden faſſen konnten, ſind ſie zu dicken Säulen entwickelt und haben die gewaltigen Aeſte des Baumes ganz nach unten gezogen, ſo daß die Hälfte der Krone den Waſſerſpiegel faſt berührt und für Kähne ein ſchattiges Verſteck bildet.

Wunderbar ſind auch die gigantiſchen Schlingpflanzen. Einen mit Entada Monostachya angeſchriebenen, ſieben Fuß im Umfang

haltenden Stamm konnte ich 400 Meter weit verfolgen, wie er ſich in den wunderlichſten, ſchlangenähnlichen Windungen und Verſchlingungen von Baum zu Baum zog, um ſchließlich fadendünn an einer Arekapalme zu enden. Das Fehlen aller und jeder Blätter und Zweige machte die Aehnlichkeit mit einer ungeheuern Schlange zu einer täuſchenden.

Im Schatten von baumartigen Mimoſen fand ich einige ſorgfältig gepflegte Gräber mit Monumenten. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich auf der Marmortafel des zunächſt liegenden die folgenden Worte las: „N. N. en Echtgenoote.“ Mein in vaterländiſchem Ideencyclus befangenes Gehirn überſetzte natürlich „N. N. ein Eidgenoſſe.“ Ich hatte die gleichen Worte auch auf der Viſitenkarte meines Gaſtfreundes Herrn Z. in Batavia geſehen und es dazumal allerdings etwas komiſch gefunden, daß die Nationalität in dieſer Weiſe herausgeſtrichen werde. — Iſt es möglich, dachte ich, daß ſogar hier an dieſer ſeltenen Stätte ein Schweizer begraben liegt? Eben bückte ich mich mit patriotiſchen Gefühlen, um eine Blume vom Grabe des Landsmannes zu pflücken, als ich auch auf dem benachbarten Grabmale die ſterblichen Ueberreſte eines Eidgenoſſen ſignaliſirt fand. Endlich, nachdem auch der dritte Stein „en Echtgenooten“ präſentirte, fing der Leſer an zu merken, daß unſere Eidgenoſſenſchaft nichts mit dieſen Gräbern zu tun habe, daß das „en Echtgenoote“ mit „und Ehegenoſſin“ zu überſetzen ſei und der Eidgenoſſe auf der Karte des Herrn Z. deſſen Gattin bedeute.

Die holländiſche Sprache hat mir übrigens an anderer Stelle noch einen viel komiſcheren Streich geſpielt: In Batavia beſuchte ich eines Abends den kleinen, aber wegen ſeiner zahlreichen Arten von Crotonpflanzen ſehenswerten Garten eines holländiſchen Unterbeamten, der, ſo viel ich mich erinnere, den ſeltenen Namen „Meier“ trug. Der Eigentümer iſt gleichzeitig Beſitzer des größten Bauches, den ich je in meinem Leben zu ſehen

Gelegenheit hatte. Seine Augen ſuchen vergeblich nach den Füßen; denn der Blick iſt für alle Zeiten durch die unförmliche Rundung des Rumpfes von den unteren Gliedmaßen abgeſchnitten. Als der Mann hörte, daß ich Arzt ſei, bat er mich zu ſich ins Haus und fing an, mir in holländiſcher Sprache (deutſch ſprach er kein Wort) eine lange Krankengeſchichte zu erzählen. Ich verſtand ſo etwas von einer großen Geſchwulſt im Leibe, die heftige Beſchwerden verurſache, der bisherigen ärztlichen Behandlnng ſpotte u. ſ. w. Die Sache ſchien mir ganz begreiflich und ich nickte mit einem Seitenblick auf den gewaltigen Bauch verſtändnisinnig und murmelte etwas von großer Leber, Fettbauch und Karlsbaderſalz in den Bart hinein. Je mehr ich ihn zu verſtehen ſchien, deſto eifriger wurde mein Klient und deſto beredter in ſeinen Schilderungen. Um die Sache abzukürzen, wollte ich mich gleich medias in res ſtürzen und fing an, den Bauch aufs gründlichſte zu unterſuchen und mit meinen Fingern zu bearbeiten, bis mir der erſtaunte und halb entrüſtete Beſitzer mit lebhaften Geſtikulationen erklärte, nicht er, ſondern eine Frau im anſtoßenden Zimmer leide an der ſo einläßlich geſchilderten Krankheit.

Bis mittags 1 Uhr ſchwelgte ich in der paradieſiſchen Herrlichkeit des Buitenzorger botaniſchen Gartens; dann aber mahnte der bereits holländiſch dreſſirte Magen an die Reistafel, welche im Hotel de l'Europe eines ganz beſondern Ruſes genießt. Getafelt wurde in einem nach drei Seiten offenen, luftigen Gartenſaale; reinlich gekleidete malayiſche Diener machten die Honneurs. — Mein Nachbar zur Rechten war ein Obermaſchiniſt der holländiſchen Marine, welcher ſich im Urlaub befand und mir zur Beförderung der Verdauung haarſträubende Abenteuer erzählte, die er zur See erlebt haben wollte. Er hatte auch einen Teil des Feldzuges gegen Atſchin mitgemacht und teilte mir manches Intereſſante über die Kriegsführung der Atſchineſen mit.

Dieſes von Natur aus tapfere Bergvolk kennt ſeit langem den Gebrauch der Feuerwaffen. Dieſelben ſind aber größtenteils noch ſehr primitiver Art, Zündpfannengewehre mit nach vorn trompetenartig erweitertem Laufe, alſo die Waffe des dreißigjährigen Krieges. Die an und für ſich geringe Treffſicherheit derſelben wird zudem noch bedeutend beeinträchtigt durch die Gewohnheit, bei ſeitwärts abgewendetem Kopfe loszudrücken. In jüngſter Zeit aber ſind durch zahlreiche Ueberläufer aus der holländiſchen Armee den Atſchineſen auch Hinterlader überbracht worden; ja ſie haben auf dieſem Wege ſogar die Technik der Patronenfabrikation erlernt und werden von Jahr zu Jahr trotziger und erfolgreicher den Holländern die Stirne bieten können. Als Akt größter und raffinirteſter Grauſamkeit, welchen nur der verzweifeltſte Haß und die durch Jahre lange Unterdrückungsverſuche geſtachelte Rachſucht erfinden konnten, notire ich den Brauch der Atſchineſen, gefangene Holländer mit gewaltſam offen gehaltenem Munde unter den aufgehängten Leichnam eines Kameraden zu lagern, ſo zwar, daß die Verweſungsprodukte des Kadavers dem darunter liegenden Lebenden in die Mundhöhle träufeln müſſen und er nach tagelanger, gräßlicher Qual zu Grunde geht. — Die Erzählungen des holländiſchen Maſchiniſten wirkten nicht ſonderlich fördernd auf meinen Appetit; ich zog mich gerne zur Sieſta auf einen Schaukelſtuhl der luftigen Veranda zurück; als Geſpielin nahm ich eine kurz zuvor eingefangene, ganz junge und prachtvoll gezeichnete wilde Katze auf meinen Schoß; ſie benahm ſich aber anfangs höchſt ungeberdig, fauchte und biß und ſpie und kratzte, bis ſie endlich zu der Ueberzeugung kam, daß mir dies alles nicht imponire und ſich reſignirt dazu entſchloß, die von meiner Manilla aufſteigenden Rauchwölkchen mit ihren zierlichen Tätzchen zu fangen und ſchließlich nach vielen vergeblichen Verſuchen erſtaunt darüber zu philoſophiren, wie vieles doch in dieſer Welt und bei dieſen Menſchen Lug und Trug ſei und wie ſo manches

reell Erſcheinende bei näherer „Betatzung“ ſich als eitel Rauch entpuppe. — Die noch übrigen Nachmittagsſtunden benützte ich, um Straßenſtudien zu machen. Und was für reizende Bilder fielen mir da in die Augen:

Dort erblicke ich an den Zweigen einer blühenden Kaffeehecke, deren herrlichen Jasmindufſt ich ſchon von weitem wahrgenommen, ein Paar kleiner brauner Händchen; ſie gehören einem kleinen braunen Mädchen, welches auf die Zehenſpitzen erhoben und das neugierige Näschen in die Höhe ſtreckend, ſich Mühe gibt, nach dem fremdartigen Wanderer herüberzugucken. Im Garten drin ſpielt ein dreijähriger Junge, nur mit zwei Armſpangen und einer Halskette bekleidet, mit einem blutjungen weißen Schäfchen, dem er ein blaues Band um den Hals gebunden hat; jetzt umfaſſen die runden Aermchen das zahme Tier und die braune Wange des Kindes legt ſich liebkoſend an deſſen Kopf. — Dort trägt ein gewiß nicht mehr als ſechs Jahre altes Mädchen ſein jüngeres nacktes Brüderchen mit der Würde einer Mama auf der Hüfte; der Kleine ſtrappelt ſeelenvergnügt und betrachtet mit großen, kirſchſchwarzen Augen die Welt von ſeinem erhabenen Stand- oder Sitzpunkte aus. Eine Liebkoſung meinerſeits nimmt er aber nicht für bekannt an, ſondern verzieht ſeinen Mund zu einer tiefgekränkten Miene, die ans Weinen grenzt.

Auch ins Innere der Häuſer der Eingebornen warf ich manchen Blick und bewunderte ſtille ſtehend die beſchauliche Art und Weiſe, mit der die Leute ihre Tage verleben. Gearbeitet wird wenig. Oftmals liegt die ganze Familie am hellen heitern Tage ſchlafend und krumm durch- und aufeinander gelagert auf dem Boden, und nur der Wächter des Hauſes, der Hund, erwacht und knurrt, wenn ein Zuſchauer ſich davor poſtirt.

In der Dämmerung hörte ich aus manchem Hauſe die melancholiſch-einförmigen javaniſchen Weiſen, originelle Melodien, die ich ſo viel und ſo genau als möglich aufnotirt habe. Beim

Zuſehen erblickte ich hie und da eine ſchlanke Javanin, welche ihren Geſang mit den Klängen des Gambangs, einer Art Schlagharmonika, begleitete.

In meinem Eifer hatte ich nicht bemerkt, daß am Himmel dichte Wolken ſich zuſammenzogen; in wenig Minuten fing ein orkanartiger Wind zu blaſen an und bald darauf begann es zu regnen mit einer Mächtigkeit, die nur den Tropen eigen iſt. Ich flüchtete mich durch und durch naß in ein Lagerhaus des benachbarten Bahnhofes und lauſchte dem Summen eines ebenfalls dorthin geflohenen Eingebornen, der ſich's auf Kaffeeſäcken bequem gemacht hatte.

Die durch den Regen erfolgte Abkühlung war eine ſo bedeutende, daß ich zitternd vor Froſt und Näſſe im Hotel anlangte und mir zur Verhütung einer Erkältungskrankheit eine halbe Flaſche Schaumwein verſchrieb. Das Ding ſchmeckte aber nicht recht ſo ohne allen Sang und Klang. Als ich eine Viertelſtunde ſpäter, durch ein Bad neu reſtaurirt, in mein dämmeriges Schlafzimmer zurückkehrte, ſah ich eben noch, wie ein kleines, ſchwarz und gelb geringeltes Schlänglein auf dem Schwanze hoch aufgerichtet in S-förmiger Krümmung ſeinen Kopf in das noch halb gefüllte und auf dem Tiſche ſtehende Schalenglas ſteckte und von der ſüßen Flüſſigkeit naſchte. Mein Erſcheinen ſtörte das Tier in ſeinem Genuſſe; es huſchte über die Länge des Tiſches weg und ſchlängelte ſich lautlos an einem Tiſchbeine zu Boden. Dieſer Schlafkamerad war mir denn doch etwas unheimlich; ich durchſuchte das ganze Zimmer, das Bett von oben bis unten mit einer Genauigkeit, die auch für die Jagd auf ein noch kleineres Tierchen hinreichend geweſen wäre, hob alle die loſen Platten vom Boden, alles ohne Erfolg; ſchließlich legte ich mich doch aufs Ohr und ſchlief merkwürdiger Weiſe nicht weniger gut, als wenn ich daheim im eigenen Bette gelegen hätte.

Später ſuchte ich unter der Schlangenſammlung des Muſeums

zu Batavia meinen Mitzecher auf, fand ihn, den Unverbesserlichen, in mehreren Exemplaren wie erwartet in Spiritus und erfuhr durch den Kurator, daß ich es mit einer höchst giftigen kleinen Schlange zu tun gehabt habe.

Andern Tags verreiste ich mit dem Frühzug nach Djandjoër. Die 4¼ Stunden dauernde Eisenbahnfahrt ist ganz einzig in ihrer Art; ein überraschender Ausblick folgt auf den andern. Majestätisch präsentirt sich bald nach der Abfahrt von Buitenzorg der urwaldbedeckte Vulkan Salak; die Niederungen aber, denen die Bahnlinie folgt, bilden einen großen Garten, in welchem die tropische Natur so recht ihren Reichtum und ihre grandiose Ueppigkeit entfaltet. — Die Reisfelder waren stark bevölkert, nicht nur mit den früher geschilderten weißen Reihern und mit Reisfinken und Papageien, sondern auch mit fleißigen Bauersleuten, welche, bis an die Kniee im Wasser und Schlamme watend, die Reissetzlinge steckten. Die zugehörigen Kinder tummelten sich unterdessen auf den trockenen Wällen herum, welche die einzelnen bewässerten Felder von einander scheiden, und winkten und lärmten dem vorbeieilenden Zuge gerade so nach, wie es bei uns die liebe Jugend wohl auch zu tun pflegt.

Ein Bild zum Malen ist mir von der Station Soekaboemi her in Erinnerung; dort stund ein halberwachsenes, bildschönes Mädchen in der Nähe der Eisenbahnlinie im Grünen; mit der linken Hand stützte es das auf seiner Hüfte reitende kleine Brüderlein, mit der rechten hielt es in graziöser Anmut ein gewaltiges Pisangblatt als Schutz gegen die Sonnenstrahlen über seinen schwarzgelockten Kopf.

Am Endpunkte der Bahn — in Djandjoër — das wir mittags halb 1 Uhr erreichten, hält ein Böhme aus Bodenbach die Bahnhof-Restauration. Ich war der einzige Gast, der ankam, und wurde von dem etwas enttäuschten Herrn Restaurateur in Empfang genommen und sofort an die Tafel „versammelt"; zwei

reinliche, javaniſche Jungen ſervirten mir die vielen zum Reistiſch gehörigen Platten und der Herr Wirt unterhielt mich unterdeſſen von ſeinen Erlebniſſen in Zentral-Afrika, wohin er im Gefolge des Reiſenden Schweinfurth von Zanzibar aus eine Expedition mitgemacht hatte. Ich habe meiner Lebtag keinen Menſchen fürchterlicher aufſchneiden hören, und die Gemütlichkeit und Zuverſicht, mit der er log, war geradezu klaſſiſch.

IX.

Nach Bandong. — Marterkarren. — Fähre über den Tſchiparemfluß. — Affen. — Javaniſche Gaſtfreundlichkeit. — Auf dem Tangkuban Prau. — Ein Morgen in den Tropen. — Chinaplantagen in Lembang. — Der reiſende Doktor in Verlegenheit. — Störriſcher Gaul. — Urwald. — Unerwartetes Hindernis. — Am Krater. — Zur Hölle. — In Todesgefahr. — Zurück nach Bandong und Djandjoër. — Rieſenſchlange. — Sindanglaya. — Verloren und Verdorben. — Puntjakpaß. — Kraterſee. — Springblutegel. — Kaffee- und Theeplantagen.

Von Bandong, dem Endziele meiner Tagesreiſe und Hauptorte der Preanger-Regentſchaften, war ich immer noch über 60 Kilometer entfernt, die ich per Fuhrwerk zurücklegen mußte. Ein ſchmerzliches Gefühl ſteigt mir jetzt noch von den Sitzknorren aus gegen die Seele, wenn ich an jene Fahrt denke. Das Vehikel war ein ungefederter, zweiräderiger Armenſünderkarren, deſſen größten und einzigen Luxus ein zum Schutze gegen die Sonne ausgeſpanntes, aber durchlöchertes Zelt aus Büffelhaut bildete. Drei kleine javaniſche Pferde, neben einander geſpannt, beſorgten das Ziehen, ein zwölfjähriger Junge das Dreinhauen, ich das paſſive Geſchäft des Geſchüttelt- und Geſchundenwerdens, und fort ging's ſtundenlang in ununterbrochenem ſcharfem Trabe und Galopp über Stock und Stein, bergauf und bergab, auf der oft

elenden Straße, vorbei an Palmenwäldern, durch eine unausgesetzte Kette von Kaffee-, Thee-, Reis-, Zuckerkulturen und Gegenden, wo der Arm der Menschen noch nicht in das Walten und Schaffen der Natur eingegriffen hat, wo seit undenklichen Zeiten Urwald die Erde deckt, oder zwischen gewaltigen Flächen von Alang-Alang, jenem 6 bis 8 Fuß hohen Rietgrase, dem Lieblingsverstecke des Tigers, aus dem er wohl in der Dämmerung hervorbricht und sich einen Raub von der Straße holt. -- In solchem Grase sah ich auch die großen tellerförmigen Fußspuren des Rhinozeros.

Von zirka 15 zu 15 Kilometer, jeweils in einer größern Ortschaft, wurde den dampfenden Pferdchen 5 Minuten Ruhe gegönnt und ihnen eine Hand voll Reisstroh und Wasser verabreicht. Ich benützte die kurze Gelegenheit stets, um aus meinem Marterkasten herauszukriechen und meinen geräderten Gliedern etwas freie Bewegung zu gestatten; das Ein- wie das Aussteigen war ein wahrhaftiges Martyrium, und die zahlreich versammelten Dorfbewohner, große und kleine, hatten ihren geheimen Spaß daran, daß ich wie ein halb zusammengeklapptes Taschenmesser in der engen Karre sitzen mußte. — Alle aber ohne Ausnahme waren recht anständig und freundlich, fast unterwürfig; ich machte überhaupt die Erfahrung, daß in den Gegenden Javas, welche dem großen Verkehre mehr oder weniger fern liegen, der Europäer noch mit einer gewissen respektvollen Scheu und nicht geringer Ehrfurcht behandelt wird. So z. B. erwiesen mir viele ältere Leute, an denen ich vorbeifuhr, die gegenüber ihren Fürsten vorgeschriebene Begrüßungsform, indem sie sich am Straßenrand, das Gesicht gegen die Straße gewendet, niedersetzten, den wannenförmigen Hut vom Kopfe nahmen und gesenkten Blickes meinen Wagen vorbei passiren ließen.

Zirka drei Stunden von Djandjoër weg fällt die Straße plötzlich und jäh zu einer imposanten Schlucht ab, in deren Tiefe das klare und breite Gewässer des Tschiparemflusses dahinströmt.

Dieſe Szenerie iſt wohl das ſchönſte Naturſchauſpiel, welches mir aus den Preanger-Regentſchaften in Erinnerung blieb. Beide ſeitlichen Abhänge der Schlucht ſind mit jener Dichtigkeit und Mannigfaltigkeit bewachſen, wie ſie eben nur dem tropiſchen Urwalde eigen ſind. Die üppige Vegetation ſcheint zu wenig Raum zu haben und ſtrebt in freier Luft als überhängendes mächtiges Dach weit gegen die Mitte des Fluſſes; Schlingpflanzen und Luftwurzeln ſenken ſich träumeriſch zu den Waſſern. In dem ruhig dahinfließenden Strome iſt in unglaublicher Klarheit das Spiegelbild der grünen Ufer-Vegetation zu ſehen; nur in der Mitte der Waſſerfläche bleibt ein heller Streif, der Reflex des Himmels, der zwiſchen den gigantiſchen Baumkronen und dem dichten Urwaldgeſtrüpp herniederſchaut.

Die zum Fluſſe hinabführende Straße fällt ſo ſteil ab und iſt ſo holperig, daß wir, Kutſcher, Pferde und ich, mit vereinten Kräften arbeiten mußten, um mit heiler Haut herunterzukommen; er hielt die Pferde, ich hatte den bald nach rechts, bald nach links ſich neigenden Karren zu ſtützen.

Ueber den Fluß führt eine Fähre in Geſtalt von zwei zuſammengerammten Böten, über welche ein Bretterboden gelegt iſt, groß genug, um auch Fuhrwerke aufzunehmen, aber ohne alle Barrieren oder andere Sicherheitsvorrichtungen. Zwei mächtige, aus Rotan geflochtene Seile überſpannen als weit herabhängende Schlingen das Flußbett, laufen an beiden Ufern über Bambusſtützen und ſind in höchſt primitiver Weiſe an Baumſtämmen befeſtigt. An dieſer lotterigen Führung gleitet die bewegliche Brücke langſam hinüber.

Die Pferde wurden ausgeſpannt und über knarrendes Bambusgeflecht auf die Fähre getrieben; dann kam ich und ſchließlich noch mein Luxuswagen, den ein halbes Dutzend Javaner ſcheinbar mit Aufwand aller Kräfte herüberſchob, obſchon dieſe Leiſtung für einen einzelnen nicht zu groß geweſen wäre. — Auf dem

andern Ufer badeten zahme Büffel in der kristallhellen Flut; sie werden für die meisten Fuhrwerke als Vorspann gebraucht, da es sonst kaum möglich ist, aus der Schlucht herauszukommen; die wegführende Straße hat eine fast verwegene Steigung.

Mein Kutscher hieß mich einsteigen, wies die Hülfe der elefantenähnlichen Wiederkäuer, die von ihren Besitzern bereits zuggerecht gestellt waren, mit nachdrücklichem Gebrüll zurück und hieb nun wahrhaft wahnsinnig auf seine Gäule los; ehe ich protestiren konnte, ging's in gestrecktem Galopp bergan; Peitsche und Stimme des Kutschers ruhten keinen Augenblick; ich hatte Mühe, mich festzuhalten und wurde ganz unbarmherzig hin- und hergerüttelt. Endlich waren wir oben; der Kutscher hielt an und lachte verschmitzt beim Betrachten meiner sauerfüßen, ungnädigen Miene und meiner Anstrengungen, dem am meisten gepeinigten Körperteile etwas Erholung zu verschaffen; die Pferdchen dampften und schnaubten. — Die Straße ist rechts und links ein ziemliches Stück weit durch den Urwald eingerahmt; hier war es auch, wo ich die erste Affenfamilie in Freiheit sah; Mutter und Kinder empfahlen sich schleunigst; der Herr Papa aber sah sich das Ding noch ein bischen genauer an, schnitt dann einige verächtliche Grimassen und verduftete auch; seine rote Kehrseite war das letzte, was ich zwischen den dichtbelaubten Aesten einer baumartigen Mimose noch erkennen konnte.

Eine halbe Stunde später passirten wir die langgestreckte Ortschaft Radjamandala, eine zwei Kilometer lange Doppelreihe von Bambushäusern in Gärten, in welchen die Mutter Natur alleinige Gärtnerin ist. Ich gab meinem Pferdejungen etwas Geld und erwartete, daß er von den feilgebotenen Früchten sich einige zur Erfrischung kaufen werde. Statt dessen kehrte er mit einer Portion Siri zurück, die in ein Betelblatt gewickelt war, und fing sofort das ekelhafte Kau- und Spuckgeschäft an, wobei im Fahren ein gutes Teil auch für mich abfiel.

Einige Kilometer weiter vorwärts saß in der Veranda eines bessern javanischen Hauses eine Gesellschaft gutgekleideter Javaner beisammen und sah den Aufführungen einer wandernden Theaterbande zu. Ich ließ anhalten; sofort erschien der Herr des Hauses, grüßte ehrerbietig und lud mich zum Sitzen ein; eine Tasse Kaffee wurde gebracht; ein Mädchen, nach der Sitte der Gegend gekleidet, d. h. als einziges Kleidungsstück den Sarong umgebunden, den Oberkörper entblößt, bediente mich mit Bananen und Backwerk. Die Schauspieler strengten sich an, dem Fremdling das Schönste in dramatischer Kunst zu zeigen. Ich wollte sie, wie die Dienerin, beim Abschiede belohnen; aber dagegen erhob sich ein allgemeiner Protest. Die ganze Gesellschaft begleitete mich schließlich zum Wagen und verabschiedete sich nach dortiger Weise mit tiefen Verbeugungen und Kreuzen der Arme vor der Brust.

Etwas vor sieben Uhr, also fast eine Stunde nach Sonnenuntergang, langten wir in Bandong an, woselbst ich als einziger Gast das von einem Deutschen gehaltene, neu erstellte Hotel Homann bezog. Die Nacht war prachtvoll; ich lag noch lange Zeit im Bettkostüm auf der Veranda meines Zimmers; Tausende von Glühkäferchen schwärmten in der Luft und produzirten ein Feuerwerk, wie ich es bisher noch nie gesehen hatte.

Für den folgenden Tag hatte ich die Besteigung des vulkanischen Tangkuban Prau aufs Programm gesetzt. Schon um ½6 Uhr war der „Johann" des Hotels mit zwei frischen Pferdchen, aber der nämlichen jammervollen Karre des vorhergehenden Tages, zur Abfahrt bereit. Es war so kühl, daß ich mich gerne in meinen Plaid einwickelte.

Prachtvoll erwachte die Welt; die Sonne vergoldete eben erst die Gebirge, denen wir zustrebten; sie hoben sich gegen den Horizont ab wie glänzende Firnen und Gletscher. Auf der Straße begegneten wir zahlreichen Eingebornen, welche mit

Früchten und Produkten ihrer Händearbeit beladen nach Bandong zu Markte gingen, den fröstelnden Körper bis über die Ohren in Fetzen eingehüllt. Die unterdessen am Himmel erscheinende Sonne wärmte bald und belebte auch das Innere der am Wege liegenden Hütten; die bambusgeflochtenen Türen öffneten sich; gähnende und sich streckende Erwachsene kamen zum Vorschein und sahen sich den jungen Tag an; Kinder erschienen und begannen ihre Spiele; ein Mädchen setzte sein Brüderlein auf ein gewaltiges Pisangblatt, benützte den dicken Blattstiel als Deichsel, fuhr den kleinen Passagier Kutsche und fing immer wieder von vorne an, wenn der Knirps beim Anziehen nach hinten überschlug.

Auffallend ist der Hühnerreichtum der javanischen Dörfer; oft sind die Wege förmlich mit Geflügel bevölkert und die Räder unseres Karrens töteten leider mehrere Küchlein; das Ereignis scheint aber öfters zu passiren, machte wenigstens auf die Eigentümer keinen großen Eindruck. Vielleicht daß auch die Scheu vor dem Europäer sie von Auslassungen zurückhielt.

Die Kinder benahmen sich überall sehr zurückhaltend, furchtsam schüchtern, was mir oft leid tat; es erschien mir aber begreiflich, wenn ich mich daran erinnerte, wie die dort wohnenden Europäer die Eingebornen behandeln; hatte mir doch der böhmische Bahnhof-Restaurateur in Djandjoër gesagt, die Javaner müssen traktirt werden wie die Hunde, nicht wie Menschen.

Um 8 Uhr langten wir in der letzten per Fuhrwerk zu erreichenden Ortschaft, in Lembang, an. Der Ort liegt 600 Meter über dem Meeresspiegel am Fuße des Tangkuban Prau und enthält die Ruhestätte des famosen Java-Kenners Junghuhn, welcher 1864 dort starb, nachdem er 30 Jahre seines Lebens der Erforschung des herrlichen tropischen Eilandes, seiner zweiten Heimat, gewidmet hatte. — Im weitern gewinnt Lembang Bedeutung durch die Chinaplantagen, die seit Ende der fünfziger Jahre dort angelegt sind. Der Chinarindenbaum, der das wichtigste

aller Fieberheilmittel, das Chinin, liefert, war bekanntlich bis zum Jahre 1854 nur in Peru zu Hause. Um diese Zeit aber gelang es dem holländischen Botaniker Haßkarl — trotz nachdrücklichen Verbotes und strengster Aufsicht seitens der peruanischen Regierung — Pflänzlinge und Samen nach Holland und von dort nach Java zu bringen und seither sind in den javanischen Gebirgen über zwei Millionen Chinarindenbäume angepflanzt worden. Ihre Kultur erfordert äußerste Sorgfalt; die jungen Bäumchen müssen gehegt und gepflegt werden, wie kränkliche Kinder. Die Wurzelrinde ist geschätzter als diejenige des Stammes; doch geht natürlich mit ihrer Ausbeutung der Baum zu Grunde; dagegen wird der Stamm in der Weise ausgenützt, daß man die Rinde in langen Bändern ablöst, aber mit sorgfältigster Schonung des Cambiums, und jeweils zwischen zwei abgelösten Bändern eine Rindenpartie stehen läßt, so daß der Baum gesund bleibt und die Lücken im Laufe der Zeit sich wieder ausfüllen. Das Geschäft des Ablösens und Trocknens besorgen Weiber und Kinder. Der Export von Chinarinde aus Java betrug im Jahre 1880 124,000 Kilos, immerhin nur ein geringer Bruchteil des jährlichen Gesamtverbrauches auf der ganzen Erde, welcher sich auf neun Millionen Kilo beläuft.

Ich hatte Empfehlungen in der Tasche an die zwei einzigen in Lembang residirenden Europäer, den Direktor der Chinaplantage, Herrn Twiß, und einen holländischen Polizeiaufseher, unter dessen Schutz ich die Bergtour ausführen sollte. Zu meinem Aerger und meiner nicht geringen Verlegenheit bedeutete man mir, beide Herren seien nach Bandong verreist. Was tun? In ganz Lembang war niemand, der eine mir geläufige Sprache kannte, und so stund ich denn anfänglich ratlos, umgeben von einer gaffenden Menge von Javanern mit Weibern und Kindern, die aus meinen malayischen Brocken erst nicht recht klug wurden, so ernstlich sie auch über jedes von mir gesprochene Wort Rat

hielten. Für einen unbefangenen Zuſchauer hätte unſere von lebhaften Geberden unterſtützte Konverſation ein höchſt komiſches Schauſpiel ſein müſſen. Endlich begriff eine gelbe Tochter Javas, daß ich ein Pferd und einen Führer auf den Berg wünſche. Beides erſchien nach geraumer Zeit, der letztere ein 12jähriger Junge mit häßlichem, blatternarbigem, aber intelligentem Geſichte, doch zu klein für einen Kampf mit Tigern und Rieſenſchlangen, wie ich ihn vorhatte; das erſtere ein Mitleid erweckendes Tier, das einem kleinen Maulеſel ähnlicher ſah als einem Pferd.

Ich war froh, wenigſtens das zu haben und ſetzte mich wohlgemut auf den Rücken des Tieres; es ſah dabei erſtaunt nach rückwärts und wunderte ſich, daß an ſeinen Flanken zwei ſo ungewohnt lange Beine bis faſt zum Boden herunterhingen. Nun wollte ich vorwärts, der Führer wollte auch, aber meine Roſinante wollte nicht; alles Zerren, Prügeln, Wadendrücken half nichts; ſie ſtand bockſtille; einige der Umſtehenden fingen an zu ſchieben, was den Erfolg hatte, daß das intelligente Tierchen mehrere Schritte rückwärts und mit dem Hintern in eine Dornhecke drängte, wobei auch einige Partien meines Körpers in Gefahr kamen. Schließlich ſtieg ich gerne ab und „ritt“ zu Fuß, während mein Cicerone, den nun lenkſamen Gaul am Zügel haltend, vorausging. — Der Pfad führt in ziemlicher Steigung erſt durch die Chinapflanzungen; die Chinarindenbäume ſind von äußerſt edler, dem europäiſchen Auge ungewohnter Form und eine derartige Plantage gewährt einen wirklich ſchönen Anblick.

Nach halbſtündigem Steigen erreichten wir eine Hochebene, die — vor kurzem noch mit Urwald bedeckt — nun für die Aufnahme von jungen Chinabäumen hergerichtet wurde. Zu dieſem Zwecke wurde der Wald einfach angezündet, gleichviel welche Ausdehnung das Feuer nehmen konnte; die ſchließlich übrig bleibenden gewaltigſten Baumſtämme, welche der Wochen lang dauernde Brand hatte verkohlen, nicht gänzlich zerſtören

können, waren gefällt worden und lagen nun als schwarze Kolosse da, wie ein Heer erschlagener Riesen auf dem Schlachtfelde. Es dauert Jahrzehnde, bis dieselben vermodert sind; sie bilden aber während dieser Zeit ein kontinuirliches Düngmittel. Doch braucht es beständiger Arbeit von vielen Händen, um die überall neu aufkeimende Waldung auszurotten und das Terrain für die beabsichtigten Kulturen offen zu erhalten. Das Schaffen der Natur ist ein so riesiges, daß 14 Tage genügen würden, um alle die toten Baumstämme mit frischem Grün zu überdecken.

Als wir die Hochebene durchquert hatten, begann dichter Urwald und deckte uns mit seinem Schatten bis fast zur obersten Spitze des Berges. Der Weg ist recht steil; er führt im Zickzack hinauf und ist nichts anderes als ein künstlich erweiterter und offen gehaltener Pfad, welchen sich Rhinozerosse durch das Dickicht gebrochen haben. Seitlich vom Wege sich in den Urwald zu verlieren, wäre fast unmöglich (übrigens auch nicht ungefährlich), denn das Gewirr von Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen bildet eine meist undurchdringliche, lebendige Mauer. — Oftmals lag ein frischgefallener Stamm quer über den Pfad oder wurde von mächtigen Schling- und Klettergewächsen, die sich an ihm zum Lichte emporgeschwungen hatten, in freier Luft schwebend erhalten, so zwar, daß es aussah, als ob er jeden Augenblick niederstürzen und uns zermalmen könnte. — Als schönste Gebilde des Urwalds, die auch den Palmen weitaus den Rang ablaufen, erschienen mir stets die Baumfarne; von Palmen form zeigen sie ein viel saftigeres Grün und weicher gegliederte Blätter als diese; die anmutigen Blattkronen ruhen auf Stämmen von 30 bis 60 Fuß Höhe. Namentlich prächtig heben sich die Baumfarne von ihrer Umgebung ab, wenn man Gelegenheit hat, ein Stück Urwald aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Es ist ein eigentümliches Gefühl bangen Grauens, das den Menschen beschleicht, wenn er zum ersten Male den Urwald betritt.

Die Stille, das ernste Halbdunkel, die imposante Größe überwältigen ihn; das dadurch geweckte Bewußtsein der eigenen verschwindenden Kleinheit und Nichtigkeit macht ihn erzittern, ähnlich wie auf dem uferlosen Weltmeere oder angesichts der unermeßlichen Wüste. Schaudernd ahnt der an Schranken gewöhnte Geist Ewigkeit und Unendlichkeit. Bald aber treten diese Gefühle zurück gegenüber dem Interesse für die schönen Einzelheiten des gewaltigen Ganzen.

Was den Urwald am meisten von unsern Wäldern unterscheidet, ist die große Mannigfaltigkeit seiner Gewächse; bei uns, wo lebensfeindliche klimatische Bedingungen dem Wachstum der Pflanzen sich entgegenstellen, sind es nur einzelne, welche denselben Trotz bieten und welche dann in gesellschaftlicher und einheitlicher Weise unsere Wälder formiren. Im Urwald aber sieht man selten zwei gleiche Bäume oder Pflanzen neben einander; die warme und feuchte Tropenluft fördert eben alle und jede Vegetation, und es kämpfen die Gewächse in unendlicher Mannigfaltigkeit um den Raum zum Wurzeln und Wachsen, den Kampf ums Dasein.

Von der Tierwelt gewahrt man im ganzen sehr wenig; es herrscht eine geheimnisvolle Stille; nur hie und da schreit ein Vogel oder ein unschuldiger Vierfüßer auf, der vielleicht von einer Tigerkatze oder einer Schlange gepackt wurde. Oder das Ohr vernimmt aus der Ferne das Krachen eines zusammenbrechenden, lebensmüden Baumriesen. Ein paarmal guckten auch neckische Affen aus dem Dickicht heraus, indem sie mit den Vorderhänden die laubigen Schlinggewächse auseinander hielten und neugierig die Köpfe hervorstreckten.

Als ich aber einen Revolverschuß in die Luft abgab, erfuhr ich, daß die Tierwelt in meiner unmittelbaren Nähe doch reichlich vertreten war: wilde Hühner (von dem wilden javanischen Huhn stammt unser Haushuhn ab) flatterten auf; Affen kreischten

mörderlich, und das Knacken von Zweigen und Raſſeln im Dickicht zeigte mir, daß auch größere Tiere in der Nähe weilten.

Zirka zwei Stunden lang ritt ich — die Roſinante hatte unterdeſſen Vernunft angenommen — im Schatten des Waldes bergauf. Oftmals war der Weg quer verlegt und dann mußte ich abſteigen und den Gaul über das Hindernis wegbugſiren helfen. Ich ſetzte mich aber immer gerne wieder auf den Pferderücken, denn unter dem Laub und Geäſt, das den Boden bedeckte, konnte kriechendes Gewürm verborgen ſein, und trotz eines in der Taſche mitgeführten Heilmittels gegen Biſſe giftiger Schlangen verlangte mich doch nicht nach näherer Bekanntſchaft mit denſelben.

Unterdeſſen waren wir, wie mein Aneroïdbarometer zeigte, 2000 Meter hoch geſtiegen. Der Wald lichtete ſich; der Boden wurde kahl und trug nur noch holziges Geſtrüpp und vereinzelte Bäume, die aber alle ohne Laubwerk daſtunden. Erſtickende Schwefeldämpfe erfüllten die Luft und erklärten mir die Oede der Vegetation.

Nach einer weitern Steigung von zirka 100 Metern waren wir auf dem Gipfel, einem kleinen Hochplateau, das einen unvergleichlich ſchönen Ausblick auf den zu Füßen liegenden Urwald und die herrlichen Gebirgsketten und üppigen Täler der Preanger Regentſchaften gewährt.

Als wir uns zum Krater verfügen wollten, hemmte plötzlich ein unerwartetes und abſolutes Hindernis unſere Schritte. Eine 12 Fuß hohe Paliſſade aus zuſammengeflochtenen und in die Erde getriebenen Bambusſtämmen ſchnitt jede Möglichkeit ab, weiter vorwärts zu kommen. Es war dies ein Teil jener rieſigen Schutzſperre, welche die Regierung zur Abhaltung der Rinderpeſt gegen die davon betroffenen Diſtrikte hatte erſtellen laſſen und welche direkt über den Gipfel des Tangkuban Prau verlief. Alles Suchen nach einem Durchgang oder nach einer Lücke war vergeblich; überall ſtarrten uns die feſt zuſammengerammten Pfähle

entgegen, die auch nicht einen einzigen Blick zwiſchen ſich durchſchlüpfen ließen. Was tun? Sollte ich den mühſamen Weg zurückgelegt haben, ohne zum Ziele, zum Krater des Berges, gekommen zu ſein? Ich ſchrie aus Leibeskräften, ſchoß auch mehrere Male mit meinem Revolver, um einen möglicherweiſe nicht allzuweit davon poſtirten inländiſchen Poliziſten herbei zu locken, der uns vielleicht eine Paſſage hätte zeigen können. Doch fiel mir nachträglich ein, daß ohne Begleitung des Polizeikommiſſärs, den ich ja fatalerweiſe in Lembang verfehlt hatte, die Erlaubnis zum Betreten des abgeſperrten Gebietes jedenfalls nicht erhältlich wäre. Ich wartete eine Viertelſtunde; alles blieb ruhig; natürlich, denn wie ſollte eine Polizeiwache da hinaufkommen? Nur das Toſen des Vulkans war aus ferner Tiefe zu hören. Dies erregte mein Verlangen, den Wütenden zu ſehen, in nur um ſo höherem Grade. — Ich ſah meinen Jungen fragend an und machte dabei die Bewegung des Axthauens; er durchſchaute meine Gedanken ſofort und holte ſeinen Kriß aus dem Gurte, ich mein Taſchenmeſſer und ſo fingen wir die Rotangeflechte, welche die Paliſſaden zuſammenhielten, emſig zu zerſchneiden an. Mit großer Mühe und unter zahlloſen Schweißtropfen gelang es, eine Breſche in die Umzäunung zu machen, durch die wir durchſchlüpfen konnten; der Gaul war kaum hindurch zu bringen und mußte gezogen und geſchoben werden.

Noch zirka 200 Schritte vorwärts und wir ſtunden am Rande eines grauenhaften, trichterförmigen Abgrundes, aus deſſen Tiefen herauf es toste und dampfte, wie aus einem Höllenpfuhle. Der Umfang des Trichters mochte vier bis fünf Kilometer betragen. Faſt ſenkrecht fielen die kahlen, mit Geröll bedeckten Wände zirka 1000 Fuß zu der grauſigen Tiefe ab. Dort erkannte das Auge, wenn ſich vorübergehend die Dampfwolken etwas verzogen, einen gewaltigen Doppelkrater, durch einen hohen Wall in zwei Teile geſchieden. Der nach Oſten gelegene war ruhig und enthielt

einen kleinen See mit ſchwefelgelber, glatter Oberfläche. Der weſtliche Krater aber gewährte das Bild eines ungeheuren Keſſels, in dem es brodelte und ziſchte; alle Augenblicke erfolgte eine Exploſion, bei welcher mit furchtbarer Gewalt Waſſer- und Schwefeldämpfe hoch in die Luft geſchleudert wurden. Mich verlangte, das ſeltene und intereſſante Schauſpiel aus der Nähe zu ſehen; deshalb war ich ja überhaupt hergekommen, und Herr Z. in Batavia hatte mir erzählt, daß es möglich ſei, ſich herunterführen zu laſſen. Aber mein kleiner Cicerone wollte nichts von einer Expedition wiſſen; als ich in die Tiefe deutete und ihn aufforderte, voranzugehen, machte er die unzweideutigſten Bewegungen der Abwehr und der Furcht. So ging ich eben allein. — Die Sonne braunte glühend heiß auf den ſchattenloſen Abgrund und mir war's, als ſei ich beſtändig im Knotenpunkte der von den ſteinigen Abhängen reflektirten Strahlen. Im Zickzack ſchlängelte ich mich, mehr auf allen Vieren als aufrecht, oft auch durch ungewollte Rutſchpartien befördert, in die Tiefe, und nach ¾ſtündiger mühevoller Arbeit befand ich mich am Ufer des ruhigen Kraterſees, deſſen Waſſerfläche mit niedergeſchlagenem Schwefel ganz überdeckt war. Wo das Auge hinſchaute, erblickte es troſtloſe, lebensfeindliche Oede. Den tätigen Krater verdeckte mir ein zirka 100 Fuß hoher, aus Schutt und Lava beſtehender Wall; ihn zu beſteigen war keine kleine Arbeit, denn der Fuß glitt in dem beweglichen Gerölle bei jedem Schritte wieder rückwärts und meine Hände waren wund von den unfreiwilligen Berührungen mit den ſcharfkantigen Lavabrocken. Aber auch er wurde überwunden und mit Schweiß getränkt. Der Ausblick von der Höhe des Walles auf den Zwillingskrater und die ihn einſchließende tauſend Fuß hohe Kratermauer iſt ganz beſonders merkwürdig. Ich glaube, daß man dort eine ganz richtige Vorſtellung einer Mondlandſchaft erhält.

Auf vielen Umwegen nahte ich endlich dem toſenden

Ungetüm im westlichen Kraterkessel; fast war das Atmen unmöglich in der von Schwefeldämpfen erfüllten Luft, und der Lärm tat den Ohren eigentlich weh und war so gewaltig, daß ich Steinmassen, die von oben herab zur Tiefe stürzten, wohl rollen sah, ohne aber ihr Poltern zu hören. Im Vorwärtsschreiten merkte ich plötzlich, daß der Boden anfing, glatt und elastisch zu werden; ich hatte das Gefühl, als ob ich auf Kautschuk gehe und spürte durch die Schuhsohlen eine beträchtliche Wärme; als ich von einem sichern Standpunkte aus einen schweren Stein fallen ließ, sank er durch die kaum erstarrte Schicht in die Tiefe und aus der dabei entstandenen Oeffnung brodelte eine siedende, dickgelbe Brühe heraus. Bis hieher — hatte mir Herr Z. gesagt — war das Gehen ohne Gefahr; ich machte also Halt und betrachtete das grausige Naturschauspiel geraume Zeit, wobei ich — dank den heißen Wasserdämpfen — faktisch schwitzte wie in einem russischen Bade. Zum Andenken belastete ich meine Rocktaschen mit mancherlei interessanten und nur dort zu findenden Mineralien, namentlich auch mit löcherigen, rissigen Schwefelkrusten, die an der Unterseite hübsche Schwefelkristalle zeigen, und begann dann, einige Kilo schwerer, den Rückzug. Ein Blick nach oben machte aber mein Blut erstarren und hätte beinahe meinen ganzen Mut gelähmt; es schien kaum möglich, diese steilen Wände mit so beweglichem Boden wieder hinaufzuklimmen. Allerdings mußte irgendwo eine Art von natürlichem Weg sein, der den Aufstieg erleichterte, aber davon sah ich keine Spur. Mit Neid gewahrte ich am Rande des Trichters, hoch oben, als schwarzen beweglichen Punkt den Kopf meines Jungen, welcher — auf dem Bauche liegend — meine Reise in den Hades verfolgt hatte. Ein gräßliches Gefühl gänzlicher Verlassenheit und Verlorenheit, das Bewußtsein des lebendig Begrabenseins, wollte mich beschleichen und an meinen Beinen hing es wie Blei, so oft ich bergan zu steigen versuchte. Von fünfzig zu fünfzig Schritten mußte ich

mich immer wieder hinlegen und dem jagenden Pulſe und den ſchachmatten Gliedern etwas Ruhe gönnen. Die Sonne brannte mit ſengender Glut, gleich als wolle ſie dem Sohne der gemäßigten Zone zeigen, daß ſie ein Faktor iſt, mit dem bei dergleichen Touren in den Tropen gerechnet werden muß. Endlich — Gott Lob und Dank — berührten meine Hände den Boden des Hochplateau; es galt, noch Rumpf und Beine heraufzubringen. Krampfhaft umfaßte ich einen holzigen Strauch und ſchwang mich in die Höhe; in dieſem Momente aber verließen mich meine Kräfte und mein Bewußtſein, ich brach auf der Stelle zuſammen und glaubte zu ſterben.

Als ich zur Beſinnung kam, lag ich einige Schritte vom Abgrunde entfernt auf dem heißen Boden. Ob der Junge mich dorthin geſchleppt oder ob meine eigenen Kräfte vor der Ohnmacht noch ſo weit gereicht hatten, weiß ich nicht; jener ſtund mit ſeinem Pferde ſcheinbar gleichgültig nebenan und ſchien ruhig abwarten zu wollen, was aus dem Manne werde, der ihm noch den Führerlohn ſchuldete.

Nach kurzer Zeit glaubte ich wieder ſatteltüchtig zu ſein und ſetzte mich aufs Pferd; aber ſchon nach zehn Minuten knickte ich zuſammen, wie ein erwärmtes Wachskerzchen, und mußte mich auf den Waldboden gleiten laſſen, wo ich eine Viertelſtunde liegen blieb, unbekümmert darum, ob unter den knackenden Zweigen kleines und großes Ungeziefer verborgen ſei oder nicht. Die erfriſchende Kühle des Urwaldes reſtaurirte mich aber bald wieder; ſchließlich lief mir ſogar mein Gaul viel zu langſam. Ich ließ Roß und Führer im Stich und trabte auf eigene Fauſt den mir nun bekannten Weg waldabwärts. Komiſch war dabei das Beſtreben des Jungen, mir auf der Ferſe zu bleiben (wohl aus Angſt, ich möchte ihm durchbrennen), und die Widerſpenſtigkeit des Gaules, der von einem ſo raſchen Abſtieg nichts wiſſen wollte.

In Leubang angelangt, verzehrte ich unter freiem Himmel

meinen von Bandong mitgenommenen Proviant, begafft von einer Schar Eingeborner, welchen der Junge offenbar erzählte, was dem fremden Manne oben auf dem Berge paſſirt ſei. Ich ſelber konnte mich von der grauſigen Erinnerung gar nicht los machen, und als ich wieder in meinem Rumpelkarren ſaß und bergabwärts fuhr, ſchmerzten mich meine Glieder erbärmlich infolge der ungeheuern Anſtrengung.

Im Hotel zu Bandong fand ich einen unterdeſſen angekommenen zweiten Gaſt in der Perſon eines holländiſchen Beamten, welcher auf einer Inſpektionsreiſe begriffen war. Das Intereſſe, das ich an dem landes- und verhältniskundigen Manne nahm, ließ mich meine Müdigkeit vergeſſen; wir ſaßen in Geſellſchaft des Wirtes bis in alle Nacht hinein auf der Veranda des Hotels, tranken kühles Export-Bier und plauderten, als ob wir ſeit Monaten keine Gelegenheit mehr dazu gehabt hätten. Da erfuhr ich auch, welch horrende Summen Java für ſeine Verwaltung zu bezahlen hat. Der Gouverneur allein koſtet jährlich 150,000 Gulden, jeder Reſident (d. h. oberſter Verwaltungsbeamter einer Reſidentſchaft) bezieht 1800 Gulden per Monat mit freier Wohnung; ihre zugeteilten Aſſiſtent-Reſidenten zuſammen auch ſo viel; vom Heer der Unterbeamten gar nicht zu ſprechen. Daneben verzehren aber auch die inländiſchen Fürſten, welche die Holländer aus Politik als gut bezahlte Scheinfiguren auf ihren prunkenden Plätzen beließen, ungeheure Summen. Der Kaiſer von Solo, der abſolut nichts mehr zu bedeuten hat, braucht jährlich mehrere Millionen Gulden; jeder Regent (es exiſtiren in Bandong allein deren 20) bezieht 1000 bis 2000 Gulden per Monat und dazu noch einen Gulden Abgabe von jedem Pikul Kaffee, der in ſeiner Regentſchaft gepflanzt wird. (Die letzte Kaffeebohne auch von dem Bauern, der nur einige Kaffeebäumchen in ſeiner Gartenhecke zieht, muß bekanntlich an die holländiſche Regierung abgeliefert werden, welche den Kaffee monopoliſirt hat.) — Die Lage des

javaniſchen Bauern iſt im ganzen eine miſerable; die Chineſen machen ſich dieſelbe zu Nutzen; ſie borgen dem Javaner, der allezeit auf dem Hund iſt, Geld, laſſen ſich dafür ſeine Büffel oder den zu erwartenden Ertrag der Reisernte verpfänden und wiſſen es immer ſo einzurichten, daß ihnen das Pfand zufällt. — Wer möchte behaupten, daß wir im Thurgau nicht auch Chineſen hätten?

Mein Geſellſchafter lud mich ein, mit ihm nach Soemedang und Cheribon zu fahren und von dort aus über Samarang nach Solo zu gehen, woſelbſt er mir Zutritt zum kaiſerlichen Hofe und zu den Tigergefechten verſchaffen wolle, die dort bei Anlaß des nächſter Zeit ſtattfindenden mohammedaniſchen Neujahrsfeſtes abgehalten würden. Aber einerſeits verlangte mich nicht ſehr darnach, dieſen glänzenden Prunk mitten im javaniſchen Elend zu ſehen, anderſeits zog es mich unwiderſtehlich nach Batavia zurück, wo unterdeſſen Nachrichten aus der lieben Heimat eingelaufen ſein mußten. So fuhr ich andern Tags mit meinem Jungen und den unterdeſſen ausgeruhten Pferden wieder nach Djandjoër zurück. Dort war ich gerade Zeuge, wie eine Rieſenſchlange eingebracht wurde. Das gewaltige Tier hatte ſich vollgefreſſen und lag, um zwei Baumſtämme geſchlungen, ruhig da. Herr Sch., der Bahnhof-Reſtaurateur, der nebenbei ſich noch mit Tierfängerei befaßt, packte mit Hülfe von ſechs Kulis den Rieſenleib, wickelte ihn ab und legte ihn in eine Holzkiſte, bei welcher Gelegenheit ihm aber das ſonſt bewegungsloſe Tier das Nagelglied ſeines rechten Daumens radikal durchbiß. Da die Rieſenſchlange bekanntlich nicht giftig iſt, blieb die Verletzung ohne ſchlimme Folgen. — Für den Rückweg nach Buitenzorg verſchmähte ich die bequeme Eiſenbahnfahrt und zog es vor, per Karren die in anderer Richtung verlaufende, ganz Java durchziehende Poſtſtraße zu benützen. Auf ihr gelangte ich zu Anbruch der Nacht nach Sindanglaya, einer 1120 Meter hoch gelegenen Geſundheitsſtation

mit ziemlich gut geführtem Hotel und ausgedehnten Militärspitalbaracken, in welchen beständig einige hundert rekonvaleszente Soldaten der holländisch-indischen Armee zur Luftkur einlogirt sind. — Mein erster Besuch des andern Morgens galt diesem Militär-Institute; auf meine Nachfrage nach Schweizern erschienen zwei bleiche Jünglinge in sehr nachlässigem Spitalkostüm; der eine davon kaute Siri wie ein Javaner und spuckte in derselben unappetitlichen Weise; er stellte sich als Berner-Bürger vor und sprach ein komisches Gemisch von schlechtem Holländisch und echtem Bernerdialekt; der andere sah etwas anständiger aus; aus dem Kanton Zürich gebürtig hatte er sich mit 22 Jahren als studiosus juris, wie er erzählte, anwerben lassen; vom ersten Tage an war er aber krank geworden und verbrachte nun seit Monaten ein elendes, taten- und farbloses Faullenzerleben in den holländisch-indischen Militärspitälern und Gesundheitsstationen. — Mehr noch als die nach meinem Gefühl miserable Lage dieser Landsleute betrübte mich die an Stumpfsinn grenzende Gleichgültigkeit, mit der sie sich hineinfanden. — Mein Sondiren nach edlern Regungen war vergeblich. — Verloren und Verdorben! —

Der Weg nach Buitenzorg führte mich über den 5200 Fuß hoch gelegenen Puntjakpaß; auf der Paßhöhe, in welcher die Straße sich zu einem geschützten Hohlweg verengt, steht ein einsamer Polizeiposten. Ich ließ anhalten und wanderte unter seiner Führung zirka ½ Stunde weit durch den angrenzenden Urwald nach einem seit Jahrhunderten erloschenen Krater, der nun einen herrlich tief-grünen, ganz in die erdrückende Waldvegetation eingerahmten See bildet. Als wir uns dem Rande desselben näherten, hörten wir in unmittelbarer Nähe einen krachenden Lärm, als ob ein Baum langsam zu Boden fiele; es waren — wie mein Begleiter mit großem Geschrei verkündete — Rhinozerosse, die wir aus ihrer Siesta aufgeschreckt hatten und die sich nun im Dickicht des Waldes verloren. Die Bekanntschaft kleinerer, aber mir

unangenehmerer Tiere machte ich auf dem Rückwege; als ich mich eben durch ein hundert Schritte weit den Weg verlegendes Gebüsch durchgearbeitet hatte, spürte ich ein juckendes Gefühl an meinen Beinen; ich sah nach und entdeckte eine Anzahl jener kleinen Springblutegel, welche zu Millionen den Urwald bewohnen, sich vom Boden her in die Höhe schnellen und so die Opfer ihrer Blutgier erreichen. Sie hatten schon brav gearbeitet; das über ihren Durst an meinen Beinen herablaufende Blut war es, welches mir die eigenartige Empfindung bereitete. Auch an der rechten Wange saß ein solches Vieh; eingedenk eines guten Rates des Herrn Z. riß ich die Blutsauger nicht los (weil auf diese Weise die Beißwerkzeuge in der Wunde zurückbleiben und nachher Entzündung veranlassen), sondern berührte ihren Hinterteil mit einer brennenden Cigarre, woraufhin sie schleunigst losließen. — Nirgends wie hier fiel mir der Reichtum des Urwaldes an Schmetterlingen auf; alle Farben sind vertreten; gewisse Arten messen zehn und zwölf Zoll quer über die Flügel und fliegen äußerst langsam; sie wiegen sich dabei — scheinbar mit großem Behagen — hin und her.

Die Talfahrt vom Puntjakpaß nach Buitenzorg ist entzückend; zu Füßen liegt das herrlichste Panorama; das Auge schwelgt die ganze Zeit in großartiger Gebirgsscenerie, Urwald und tropischer Farbenfülle.

Die Straße durchschneidet großartige Kaffee- und Theeplantagen; die dazu gehörigen Wohnsitze der Pflanzerfamilien sind oft wahrhaftige Paradiese; im schönsten Garten, im Schatten riesiger Baumkronen ein behaglicher Verandenbau, innerlich und äußerlich mit allem Luxus ausgestattet. So schwelgen die „Herren des Landes“, und die Eingebornen durch ihrer Hände Arbeit und der unerschöpfliche tropische Boden liefern das Material dazu.

X.

Wieder in Batavia. — Betrunkener Affe. — Gefängniſſe. — Krokodiljagd. — Sonntagserlebniſſe. — Nochmals ins Innere. — Soekaboemi. — Geſellſchaft im Hotel. — Beſuch einer Kaffeepflanzung. — Irrenanſtalt in Buitenzorg. — Ueberall Schweizer. — Letzter Tag in Batavia. — Slamatan. — Papa Knus. — An Bord. — Ankunft in Singapore.

Noch denſelben Abend traf ich in Batavia ein; mir war's ganz heimatlich zu Mute, als ich das gaſtliche Haus in Kebon-Siri betrat und von meinen Gaſtfreunden in ſo herzlicher Weiſe begrüßt wurde. Briefe aus der Heimat, langerſehnte, hatten gute Nachrichten gebracht; ich war überglücklich und lief im Garten herum, und ſuchte, wem ich Gutes tun könnte. Weltſchmerzlich ſaß der eine Affe, der frühere Ausreißer, an ſeiner Kette; die Phyſiognomie verbarg er miſanthropiſch in einer Ecke; nur den Rücken zeigte er der Welt; da erinnerte ich mich an eine halbe Flaſche Bordeaux, welche ich als Ueberreſt meines Reiſeproviants zurückgebracht hatte. Kaum erſchien ich mit dem Zaubertranke, ſo wechſelte die Stimmung bei dem Vetter Vierhänder; aus Angſt, ſein Kollege und Nachbar könnte auch etwas davon erwiſchen, beeilte er ſich, mir die Flaſche aus den Händen zu nehmen und leerte ſie — die Augen verdrehend — auf einen Zug; ſchließlich roch er noch daran und als auch die Naſe ein Vacuum vermeldete, ſchmiß er das gläſerne Gefäß mit Indignation auf die Seite. Der Wein hatte den Melancholiker umgewandelt; er verließ ſeine weltſchmerzliche Ecke und unternahm einen Spaziergang auf die Pferdekrippe, an welcher ſeine Kette wurzelte. Aber, wo ſonſt der haarige Körper mit ſicherer Balance herumſpaziert war, zeigten ſich jetzt bedeutende Gleichgewichtsſtörungen; bald purzelte das Vieh vornüber auf den Boden, bald nach hinten gegen die Wand

zu und konnte nur durch kräftiges Anſtemmen mit den Vorderarmen ſich oben halten; alle dieſe Anſtrengungen ſahen urkomiſch aus und die weinſelige Fratze des Tieres reizte unwiderſtehlich zum Lachen. Aber ſchon nach einer Stunde kam das pitoyable Stadium des Katzenjammers, das mich alten Studenten mit innigem Mitleid erfüllte; gebrochenen Körpers ſaß der Affe am Boden und runzelte die Stirne vor infamem Kopfweh. Vom Augenblicke an machte er die deutlichſten Zeichen des Abſcheus, ſo oft ich ihm eine Weinflaſche zeigte, und war nie mehr zum Alkoholgenuſſe zu bewegen.

Vorläufig blieb ich nun wieder einige Tage in Batavia und widmete einen Teil meiner Zeit den dortigen Spitälern; ich ſah darin viel Elend und Gewiſſenloſigkeit, zu dem ich auch in Gedanken nicht mehr gerne zurückkehre. — An der Seite eines Arztes wurde es mir auch möglich, das neue Gefängnis zu Batavia für ſchwere eingeborne Verbrecher zu beſuchen. Ich erinnere mich namentlich deutlich an einen in Einzelhaft befindlichen javaniſchen Fürſten, der wegen Meuterei eingeſteckt war. Er ſaß — den Kopf in beide Hände geſtützt, die Beine übereinander geſchlagen — auf dem Boden und las laut, und ohne ſich durch unſer Eintreten ſtören zu laſſen, im Koran. Das ganze Gebäude iſt zwar neu, aber wo die Gefangenen in größern Haufen zuſammengeſteckt ſind, hört ihr Daſein auf, ein menſchenwürdiges zu ſein. In Soekaboemi, im Innern Javas, ſah ich einige Tage ſpäter einen Kerker eigener Art. Ein großer, rechteckiger Platz war mit Pfählen eingeſchloſſen; das Ganze deckte ein primitives Dach, das kaum gegen den Regen Schutz gewährte. In dieſem Raume, deſſen Boden die Erde bildete, waren an die 150 Gefangene beiderlei Geſchlechtes; ſie hockten gruppenweiſe beiſammen und lehnten an den paliſſadenähnlichen Kerkerwänden, zwiſchen deren Pfählen ſie in die verlorene Freiheit hinausguckten. Ich erhielt den Eindruck eines großen Gitterkäfigs mit wilden Tieren; denn die vernachläßigten ſchmutzigen Geſichter,

über welches verfilztes, seit Monaten ungeordnetes Haar wild herunterhing, sahen kaum mehr menschenähnlich aus.

Vorläufig blieb ich wieder vier Tage in Batavia; während der Zeit fand ich Gelegenheit, auf die Krokodiljagd zu gehen. Mein Begleiter war ein 17jähriger Anverwandter der Frau Z. Mit guten Beaumont-Gewehren bewaffnet, stiegen wir in der Altstadt in einen Kahn und fuhren in dem sanft dahinströmenden Wasser, das von Batavia weg dem Meere zustrebt, flußabwärts. Bald hatten wir den belebten und befahrenen Teil des Flusses hinter uns; die Ufer wurden öder; Gestrüpp und Schlingpflanzen, zwerghafte Palmen bekleideten sie; auf den schmalen Sandbänken, die der leichte Wellenschlag nach und nach geschaffen, lagen halbverweste Kadaver, Skelette von Riesenschildkröten, Schlangen und wilden Hunden, die schauerlichen Ueberreste der Krokodilsmahlzeiten. Kein Ton störte die unheimliche Stille. Die Ruder wurden eingeschlagen; wir knieten schußbereit nieder, und der Bootsmann, ein halbnackter Javane, kauerte am Boden des flachen Nachens, der kaum vier Zoll den Wasserspiegel überragte. Jetzt zupft mich der Schiffer am Rockzipfel und zeigt mit der Hand aufs rechte Ufer, das kaum 30 Fuß entfernt liegt; ich strenge meine Augen an, aber ich sehe nichts als dunkelgrauen Sand; trotzdem lege ich in der angedeuteten Richtung an und drücke los; ein riesenmäßiger Krokodilkörper entwickelt sich aus dem Sande und schleicht ins nahe Gestrüpp; die Farbe des Tieres ähnelt so dem Sandboden, daß es mir, so lange das Tier sich bewegungslos verhielt, nicht möglich gewesen war, es zu unterscheiden.

Unterdessen tauchten rechts und links von unserem Boote jene gräßlichen, gepanzerten Köpfe aus dem Wasser, die sich in einer sichern Menagerie grausig genug ansehen, in Freiheit aber noch viel fürchterlicher. Mit weitgeöffneten, scharfgezähnten Kiefern holten sie Luft oder harrten auf Beute. So ein gut genährter Schweizerdoktor mit straffer, durch die Tropen noch nicht entnervter

Faſer wäre ihnen wahrſcheinlich ein willkommenes Freſſen geweſen. Wir ſchoſſen wiederholt; ein Fehlſchuß hatte das ſpurloſe Verſchwinden des Tieres zur Folge; ein Schuß, der traf, brachte eine ungemütliche Situation; das getroffene Tier überſchlug ſich halb im Waſſer, halb in der Luft und peitſchte die Flut ſo fürchterlich mit ſeinem langen Ruderſchwanze, daß das Waſſer uns beſpritzte, und die dadurch veranlaßten Wellen bis an den Schiffsrand ſtiegen. Es war alſo bloße Vorſicht von mir, wenn meine Schüſſe meiſtens fehlgingen.

Erbeuten konnten wir keines der Tiere, wohl aber einen prachtvollen Aasgeier, den wir lebendig mit angeſchoſſenen Flügeln nach Hauſe brachten, und einige herrliche, in den prachtvollſten Farben ſchimmernde Eisvögel. Schließlich ſtiegen wir ans Land und ſuchten, immer ſchußbereit, das Geſtrüpp ab, um auch größere Beute zu machen; aber alle die Ungetüme waren längſt entwichen, ehe wir ihnen nahe kommen konnten.

Die Atmoſphäre der krokodilenen Jagdgründe iſt eine ſchauderhafte; das herumliegende Aas und das zum Teil ſtagnirende Waſſer verbreitet einen ſchrecklichen Geſtank, und wer häufig dort hingeht, holt ſich ein ſchweres Fieber, wie das dem Haupt-Krokodiljäger in Batavia, dem Apotheker G., zu wiederholten Malen paſſirt iſt.

Weniger abenteuerlich verlebte ich den darauf folgenden Sonntag. Unſer liebenswürdige Konſul, Herr D., brachte mich ſchon vormittags in ſeiner famoſen Junggeſellenwirtſchaft unter gefälliger Mithülfe der durch Eis gekühlten „Witwe Clicquot“ in die angenehmſte Stimmung. Nach der Reistafel fuhren wir in ſeinem eleganten Zweiſpänner kreuz und quer durch die Stadt, auf den Waterlooplein zur Parademuſik, wo die feine Welt Batavias in Hunderten von Equipagen herumflanirte, in prachtvolle chineſiſche Magazine und ſchließlich auch noch ins Hauptpoſtgebäude, deſſen Direktorenſtelle ſchon ſeit 25 Jahren ein echter

biederer Glarner, Herr St., bekleidet. Abends saßen wir heimatlich gemütlich bei Tische und wärmten uns an der gegenseitig gefundenen Liebe zum Vaterlande und dem regsten Interesse für seine politischen Geschicke so sehr, daß mir die Uhr viel zu früh 11 Uhr schlug. Welche Freude für mich, in der Fremde einen Mann zu finden, der, wie Herr D., Woche für Woche die Vorgänge in unserer lieben Heimat verfolgt hatte und trotz jahrelanger Abwesenheit mit dem politischen und kulturhistorischen Status derselben gerade so bekannt war, als ob er daheim gelebt hätte! Der Name eines Tischgenossen, des Herrn H., der demjenigen eines der schärfsten deutschen Philosophen entspricht, führte unsere Konversation auch auf den Boden der Religionsphilosophie und ich gewahrte mit Genugtuung, daß die Tafelrunde des Herrn D. über Kaffee, Zucker und anderen Handelsartikeln die höchsten und wichtigsten Fragen, die den menschlichen Geist beschäftigen können, nicht zu kurz kommen läßt.

Unter den Aerzten Batavias traf ich auch einen Schweizer, Dr. G. aus dem Kanton Basel. Er kam s. Z. als holländischer Militärarzt nach Indien und hat sich in den Feldzügen gegen Atschin rühmlichst ausgezeichnet, fand aber schließlich seine Stellung so unerträglich, daß er sich loskaufte und sich in Batavia als Privatarzt niederließ. Er empfahl mir aufs dringlichste, alle Kollegen, die durch das große Handgeld (10,000 Fr.) und die glänzend gemalten Aussichten sich für Niederländisch-Indien etwa anwerben lassen wollten, vor diesem unglückseligen Schritte zu warnen.

Nochmals lenkte ich meine Schritte ins paradiesische Innere der Insel; mit unwiderstehlicher Gewalt zogen mich die Landschaftsbilder an, die ich zwischen Buitenzorg und Djandjoër gesehen hatte. So reiste ich denn in zirka vierstündiger Eisenbahnfahrt nach Soekaboemi und traf dort in dem einfachen, aber gut geführten Hotel famose Gesellschaft, u. a. einen deutschen Kaufmann aus

Batavia, der gesundheitshalber ins Innere gezogen war. Der Wirt und Hotelbesitzer, ein ehemaliger Apotheker, zeichnete sich nicht gerade durch große Zuvorkommenheit aus; auf alle an ihn gestellten Fragen über Land und Leute und dergleichen hatte er nur die eine stereotype Antwort: „Ja myn God, hoe zal ik dat weten!“

Es wurde mir ein ziemlich primitives Zimmer in einem der beiden sehr flüchtig erbauten einstöckigen Flügel des Hotels angewiesen; das ganze, größtenteils aus Bambus erstellte Haus zitterte, wenn ich herumging, und die Wände waren so dünn, daß ich sie mit dem Daumen durchstoßen konnte. — Als ich auf der vor meinem Zimmer liegenden Veranda saß, bemerkte ich vis-à-vis einen schwarzen Kling mit mächtigem, weißem Turbane, welcher vor der Zimmertüre seines noch schlafenden Herrn auf dessen Befehle harrte. Bald kam der letztere dann zum Vorschein und entpuppte sich weder als Asiate noch als Holländer oder Engländer, sondern als „Züribieter“, Herr W., der in Deli (Sumatra) Tabak pflanzte und aus Gesundheitsrücksichten zur Kur nach Java herübergekommen war, begleitet von seinem schwarzen Diener. — Wir verlebten einige vergnügte Tage beisammen. An der Tafel saß außer einigen holländischen Beamtenfamilien namentlich noch der Oberbefehlshaber der gegen Atschin im Felde stehenden Armee; nachdem alle seine Bemühungen, von der holländischen Regierung mehr Truppen zu erhalten, um rasch und erfolgreicher handeln zu können, vergeblich gewesen waren, hatte er erbittert abgedankt. Dasselbe würde das ganze in Atschin beschäftigte Offizierskorps am liebsten auch tun. Aus politischen Gründen, hauptsächlich um eine unzufriedene Partei in Holland zum Schweigen zu bringen, hat nämlich die holländische Regierung über Atschin den Friedenszustand verhängt und ein Civilgouvernement dort eingeführt; faktisch herrscht aber beständig blutiger Krieg und doch bezieht die Miliz — entsprechend

der eben angegebenen Verfügung — nur den halben (Friedens-) Sold, anstatt des Kriegssoldes, der ihr voll und ganz gebührte.

Die Tage in Soekaboemi gehören zu den genußreichsten, die ich auf Java verlebte. Es war gerade die Zeit herrlicher Mondnächte. Unvergeßlich bleibt mir ein Abendspaziergang zu einem mohammedanischen Gotteshause; zwischen den schwarzen Umrissen der Palmen lag, freundlich eingebettet, die herrlich erleuchtete Moschee; der Duft blühender Mimosen erfüllte die Luft und durch die Stille der Nacht war deutlich das Beten der andächtigen Menge zu hören.

In Soekaboemi vermehrte sich meine Tiersammlung um ein Beträchtliches; namentlich fand ich Gelegenheit, schöne geflügelte Eidechsen zu fangen. Das erste Exemplar brachten mir meine Bekannten, mit einem langen Stricke an ein Bambusrohr festgebunden; die Erbeuter hatten hinter dem unschuldigen Echschen ein giftiges, Tod und Verderben bringendes Tier vermutet.

Die unmittelbare Nähe des Urwaldes veranlaßte gelegentlich zu Gesprächen über wilde Tiere. Herr W. erzählte u. a., wie vor kurzem ein Tiger sich unter sein Haus geschlichen und mit den Tatzen zwischen den Bambusrohren, aus welchen der Boden besteht, einen jungen Hund, der neben seinem Bette lag, heruntergekrallt habe. Am mörderischen Geschrei des armen Tieres sei er aufgewacht, aber mit seinen unterdessen geweckten Kulis zu spät gekommen, um den Räuber zu erschießen.

Nachts, in schlaflosen Stunden, hörte ich auch mancherlei Getier auf dem flachen Dache meines Zimmers herumkrabbeln, war aber nie so neugierig, darnach zu sehen.

Besonderes Interesse gewährte mir eine Karrenfahrt landeinwärts in Gesellschaft des deutschen Kaufmannes; Ziel des Ausfluges war eine seinem Geschäfte zugehörige Kaffeeplantage.

Unterwegs glitt unmittelbar vor unserm Fuhrwerk eine Schlange sehr bedeutender Größe über die Straße und verschwand

in dem anſtoßenden Reisfelde, in welchem fleißige Bauern, bis an die Kniee im Waſſer ſtehend, arbeiteten. Wir riefen den Leuten, ſie möchten fliehen, aber unſere Meldung brachte keinerlei Aufregung in die Geſellſchaft. — Den Adminiſtrator der Kaffeepflanzung trafen wir nicht daheim, ließen uns aber in ſeinem idylliſchen, vollſtändig offen ſtehenden Bambushauſe, bedient von einer kleinen, freundlichen Javanin, doch wohl ſein. — Die Pflanzung ſelber zeigte ſich in betrübtem Zuſtande, halb zerſtört durch die Kaffeelaus. — Um ſo ſchöner waren die Gartenhecken aus Kaffeeſträuchern. Die weißen, herrlich duftenden Jasminblüten lagerten wie Schnee auf dem dunkeln Grün.

Auf der Rückfahrt nach Soekaboemi ſahen wir eine große Menge Volkes auf den Feldern verſammelt; auf einem erhöhten Platze in der Mitte ſtund ein Prieſter und ſegnete unter den wunderlichſten Geberden die Reisſaaten, eine Zeremonie, die ſich jährlich mehrmals wiederholt.

Am Hoteltiſche hörte man allerlei Intereſſantes; die anweſenden Beamten und Offiziere unterhielten ſich z. B. ganz unverblümt über praktizirte Defraudationen u. dgl. So meinte einer, der Kaffee, den wir eben tränken, ſei ſicher geſtohlen; die Erklärung gab er in folgendem: Alljährlich reiſen Abgeordnete des Gouvernements im Innern des Landes umher und ſchätzen den zu erwartenden Ertrag jeder privaten Kaffeepflanzung, jeder Gartenhecke. Der Beſitzer erhält dann einen Schein mit Bezeichnung des vom Schätzer angegebenen Quantums. Ohne einen ſolchen Verſandtſchein kann keine Kaffeebohne verkauft oder verführt werden. Denn wer Kaffee verſchleißt und ſich nicht ganz genau über die Berechtigung dazu ausweiſen kann, iſt ein Betrüger am Staate, der ja das Monopol hat, und wird ſtrenge beſtraft. Während man aber auf dieſe Weiſe den kleinen javaniſchen Bäuerlein auf die Finger ſieht, haben die *großen* Diebe gutes Wetter. Wenn ein Kaffeekontroleur gut geſchmiert

wird, so schreibt er einen höhern Ertrag hin, als voraussichtlich zu erwarten ist, z. B. statt 6 Pikul 30 Pikul. Die Differenz von 24 Pikul wird dann von den Betreffenden aus den Regierungsplantagen gestohlen, ein Diebstahl, der nicht möglich wäre, resp. dem Diebe keinen Nutzen brächte, wenn der Versandtschein nicht auf ein entsprechend großes Quantum lautete.

Als Illustration zu der rücksichtslosen und oft grausamen Verwaltung unter dem früher erwähnten Generalgouverneur Daëndels hörte ich folgende kaum glaubwürdige Begebenheit erzählen:

Es sollte in Surabaja ein Hospital und ein Regierungsgebäude geschaffen werden. Zwei große, im Besitze eines chinesischen Brüderpaares befindliche Häuser zeigten die hiezu erforderlichen Eigenschaften. Daëndels ließ den einen der Brüder kommen und fragte ihn: „Wie viel willst Du für die Gebäude?“ „Und wenn Du den Weg vom Hafen bis zu meinem Hause mit Silberstücken belegtest, so würde ich sie doch nicht verkaufen“, antwortete der reiche Chinese. Da ließ ihn Daëndels aufhängen, beorderte dann den zweiten Bruder neben den Galgen und stellte an ihn die gleiche Frage. Die Antwort war: „Herr, bestimme Du den Preis.“ Da ließ Daëndels einen Kaufvertrag aufsetzen und unterzeichnen und bezahlte dem Chinesen ein $2^1/_2$-Centsstück (zirka 6 Rappen) für seine beiden Paläste.

Auf der Rückreise nach Batavia besuchte ich die in der Nähe von Buitenzorg ganz neu erbaute Irrenanstalt. Ich hatte lange Zeit auf den Direktor zu warten und spazierte unterdessen unter einer Veranda auf und ab; dabei leistete mir der Portier des Irrenhauses Gesellschaft und wir kauderwelschten einander auf holländisch an. Schließlich fragte er mich nach meiner Nationalität. „Ich bin Schweizer“, antwortete ich. „Ik ook; en St. Galler“, tönte es erfreut aus dem Munde des Fragestellers, der, wie sich ergab, seit 14 Jahren, ursprünglich als Soldat, in Java lebte, und weder holländisch noch seine Muttersprache mehr rein sprechen

konnte. Sein Name war: Wäger. „W—a—g—e—r ond twe kleene Tüppelte up den a“ buchſtabirte er mir vor. — Alſo wieder ein Landsmann! Einen zweiten fand ich im Innern der Anſtalt. Auf der Privatabteilung ſaß inmitten eines eleganten Saales bei weit geöffneten Flügeltüren, durch welche Mimoſendüfte hereindrangen, ein Melancholiker einſam an einem Tiſche, den Kopf in beide Hände geſtützt; es war ein Herr S. aus dem Kanton Aargau; er jammerte mir laut vor, als ich ihn ſchweizerdeutſch anredete. Ich war in dieſem Falle kein objektiver Beurteiler und konnte mich — die Macht des Heimwehs kennend — des Gedankens nicht erwehren, dem armen Kranken wäre daheim vielleicht doch etwas leichter ums Herz.

Die ganze für 450 Betten berechnete, aber vorläufig nur zur Hälfte vollendete Anſtalt iſt nach den neueſten und beſten Grundſätzen erbaut und zeigt namentlich eine Raumverſchwendung, wie man ſie wohl nirgends findet; prächtige Gärten und große Höfe trennen die einzelnen Gebäulichkeiten. Auf der Abteilung für geiſteskranke Eingeborne iſt den Sitten und der Lebensweiſe derſelben vollſtändig Rechnung getragen; da ſie das Sitzen auf Stühlen nicht kennen, ſind überall mächtige, nur 1 Fuß über dem Boden erhabene Hocktiſche errichtet, auf welchen ſie — hockend — zu Dutzenden Platz finden. Der Baderaum enthält ein großes Baſſin mit fließendem Waſſer, in welches ſie nach ihrer Gewohnheit untertauchen und ſich waſchen können, wie in einem Fluſſe. Eine andere Art von Toilette, ein ſeparates Waſchen des Geſichts oder dgl., kennen die Javaner eben nicht.

Anwendung von Zwangsmitteln ſah ich nur in einem einzigen Falle. Eine wahnſinnige Javanin, die ſich die Augen mit konzentrirter Karbolſäure ausgerieben und natürlich ruinirt hatte, ſteckte in der Zwangsjacke, da dies der einzige Weg war, um ſie vor weitern Verſtümmelungen zu bewahren. Wohltuend fiel auf die überall herrſchende Reinlichkeit und die Disziplin des Wart-

perſonales; die Direktion der Anſtalt ſcheint in vorzüglichen Händen zu ſein.

Auf der Rückfahrt nach Batavia hatte ich einen intereſſanten Geſellſchafter im Eiſenbahnwagen, einen javaniſchen Fürſten. Er trug einen mächtig großen, roten Turban ſchräg um den Kopf gewunden; darüber eine rot- und ſchwarzſammtene Mütze mit goldener Troddel, einen ſchwerſeidenen Sarong, ſchwarze Jacke, goldgeſtickte Pantoffeln und — einen blauen Zwicker; in der Hand balancirte ein ſtutzermäßiges Spazierhölzchen.

In Batavia wärmte ich mich noch einige Tage lang an der unermüdlichen Gaſtfreundlichkeit des Herrn Z.; jeden Abend lud er eine große, fidele Tafelrunde ein. Am letzten Tage gewahrte ich im Garten ein Häufchen Javaner, die, am Boden ſitzend, eine Mahlzeit einnahmen. Die gute Frau Z. hatte, ohne mir etwas verlauten zu laſſen, der Sitte ihres Landes gemäß ein ſogenanntes Slamatan für mich abhalten laſſen, d. h. ein Opfer, das mir Glück auf die Reiſe bringen ſollte. Die eingeladenen Javaner mußten für mein Wohlergehen beten und erhielten dafür Speis und Trank.

Auch deiner muß ich noch gedenken, Papa Knus, der du am letzten Abend noch nachts halb 11 Uhr nach Kebon-Siri gefahren kamſt, um immer und immer wieder von der Stätte deiner Jugend, vom Thurgau, erzählen zu hören! Mit welchem Intereſſe erkundigte er ſich nach all ſeinen Schulkameraden in Schönholzerswеilen und Bürglen; und wie eigentümlich berührte es mich, auf fremder Erde ſo viele Namen aus der engſten Heimat nennen zu hören! Er wollte immer und immer noch nicht fort, der gute Mann, obſchon Frau Z. längſt die Augen zufielen und der letzte Reſt aus der Bordeauxflaſche bereits ausgetrunken war. Vom letzten derben Händedruck tat mir die Hand noch lange Zeit weh, und die Grüße, die mir dabei aufgetragen wurden, habe ich nicht alle ausrichten können.

Am Morgen des 1. Auguſt in aller Frühe nahm ich Abſchied

von dem gaſtlichen Hauſe zu Kebon-Siri; Herr Z. und Konſul D. gaben mir das Geleite bis hinaus auf die Rhede, und der alte, treue Hausdiener ſchleppte meine Kiſten und Spiritusflaſchen mit den erbeuteten Naturalien an Bord.

Ohne Sekt kein Abſchied in den Tropen! So knallte es denn luſtig; das letzte Glas galt einem frohen Wiederſehen im Heimatlande. Dann ging's vorwärts und nach einigen Stunden war Java aus meinem Geſichtskreiſe entrückt. Aber wie oft dachte und denke ich an das paradieſiſche Eiland zurück und an meine Gaſtfreunde, die mir den Aufenthalt daſelbſt erſt recht ſchön geſtaltet haben.

Nach 2½tägiger Fahrt, die mir dank einer prächtigen Reiſegeſellſchaft kurz genug vorkam, legten wir in Singapore an. Schnell ans Land, in einen Palankin und zum — Geſchäftslokal, wo ich meinen Neffen vermutete. Dort ſtund er ja unter dem Portale und lachte von weitem dem Onkel entgegen. Ich ſchnellte mich aus dem Wagen, eilte auf ihn zu, nahm ſeinen lieben Kopf in beide Hände und ſchüttelte ihn, als ob ich ihn nie mehr loslaſſen wollte. Das war ein Stück richtigen Heimatgefühles.

XI.

Auf dem ſtillen Ozean. — Reiſegeſellſchaft. — Ueberall Meyer. — Amerikaniſcher Lokalpatriotismus. — Jung-Japan in Verlegenheit. — Schiffsküche. — Immer wieder ins Rauchzimmer. — Muſikaliſche Unterhaltungen. — Zeitrechnung am 180. Meridian. — Verkehr mit den japaniſchen Reiſegefährten. — Leichenverbrennung. — „Segler in Sicht!" — Feuerwehrprobe. — Zum letzten Mal an der Schiffstafel. — Land, Land! — Das beſtechliche Argusauge der amerikaniſchen Zollbehörde. — Im Golf von San Francisco. — Chineſenfuß. — Eine Unglückliche.

Ueber meine Erlebniſſe in Singapore, China und Japan habe ich früher berichtet. Den Rückweg nach der Heimat nahm ich über Nordamerika. — Nach dem elegiſchen, mitternächtlichen

Abſchiede von meinen Yokohamafreunden an Bord der City of Rio Janeiro verfiel ich bald in bleiernen Schlaf; erſt um 9 Uhr morgens erwachte ich, aufgeſchreckt durch den ſchmetternden Klang eines chineſiſchen Gong*, mit dem zur Tafel gerufen wurde. Welches Erwachen!

Rollende See,
Schädelweh,
Kater ſchwer,
+ mal de mer.

Ich bleibe liegen und ziehe das Leintuch der Vergeſſenheit über meine Ohren. Die guten Freunde in Japan haben wirklich etwas auf dem Gewiſſen. — Schon mittags turnte ich aber, eine Cigarre im Munde, auf dem Verdeck herum und beſah mir das bischen Ozean, auf dem wir nun drei Wochen lang ſchwimmen ſollten. — Gegen Abend verſchwanden die letzten Vorinſeln der japaniſchen Oſtküſte aus unſerm Geſichtskreiſe und noch vor Sonnenuntergang ſah das Auge nichts als Himmel und Waſſer. Anfänglich entzückt dieſer Anblick; bald aber wird er troſtlos langweilig und man ſucht ſehnſüchtig irgend eine Erhebung des kreisrunden Horizontes, um darauf auszuruhen. — Die City of Rio Janeiro iſt nicht ſeetüchtig gebaut; ſchon 15 Fuß über dem Meeresſpiegel trägt ſie durchbrochene Galerien zu beiden Seiten des Speiſeſaales I. Klaſſe; bei ruhiger See luſtwandelt ſich's dort allerdings angenehm; ſobald ſie aber hoch geht, finden die Wogen ungenirten Eingang, und mehr wie einmal wurden wir an der Tafel oder in unſern Kabinen mit Seewaſſer übergoſſen. Schließlich vernagelte man die Lichtungen gegen die Wetterſeite mit ſtarken Brettern; dieſelben verwehrten aber dem Meere nur teilweiſe und damit auch dem Lichte den Eintritt und

* Der Gong iſt ein flaches Metallbecken, mehrere Fuß im Durchmeſſer haltend; durch Draufſchlagen mit einem hölzernen Hammer entſteht ein trommelfellerſchütternder, gräßlich lärmender Ton.

verdüſterten den Speiſeſaal. — Unſere Geſellſchaft 1. Kajüte war ſehr klein; erſt am 4. Tage erſchien alles vollſtändig bei der Tafel; das ſchlechte Wetter hatte einige krank gemacht und während wir Geſunde beim Eſſen ſaßen, hörten wir von den benachbarten Kabinen her ihre Seufzer und ihre kläglichen Bemühungen. — Als die letzten erſchienen bei Tiſche zwei jüngere Japaner, welche die Regierung auf ihre Koſten nach Deutſchland ſchickte, den einen, um Chemie zu ſtudiren, den andern, um ſich mit der Technik der deutſchen Porzellanbrennerei vertraut zu machen. Die armen Kerls ſahen aus wie ungebleichte Leintücher nach dem 4tägigen Opfer, das der Weg zur Ziviliſation von ihnen verlangt hatte. — Während der Suppe erzählte mir der eine, daß er ſich vormittags noch fünfmal habe erbrechen müſſen; ich drückte beſorgt den innigen Wunſch aus, es möchte für heute das letztemal geweſen ſein und rückte meinen Teller etwas oſtwärts.

Die Tafel präſidirte der Schiffskapitän, ein ſchöner, korpulenter Mann, der ſich auch während des Eſſens durch amerikaniſche Ungenirtheit auszeichnete. Er aß ſehr raſch und ſehr viel; die Schluckorgane konnten die Arbeit nicht immer bewältigen und alle Augenblicke erfolgte ein exploſiver Huſten und ein Würgen, als ob eine Fiſchgräte im Halſe ſtecke. Da der Mann trotz alledem Meſſer und Gabeln nicht aus den Händen ließ, wurde die kleine Kataſtrophe hie und da verhängnisvoll für die Teller der Zunächſtſitzenden. Anfänglich ſchaute alles erſchrocken nach dem Tafelpräſidenten und ſeinem blaurot gehuſteten Kopfe; nach und nach aber gewöhnte man ſich an dieſe Sorte Tafelmuſik. — Dem Kapitän zur Rechten ſaß ein engliſcher Oberſt mit ſeiner Gattin; die Leutchen hatten in Hongkong in Garniſon gelegen und wurden nun nach Schottland verſetzt. Vorher waren ſie 1½ Jahre auf Cypern und 2 Jahre in Kanada geweſen, kleine Abwechslungen, wie ſie einem engliſchen Offizier paſſiren können. — Nachdem ich Tage lang und etwas mühſam mich in engliſcher Zunge mit dem

Herrn Oberſt unterhalten hatte, erfuhr ich endlich, daß er „Meyer“ heiße und erhielt auf meine Anfrage, ob denn in England auch Meyers geboren werden, die ſächſiſch-gemütliche Antwort: „Entſchuldigen Sie, ich bin aus Dräsden!“ Ich ſah wirklich einen echten Sachſen vor mir, der engliſche Militärcarriere gemacht und ſich durch eine nette engliſche Frau und ein Paar tadelloſer Cotelettes der Nation angepaßt hatte. Wir wurden gute Freunde zuſammen. — Von der übrigen Tiſchgeſellſchaft intereſſirte mich noch der engliſche Konſul aus Yokohama; er ging ſeiner aus Europa erwarteten Braut bis San Francisco entgegen; dort ſollte die Hochzeit ſein. Die Hochzeitsreiſe führte über den ſtillen Ozean zurück nach Japan. — Geſprächige Tiſchgenoſſen waren ein von Hongkong in die Ferien reiſender engliſcher Bankangeſtellter und ein in Ruheſtand verſetzter Schiffskapitän, ein kleiner, jovialer, ſtets vergnügter Engländer, den man nie ohne die Whisky-Flaſche ſah. Whisky* iſt überhaupt das Nationalgetränk der Engländer und Amerikaner und wurde von den Vertretern dieſer beiden Nationen an unſerer Schiffstafel tiſchgläſerweiſe konſumirt.

Mir gegenüber ſaß an der Tafel ein verwetterter amerikaniſcher Schiffsmann; er hatte als erſter Steuermann ſeit 30 Jahren alle Meere der Welt befahren und kehrte nun mit ſeinen Erſparniſſen in die alte Heimat zurück. Er war es, der gewöhnlich die Konverſation leitete und mit ſeinen Reiſeabenteuern unſere Verdauung beförderte. Was immer er von ſeiner Vaterſtadt Boſton erzählte, ſchloß mit dem Refrain „the best in the world“, und wehe dem, der zu vermuten wagte, daß andere Städte auch ihr Gutes, vielleicht ſogar noch Vorzüge vor der Hauptſtadt Maſſachuſetts' haben könnten! Der enragirte Lokalpatriot ſprach während drei Tagen kein Wort mehr mit dem Schiffsdoktor, weil er

* Branntwein aus Gerſte oder Mais.

ſich unterſtanden hatte, zu behaupten, der Brand von Chicago ſei größer geweſen als derjenige in Boſton. — Die zwei Japaner fühlten ſich bei Tiſch recht ungemütlich; dem einen namentlich war der Gebrauch von Meſſer und Gabel nicht geläufig und der Seſſel war ihm ein Marterſtuhl. Wollte er ſich's auf Deck behaglich machen, ſo hockte er wohl in japaniſcher Weiſe auf den Boden und rauchte ſein Pfeifchen. Da er nicht engliſch ſprach, war ihm der Inhalt der jeden Tag friſch aufgelegten Speiſekarte ein verſchleiertes Geheimnis; zwar beſtellte er ſich, wie die andern, mit dem deutenden Finger irgend etwas bei dem bedienenden Chineſen, machte aber oft ein erſtauntes und bitter enttäuſchtes Geſicht, wenn er Schafsbraten erwartet hatte und eingemachtes Obſt ſervirt bekam oder dgl. Schließlich führte der Chineſe die Praxis ein, daß er ſeinem oſtaſiatiſchen Vetter während der Dauer der ganzen Tafel ein Gericht nach dem andern hinſtellte, welche derſelbe dann auch mit Todesverachtung und fabelhafter Schnelligkeit in ſeinen Mund ſchob. — Die amerikaniſche Küche ſchmeckt unſer einem nicht beſonders; die Schiffsküche namentlich leidet an ewigem Schafsbraten und fade gekochten (meiſtens konſervirten) Gemüſen, unter welchen die Kartoffel in drei- oder vierfacher Form der Präparation nie fehlt. Gegen das Ende der Fahrt — die infolge des ſchlechten Wetters 6 Tage länger dauerte als vorgeſehen war — ging denn unglücklicherweiſe noch das Trinkwaſſer aus und es wurde zum Kochen nur noch kondenſirtes Maſchinenwaſſer benützt, das einen widerwärtig ſeifig-öligen, alles durchdringenden Geruch und Geſchmack hat und uns von vorneherein den Appetit benahm. — Mein liebſter Tiſchgefährte war mein Nachbar zur Linken, der früher erwähnte, von der japaniſchen Regierung nach Europa geſandte Herr M. aus Bremen; wir bildeten die deutſche Inſel in dem internationalen Sprachendurcheinander und mancher deutſche Kalauer hat uns die Mahlzeit gewürzt. Nach beendigter Tafel ſetzte man ſich für ein

Stündchen ins Rauchzimmer, eine um den Hauptmaſt gebaute kleine Verdeckkabine ohne alle und jede Bequemlichkeit, woſelbſt man bei unruhiger See mühſam an Wänden und harten Holzbänken ſich feſthielt und ſeine Cigarre rauchte. Nicht ſelten ſpritzte aber eine über Bord ſich wälzende Woge zu allen Fugen herein und applizirte uns eine unfreiwillige Douche. Trotzdem blieb eben der „Rauchſalon“ während der ganzen langen Reiſe unſer einziger Zufluchts- und Geſellſchaftsort; mechaniſch lenkten ſich nach jeder Mahlzeit die meerſchwankenden Schritte dorthin und es war ſchon mehr ingrimmiger Galgenhumor und trug mir von meinem Tiſchnachbar einen erſt freudig überraſchten, nachher aber verachtungsvollen Blick ein, als ich am 15. Tage beim Deſſert zu ihm ſagte: „Sie, Freund, ich habe eine Idee! — Wie wär's, wenn wir heute einmal ins Rauchzimmer giengen?“ Dieſer unſchuldige Witz wurde von da ab täglich drei Mal, nämlich bei jeder Mahlzeit, mit dem entſprechenden Aufwand von Pathos und Mimik gemacht und die Verſicherung, daß jedesmal unbändig dabei gelacht wurde, mag eine ungefähre Vorſtellung geben von dem Geiſteszuſtand des homo sapiens während einer monotonen Seefahrt. — Tags über ſchrieb ich fleißig im Speiſeſaal und brachte es ſoweit, daß ich dies bei jeder Witterung tun konnte, wenn auch mein Schreibtiſch ganz bedenkliche Exkurſionen machte; meine treuen ſteten Geſellſchafter waren dabei Tſchiſei, der kleine Schiffshund, und ein prächtiger getigerter Kater, welche beide in friedlicher Eintracht quer über meine Kniee ausgeſtreckt da lagen und ſchnarchten und ſchnurrten.

Abends wurde häufig konzertirt. Der Schiffsdoktor ſpielte Klavier, die Frau Oberſt ſang ganz nett, der engliſche Bankangeſtellte blies die Mundharmonika, ich fiedelte auf meiner Geige und der engliſch-ſächſiſche Oberſt trommelte dazu mit ein paar Caſtagnetten aus Ebenholz; was Kehle hatte, ſang mit und ſo improviſirten wir eine Symphonie, die glücklicherweiſe oft von

dem Brauſen des Meeres zugedeckt wurde und deren Schallwellen beſſer der Nachwelt nicht aufbewahrt bleiben. — Hie und da wurde aber auch ein ernſtes Programm abgewickelt: Schubertſche Lieder, die ungariſchen Tänze von Brahms, die Violin-Romanzen von Beethoven ꝛc. fanden lautloſe und dankbare Zuhörer. — Wer Sinn und Freude für Muſik hat und etwas — ſei's auch noch ſo wenig — darin zu leiſten verſteht, trägt einen kleinen Schatz mit ſich herum, deſſen Wert für ſich und andere er nie beſſer würdigt, als während einer langen Seefahrt.

Am 2. Oktober paſſirten wir den 180. Meridian; bei dieſer Gelegenheit zeigte das Schiffsbulletin zwei Tage hintereinander die nämliche Datirung, nämlich zweimal: Dienſtag den 2. Oktober; dadurch erhielten wir eine Woche von 8 Tagen. Umgekehrt zählt die Woche, während welcher ein von Oſten nach Weſten, alſo von Amerika nach Aſien fahrendes Schiff den 180. Meridian paſſirt, nur 6 Tage; die Bewohner jenes Schiffes ſchlafen beiſpielsweiſe am Abend des 2. Oktobers ein und erwachen am Morgen des 4. Oktobers, während wir auf der Fahrt von Weſten nach Oſten am Abend des 2. Oktobers uns zur Ruhe legten, um am Morgen des 2. Oktobers aufzuſtehen und den nämlichen Tag nochmals durchzumachen. Scheinbar hatten wir alſo einen Tag mehr gelebt, als die andern Menſchenkinder. Dieſe eigentümliche Erſcheinung wird verſtändlich, wenn man bedenkt, daß während der Fahrt nach Oſten der Zeiger der Uhr Tag für Tag etwas vorwärts gerückt werden muß; denn der Mittag tritt täglich um ſo viel früher ein, als man der von „Oſten nach Weſten gehenden" Sonne entgegengefahren iſt. Von der Schweiz bis Singapore macht dies ungefähr 6½ Stunden Zeitunterſchied aus, d. h. während die Uhr in Bern auf 12 Uhr mittags zeigt, ſteht ſie in Singapore ſchon auf 6½ abends. Bis die Tour um die Erdkugel vollendet iſt, beträgt die Summe der ſämtlichen Zeitteile, um welche der Uhrzeiger nach vorne gerückt werden muß, genau 24 Stunden,

entſprechend eben der Zeit einer Erdumdrehung.* So iſt es begreiflich, daß ein Schiff, wenn es die oben erwähnte Korrektur am 180. Meridian nicht vornähme, in ſeiner Zeitrechnung um einen Tag zu früh wäre.

Beiſpiel: Denke man ſich ein Schiff am erſten Oktober von London nach Oſten fahrend; es brauche zur Reiſe um die Welt bis zur Rückkehr nach ſeinem Ausgangspunkte genau 90 × 24 Stunden, käme alſo am 29. Dezember wieder in London an. Dieſer Zeitraum, welcher für einen in London Stationirten 90 Tage ausmacht, beträgt für die Schiffsbewohner 91 Tage; die 90 Londonertage beſtehen eben aus genau 24 Stunden, die Schiffstage aber dadurch, daß das Schiff der Sonne entgegenfährt, aus etwas weniger als 24, nämlich aus $24 - {}^{24}/_{91}$ Stunden. 90×24 iſt genau ſo viel, wie $91 \times (24 - {}^{24}/_{91})$. So müßte das Schiffstagebuch, würde es nicht irgendwo (und nach allgemeinem Gebrauch wird dies am 180. Meridian vorgenommen) zwei Tage in einen verſchmelzen, bei der Ankunft in London den 30. Dezember zählen, wäre alſo der Londoner Zeitrechnung um einen Tag voraus.

Dieſen Umſtand hat Phileas Fogg (in Jules Vernes Reiſe um die Welt in 80 Tagen) nicht berückſichtigt. Er rechnete in fortlaufenden Daten und zählte alſo bei ſeiner Ankunft in London den 28. November, während in Wirklichkeit erſt der 27. war;

---

* Daraus läßt ſich berechnen (24 Stunden = 1440 Minuten dividirt durch 360 [Zahl der Meridiane] = 4), daß der Zeitunterſchied für jeden Meridian 4 Minuten beträgt, daß wir alſo bei einem täglichen Vorrücken um 10 Längengrade unſere Uhr um 40 Minuten vorwärts rücken müſſen. Umgekehrt kann aus der Zeitdifferenz die geographiſche Länge, unter welcher das Schiff ſteht, jeden Augenblick beſtimmt werden. Ein mitgenommenes Chronometer zeigt die Ortszeit des erſten Meridians (für England: Greenwich; für Frankreich: Paris; für Deutſchland: Inſel Ferro). Vermittelſt des Sextanten wird die Sonnenhöhe gemeſſen und dadurch die Zeit des Standortes beſtimmt. Beträgt die Differenz zwiſchen Chronometer- und Sextantenergebnis beiſpielsweiſe 4 Stunden, 20 Minuten = 260 Minuten, ſo iſt die geographiſche Länge, unter welcher ſich das Schiff befindet, 260 : 4 = 65.

Digitized by Google

eine für ihn sehr angenehme Entdeckung, da sie ihn die Wette und damit ein großes Vermögen gewinnen ließ.

Viel Unterhaltung fand ich im Verkehr mit den beiden Japanern; die armen Burschen langweilten sich fürchterlich und waren dankbar für jede gebotene Zerstreuung. Das Deutsch, das sie sprachen, tönte allerdings oft recht asiatisch und war teilweise schwer verständlich; die aus japanisch-deutschen Wörterbüchern herausgesuchten Ausdrücke fanden hie und da recht komische Verwendung.*

Auffallend war mir das nach unsern Begriffen unpassende Mimenspiel, mit dem die zwei Japaner ihre Reden begleiteten. Ernste Dinge wurden mit Lachen, gleichgültige Erlebnisse mit ernstsauren Mienen vorgebracht. — So erzählte mir der eine der beiden Reisegefährten, seine Mutter sei an der Cholera erkrankt; daraufhin habe sich sein Vater 10 Stunden weit ins Gebirge geflüchtet, damit er von der Krankheit verschont bleiben möchte. Die Mutter sei noch 14 Tage am Leben geblieben, der Vater aber in seinem Schlupfwinkel schon nach einer halben Woche an der Cholera gestorben. Schon den Anfang der Erzählung begleitete der Redner mit halb unterdrücktem Lachen; am Schluß aber verfiel er in ein unbändiges Gelächter, so daß die englischen Tischnachbarn glaubten, er hätte mir den größten Witz erzählt. Es ist dies charakteristisch für die oberflächlich-kindische Denkweise der Japaner; der tragische Inhalt der

* Ein nur annähernd korrekt deutsch sprechender Japaner ist überhaupt eine Seltenheit. Die Japaner leben sich nicht in die Elemente und den Geist einer Sprache hinein, sondern ihre Sprachkenntnisse bestehen, wie diejenigen eines Schülers, aus auswendig gelernten Wörtern; Gedanke und Satzform bleiben japanisch. Dieser Defekt gibt hie und da zu komischen Erlebnissen Veranlassung. So schrieb ein für einige Tage nach seiner Heimat beurlaubter Assistenzarzt an seinen Vorgesetzten, einen deutschen Professor in Tokio, „es tue ihm leid, daß er auf den verabredeten Zeitpunkt nicht zurückkommen könne; seine Schwiegermutter sei gestorben und weil das Aas erst in 2 Tagen verbrannt werde, müsse er seine Abreise so lange verschieben."

Geſchichte kam dem Erzähler nicht zum Bewußtſein gegenüber der auf ihn komiſch wirkenden Tatſache, daß ſein Vater ſich ſo verrechnet hatte. — Die beiden Japaner waren Shintoiſten und gehörten zu den Feuerbeſtattern; das Gebet war ihnen unbekannt bis zum Tode ihrer Eltern; dann aber fingen ſie an, auf der Stätte, an welcher die Aſche der Verſtorbenen beigeſetzt war, die abgeſchiedenen Seelen derſelben anzurufen. Dieſe ſchöne heidniſche Sitte herrſcht durchwegs bei den Shintoiſten.

Die Leichenverbrennung iſt in Japan ſeit Ende des 7. Jahrhunderts (chriſtlicher Zeitrechnung)* eingeführt. Dazumal ſtarb ein berühmter buddhiſtiſcher Prieſter, namens Dosho, 72 Jahre alt, welcher die Feuerbeſtattung für ſich anordnete. In Kioto exiſtirt ein Tempel zu Ehren dieſes Prieſters. Nachdem 4 Jahre ſpäter auch die Kaiſerin Shito gemäß teſtamentariſcher Verfügung verbrannt worden, fand das Verfahren Anklang und wurde während 1000 Jahren allgemein geübt. Dann machte aber ein kaiſerliches Verbot dieſer Beſtattungsweiſe ein Ende und erſt ſeit 5 Jahren darf man ſich in Japan wieder verbrennen laſſen. Die Koſten einer ſolchen Feuerbeſtattung belaufen ſich auf nur 1½—2 Dollars; die Verbrennungsdauer beträgt 8 Stunden. Die Feuerſtelle iſt eine muldenförmige Vertiefung in der Erde, 4 Fuß lang und 1½—2 Fuß breit, überquert von 4 ſtarken Holzſcheitern, auf welche der in Reisſtroh eingehüllte Leichnam gelegt wird. Die Stätte iſt überdeckt von einem kleinen, nur 12 Fuß hohen Bambushäuschen mit rundem Schornſtein. Schräg an den Leichnam werden nun Holzklötze angelehnt und von den Prieſtern angezündet. Das Feuer glimmt nur ſchwach, ſonſt würde ja auch das kleine Häuschen in Brand geraten. Andern Tages holen die Angehörigen des ſo Beſtatteten die nicht ver-

* Die Japaner beginnen ihre Zeitrechnung mit dem erſten Kaiſer der jetzigen Dynaſtie und zählen jetzt (1888) das Jahr 2547.

braunten Knochen und ſetzen ſie in einem Tempel bei. — Ich habe leider nie Gelegenheit gefunden, den Grad der Zerſtörung der Leiche durch dieſes Verfahren mit eigenen Augen zu beurteilen, ſo ſehr ich mich auch für dieſe ideale und ſchönſte Beſtattungsweiſe intereſſirte; jedenfalls muß das dazu verwendete Holz ganz beſonders präparirt oder von eigentümlicher, langſam brennender Art ſein, wenn es während 8—10 Stunden ein leichtes und gleichmäßiges Feuer unterhalten ſoll.

Achtzehn Tage ſchon dauerte unſere Fahrt durch die Waſſerwüſte des ſtillen Ozeans und noch war uns kein einziges Schiff zu Geſichte gekommen. Endlich am Morgen des 19. tönte es vom Maſtkorbe herab: Segler in Sicht! Alles rannte direkt aus dem Bette, ohne an vorherige Toilette zu denken, auf Deck, und nach einer Stunde hatten wir einen vom Sturme hart mitgenommenen Dreimaſter eingeholt, der durch aufgehißte Flaggenſignale mit dem Kapitän unſeres Schiffes ſich zu unterhalten anfing. Die Signale bedeuteten: Wir ſind Amerikaner, kommen von New-York ums Kap Horn herum, gehen nach San Franzisko und haben ſeit 54 Tagen kein Land mehr geſehen, wiſſen wegen ſeit langem bedeckten Himmels nicht genau, wo wir ſind und bitten um Angabe der geographiſchen Länge und Breite, auf der wir uns befinden. Unſer Koloß verkürzte ſeinen Lauf, bis die Signalkonverſation zu Ende war; die gewünſchte geographiſche Lage wurde in Rieſenzahlen mittelſt eines mächtigen Stückes Kreide an den Schiffspanzer angeſchrieben und ½ Stunde ſpäter ſahen wir von dem Segler nur noch die Maſtſpitzen.

Am Abend des 5. Oktobers, nach eingetretener Dämmerung, erſchreckte uns ahnungslos in der Kajüte Sitzende das ſchreckliche Dröhnen des Feuerhornes; wir eilten auf Deck, ſo ſchnell uns die Füße tragen wollten; dort war ein Schreien und Kettenraſſeln, ein Kommandiren und Durcheinanderrennen, daß einem faſt die Sinne ſchwanden. Was iſt's? Brennt's im Schiff? Dann ſind

wir alle verloren! Unſere Aufregung legte ſich, als der Kapitän die Mitteilung machte, daß es ſich um eine Generalprobe im Feuerſicherheitsdienſt handle; der erſte Schiffsoffizier hatte unverzeihlicher Weiſe vergeſſen, den Paſſagieren vorher davon Anzeige zu machen. Zwei Minuten nach dem Signale war jeder von der Schiffsmannſchaft auf ſeinem Poſten; die Dampfſpritzen arbeiteten und ſandten Waſſerſtröme nach allen Richtungen. Wir brauchten ziemlich lange, bis ſich unſere Aufregung gelegt hatte. Uebrigens beruhigte der Anblick der vom Heizer und Matroſen bis auf den Salonkellner ganz aus Chineſen zuſammengeſetzten, in Reih und Glied ſtehenden Bande, in deren Hände wir bei dergleichen Eventualitäten unſer Schickſal gelegt ſehen, keineswegs. Wir erhielten den ſichern Eindruck, daß im Falle einer wirklichen Kataſtrophe alle Disziplin ein Ende hätte und daß unſer Schiff der Schauplatz eines ſchrecklichen Raſſenkampfes werden müßte. Und was hätten wir verhaßte Nichtaſiaten in ſo geringer Anzahl (wir zählten mit ſamt dem Kapitän und den Offizieren kaum zwanzig Mann) gegenüber den paar hundert Mongolen ausrichten können?

Einundzwanzig Tage nach unſerer Abfahrt von Yokohama eröffnete der Kapitän bei Tiſche, daß wir den kommenden Morgen um 9 Uhr in San Francisco ſein werden. Das gab Leben in die Tafelrunde. Einmal wieder, nach langer Zeit, ſchien der Schafsbraten zu munden und das im öligen Maſchinenwaſſer gedünſtete Kraut fand man gar nicht ſo übel. Die Konverſation war außergewöhnlich lebhaft; die Engländer tranken zwei Gläſer Whisky mehr, als gewohnt; der amerikaniſche Steuermann ſchilderte zum zwanzigſten Male die unerreichten Vorzüge ſeiner Vaterſtadt Boſton; die zwei Japaner ließen ihre Mundwinkel in kontinnirlichem Grinſen gegen die Ohren zu ſpazieren und mein Bremerfreund und ich dedizirten uns gegenſeitig einige Flaſchen Milwaukee-Bier. Noch eine Nacht! Dann kann uns der ſtille Ozean geſtohlen werden!

Ein ſtörendes Intermezzo erfuhr unſere Fröhlichkeit durch einen der beiden Oberſtewards, welcher neben der Tafel in epileptiſchem Anfall zuſammenbrach. Den chineſiſchen Dienern ſchien die Sache nicht ungewohnt; ſie ſchafften den zuckenden Körper ohne weiteres in ein Nebengemach und fuhren, als ob nichts paſſirt wäre, unverzüglich mit ihrer Arbeit bei Tiſche fort. Der Schiffsdoktor, dem ich den Unglücklichen beſorgen half, ſchimpfte, der Menſch trinke zu viel; dann könne ja das „Keinein“ und das „Bromein“ (Chinin; Brom), das er ihm verordne, keine Wirkung haben. Die 30 fehlenden Flaſchen in meiner Bierkiſte lieferten eine kleine Illuſtration zu dieſer Ausſage. — Als ich mich wieder an die Tafel ſetzte, drehte ſich das Geſpräch natürlich um die eben beobachtete Krankheit; der amerikaniſche Steuermann hatte das Wort und erzählte gerade, wie viel Dutzend Fallſüchtige täglich in den Straßen von Boſton zuſammengeleſen würden.

Die letzte Nacht auf dem ſtillen Ozeane brachte mir wenig Schlaf; alle Viertelſtunden ſah ich nach der Uhr und zweimal, gleich nach Mitternacht, beſtieg ich das Verdeck und ſuchte Land, Land. Amerika erſchien mir als Vorhof der Heimat. — Mein treueſter Schlafkamerad, Tſchiſei, der Schiffshund, ahnte die baldige Trennung; er winſelte kläglich und ſtellte ſich wohl ein Dutzend male an meiner Schlafſtelle in die Höhe, ſchnüffelnd, ob ich noch da ſei.

Vor Tagesgrauen war ich wieder auf dem Verdeck; noch lagerte die Nacht auf dem Ozeane; ihre Stille unterbrach nur das keuchende Arbeiten der Maſchine und das Rauſchen der vom Kiele geteilten Flut. Endlich erſchien Aurora am öſtlichen Horizonte; ein leichter Schimmer in Roſa umkreiſte das Weltmeer und die gewaltige Waſſerfläche reflektirte die matten Strahlen in geiſterhaftem dunkeln Glanze. Majeſtätiſch erſchien Helios und beleuchtete zu meinem Entzücken einen Streifen Landes, die

Geſtade der kaliforniſchen Küſte. Um 6 Uhr ſahen wir das uns entgegenkommende kleine Dampfſchiff des Lotſen; in ſeiner Geſellſchaft befanden ſich einige elegant ausſehende Herren in ſchwarzem Rock und grauem Cylinder (häßliches Möbel!) und mit goldenen Ketten größten Kalibers. Die Ankömmlinge erkletterten auf einer heruntergelaſſenen Strickleiter unſern Leviathan und fielen über ein zu ihrem Empfang bereit gehaltenes Dejeuner her, als ob ſie ſeit 14 Tagen darauf hätten warten müſſen. — Der Schiffspoſthalter, ein magerer Amerikaner, der ſich bei Tiſche die Naſe immer mit der Hand ſchneuzte, weil er ſein Eſſen nicht kalt werden laſſen wollte, raunte mir ins Ohr, die grauen Cylinder ſeien Zollbeamte; wenn ich es wünſche, wolle er mich einem der Herren vorſtellen; ich käme dann raſch und leicht über die ſonſt ſehr lange dauernden und eingehenden Zollformalitäten hinweg. Dies konnte mir höchſtens angenehm ſein und vertrug ſich — da ich nichts Zollbares mitführte und im Ein- und Auspacken meines Koffers weder Virtuos noch Liebhaber war — ſehr gut mit meinem Gewiſſen und meinen Wünſchen. Die Vorſtellung erfolgte; die elegante graue Angſtröhre blieb nachher noch einige Zeit vor mir ſtehen und ſchien auf den Schlußpunkt der Szene zu warten; ich fand aber den Punkt nicht, bis der Poſthalter mich zwei Schritte ſeitwärts nahm und mir bedeutete, ich möchte einen 5- oder 10-Dollarſchein in die Hand des Zollinſpektors drücken. Dies fiel mir allerdings nicht im Traume ein. Wozu denn? Ich hatte keinen Grund zur Beſtechung und hätte dies auch prinzipiell nicht getan. Zur Strafe für meine Abgeneigtheit wurden dann auch meine Effekten am Landungsplatze mit der geſetzlichen, gewiſſenhafteſten Genauigkeit unterſucht und durcheinander gewühlt. Der engliſche Bankangeſtellte machte es einfacher; er trug chineſiſche Seidenſtoffe unter einer oberflächlichen Schichte von Linge und Strümpfen in ſeiner Kiſte verborgen. Beim Oeffnen des Koffers fand aber der Zollbeamte einen

10-Dollarſchein zu oberſt liegen. Mit welch eleganter Handbewegung verſchwand das Papierchen! Wie raſch flog der Kofferdeckel wieder zu und mit welchem Schwung wurde ihm das Paſſagezeichen aufgekreidet!

Der Amerikaner aus Boſton, der weniger freigebig war, mußte ſchimpfend und fluchend zuſehen, wie die Argusaugen der Zolldiener ſogar in das diskrete Fach der ſchmutzigen Wäſche in ſeinem Rieſenkoffer drangen und einen ganzen Häfelimarkt von chineſiſchen Porzellanſachen herausholten und daneben aufſtellten. Er hatte den fünffachen Wert an Zoll zu bezahlen. — Die Korruption der Zollbehörde war der erſte Eindruck, den ich auf amerikaniſchem Boden erhielt.

Um 7 Uhr fuhren wir in die Bucht von San Francisco; kurze Zeit darauf hörte das eiſerne Herz, das während 500 Stunden ununterbrochen gearbeitet hatte, zu ſchlagen auf und unſer an Ruhe gewöhntes Ohr wurde beſtürmt von dem Lärm einer amerikaniſchen Rieſenſtadt.

San Francisco oder Frisco, wie es durchwegs von den zeitſparenden Amerikanern genannt wird, liegt auf einer hügeligen Halbinſel, teils am öſtlichen Abhange des Küſtengebirges, teils auf einer künſtlich und mit ungeheurer Anſtrengung dem Golfe abgewonnenen Sandebene. Das Küſtengebirge (Coast-range) zieht ſich als mächtiger Wall, welcher den andrängenden Fluten des ſtillen Ozeans Halt gebietet, von Nord nach Süd; nur *eine* Lücke zeigt es, durch welche die Waſſer des Weltmeeres und des Golfes ſich vereinigen und durch welche alle Schiffe ein- und ausgehen — das goldene Tor. Franz Drake überſchritt als der erſte deſſen Schwelle, da er von der Magelhaensſtraße herkommend nach Norden fuhr und einen Durchgang nach dem atlantiſchen Ozean ſuchte.

Sobald wir in dem ruhigen Gewäſſer der San Francisco-Bay ſchwammen, kamen auch die Vorderdeckpaſſagiere zum Vor-

ſchein, lauter Chineſen mit Kind und Kegel, die während drei Wochen die verpeſteten Zwiſchendeckräume nie verlaſſen hatten. Bei der Mehrzahl der Weiber bemerkte ich jene abſcheulich verkrümmten Füße, welche in der Form durchaus einem Pferdehufe gleichen; durch Bandagen wird ſchon beim Säuglinge die Entwicklung des Fußes gehemmt; die Zehen krallen ſich nach der Ferſe um und das Endreſultat iſt ein häßlicher unförmlicher Klumpen, der ſeiner Beſitzerin das Gehen zur Qual, faſt zur Unmöglichkeit macht.

Unter der vielhundertköpfigen mongoliſchen Geſellſchaft nahm ein junges Weib vor allem meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch; ſie wurde, wie eine Gefangene, durch zwei gewaltige Chineſen auf das Verdeck geführt und unterſchied ſich in Kleidung und Geſichtsbildung durchaus von ihrer Umgebung; die feingeſchnittenen Züge, der dunkle Teint, die brennend ſchwarzen Augen und Haare ſprachen für edle kaukaſiſche Abkunft; aber aus den glänzenden Augen ſchaute der Wahnſinn und es machte den Eindruck, als ob jeden Augenblick ein Wutausbruch kommen könnte. Einen Moment flog der Gedanke durch meinen Kopf: Wie, wenn es ſich nicht um eine Kranke, ſondern um eine rettungslos in chineſiſchen Klauen Verlorene handelte, die aus irgend welchen Gründen in dieſer Weiſe auf die Seite geſchafft werden ſollte?

Die Unglückliche kauerte auf dem Boden; die langen ſchwarzen Haare hingen wirr über das abgezehrte Geſicht herunter; die Ellbogen ruhten auf den Knieen und die Finger krallten ſich verzweifelnd in dem Haargewirre feſt; der Kopf wurde in haſtiger Unruhe hin- und hergedreht und die Augen rollten nach allen Seiten, während die Lippen in unverſtändlichem Murmeln ſich bewegten. — Als nach dem Anlegen des Schiffes am Landungsplatze die Auswanderung der aſiatiſchen Paſſagiere begann, war die arme Kranke nur unter größtem Widerſtreben von der Stelle zu bringen; ein ſchmieriger Chineſe, ein wahrer Rieſe von Figur,

packte ſie am Arme und zwang ſie zum Mitkommen; dabei ſtieß ſie aber einen mark- und beindurchdringenden Schrei aus und ſträubte ſich mit den Geberden und dem Geſichtsausdrucke der gräßlichſten Angſt. Noch lange hörte ich das Schreien und Hülferufen der Geiſtesumnachteten, bis es im Getöſe des Landungsplatzes unterging.

XII.

Ins Hotel. — Erſter Willkomm. — Fahrt nach dem Cliffhouſe. — Seelöwen. — Minſtrels. — Straßenleben in San Francisco. — Woodwards Garten. — Schweizerheim in Oakland. — Ein Gärtner als Arzt. — Amerikaniſche Reklame. — Familienidyll. — Abſchied. — In Pullmanns car. — Mormonenſtadt. — Ueber Chicago und Niagara nach New-York. — Heimwärts.

Welcher ſinnbetäubende Lärm! welches ohrzerreißende Stimmenkonzert von Zolldienern, Dienſtmännern, Portiers, Camionneurs! Die letzteren ſtunden in dichten Haufen hinter einer Barriere, welche den Zollreviſionsplatz gegen den Ausgang nach der Stadt abſchloß und machten den Eindruck von Blutgierigen, die binnen kurzem auf uns Reiſende losgelaſſen werden ſollten. Kiloweiſe ſchleuderten ſie Adreßkartenbüſchel, die ihre Namen trugen, in unſere Mitte; man brauchte nur einige Karten aufzuleſen, ſie mit ſeinem Namen und der Hoteladreſſe zu verſehen und an ſeinen Gepäckſtücken zu befeſtigen. Dann durfte man die letztern ruhig ihrem Schickſale überlaſſen und konnte gewiß ſein, bei der Ankunft im Hotel dieſelben ſchon dort vorzufinden. Die Frachtſpeſen las man nachher in der Gaſthofrechnung. — Wir waren froh, unſer ſechs endlich in einem holperigen Omnibus zu ſitzen und Ausſicht auf baldige Beförderung zu haben. Als der Kutſcher den Schlag ſchloß, ſah ich eben noch, wie er mit dem Fuße ein kleines winſelndes Tier wegſchob; es war mein Freund, Tſchiſei,

der Schiffshund, der seine Leine durchbissen hatte und mir nachgefolgt war. — Armer Kerl! Du sahst nicht einmal mehr den freundlichen Blick, den ich dir zum Abschiede zuwarf und erhieltest deine Anhänglichkeit mit einem Fußtritte bezahlt!

Unser Absteigequartier war das Occidental Hotel, nicht der größte Gasthof San Franciscos, aber immerhin ein riesenmäßiges Gebäude mit 650—700 Zimmern und mächtigen Gesellschafts- und Speiseräumlichkeiten.

Kaum hatte ich meine Bude bezogen und auf festem Boden wieder einmal behaglich Toilette gemacht, so meldete mir ein schwarzhäutiger Kellner, daß ein Herr unten auf mich warte. Ich fuhr per Lift schleunigst 40 Meter tiefer in den Parterreraum und fand dort einen liebenswürdigen Landsmann, Herrn R. aus Arbon; unser Steamer hatte ihm einen Brief von meinen Yokohamafreunden gebracht, durch den ich ihm empfohlen war und er hatte sich schleunigst auf den Weg gemacht, mich aufzusuchen. Dies gab mir eine Idee von der fabelhaften Schnelligkeit, mit der in einer amerikanischen Riesenstadt die Postsachen expedirt werden.

Mein erster Gang in San Francisco galt dem deutschen Konsulate, wo ich nach vierwöchentlicher Pause wieder einmal Briefe und gottlob gute Nachrichten von daheim vorfand. Sie waren nach Westen an den Ort gelangt, den ich gegen Osten erreicht hatte.

Nachmittags fuhr mich Herr R. in einem von zwei feurigen Rennern gezogenen Wagen nach der Hauptsehenswürdigkeit der kalifornischen Hauptstadt, nach Cliffhouse. Ueber holzgepflasterte breite Straßen, nachher über tadellosen Macadam rollten wir in schnurgerader Linie durch die Stadt; bald hatten wir ihre letzten Häuserreihen hinter uns und passirten die herrlichen Friedhöfe, die wie Lustgärten aussehen und in der ganzen Welt an Schönheit ihresgleichen suchen; hierauf führte der Weg durch einen prachtvollen Park, den kalifornischer Fleiß in wenig Jahren aus einer

Sandwüſte entſtehen ließ; ſchließlich aber ſind wir an allen Schöpfungen von Menſchenhand und aller Vegetation vorüber; die Räder rollen geräuſchlos über kahle Dünen; aber auch dieſe tragen den Stempel der Ziviliſation: ein einſamer Telephondraht fliegt von Stange zu Stange und verliert ſich in weiter Ferne perſpektiviſch im Sandboden. — Schon hören wir das Toſen gewaltiger Brandung; der ſtille Ozean pocht am amerikaniſchen Kontinente und ſcheint ihn erzittern zu machen. Noch 10 Minuten und wir ſtehen auf der Veranda eines Kiosk, der — ein eleganter Einſiedler in der großartigen Einöde — auf einem Strandfelſen erbaut iſt und tauchen unſern Blick in das unendliche Weltmeer. — In geringer Entfernung vom Strande erheben ſich drei Klippen über dem Meeresſpiegel und ſie bilden das Eldorado jener gewaltigen Tiere, deretwegen dieſer Platz ſo gerne beſucht wird, der Seelöwen. Zu Hunderten ſonnen ſie ihre grauen Leiber auf den felſigen Klippen, ſtürzen ſich mit Behagen ins Waſſer, wälzen ſich wieder aufs Trockene und kämpfen wohl auch — laut brüllend — mit einander. — Die Seelöwen werden über zwei Meter lang und verſchiedene Zentner ſchwer; ſie ſind Floſſenfüßler und bilden alſo den Uebergang der Waſſerſäugetiere zu den Landſäugetieren. Geſellſchaftlich rangiren ſie zu den Mormonen, da jedes Männchen mit einer kleinen Herde von Weibchen zuſammenlebt. Es iſt komiſch zu beobachten, mit welchen galanten Bücklingen und Schmeicheleien der Papa Seelöwe ſeinen Damen den Hof macht. — Die Tiere ſind wegen ihrer Gefräßigkeit den Fiſchern, deren Ernte ſie beeinträchtigen, verhaßt, ihres Felles und ihres Speckes halber von den Jägern ſehr geſchätzt, ſtehen aber in der Umgebung des Cliffhouſe unter ſtaatlichem Schutz und dürfen nicht geſchoſſen werden. Sie greifen unter Umſtänden auch den Menſchen an. — Angeſichts dieſes fremdartigen Naturlebens genoſſen wir am reich beſetzten Büffet des Cliffhouſe ein vorzügliches Abendbrod, gewürzt durch feurigen Kalifornier; der ihn ausſchenkte, war —

ein Schweizer und trug mir einen Gruß auf an „seinen Freund Bartholez, den Gasmeister in St. Gallen."

Es dämmerte, als wir nach San Francisco zurückkehrten; eine halbe Stunde später aber ward wieder heller Tag; aber nicht die eine Sonne leuchtete, sondern ihrer viele, die durch riesige Motoren erzeugten elektrischen Zentrallichter.

Zum Diner fand sich der größere Teil unserer Schiffsgesellschaft im Speisesaale des Hotels zusammen; es war keine leichte Aufgabe, sich aus der wirklich riesenmäßigen Speisekarte ein Menu zusammenzustellen; denn unsere schiffskostmüden und doch hungerigen Magen wollten bei jeder Nummer Halt machen und doch gipfelte sich mein Verlangen schließlich in einem Stück langentbehrten frischen Rindfleisches. — Den spätern Abend brachten wir bei den minstrels zu, in einem jener Theater, auf deren Bühne eine große Anzahl teils wirklicher, teils imitirter Neger sich produzirt. Das Theater ist schön und komfortabel gebaut; Logen und sammtgepolsterte Sperrsitze enthielten viel elegante Welt; aber was ich über die Bretter gehen sah, war der fürchterlichste Unsinn, den ich je in meinem Leben gehört, dramatisch-musikalische Kalauer jener Sorte, die nur bei geöffneten Fenstern zu ertragen sind. Ich wußte am Schlusse wahrhaftig nicht, ob ich mich unterhalten oder gelangweilt hatte, und mein Reisekamerad aus Bremen vermochte es auch nicht zu sagen, so sehr uns die Rippen vom Lachen weh taten.

Aber das weiß ich jetzt noch, mit welchem Behagen ich mich nachher wieder einmal — eingedenk des schmalen Marterkastens in der Schiffskabine — in ein weiches, großes kontinentales Bett legte; die Glieder zerstreuten sich arrogant nach allen 4 Himmelsrichtungen in lange entbehrtem Vergnügen und der Kopf durchmaß wiederholt den Raum von einem Kissenende zum andern. Einem unbefangenen Beobachter hätte ich den Eindruck eines horizontalen Turners machen müssen. — Nur etwas vermißte ich — meinen kleinen winselnden Freund Tschisei! — Noch mehrere

Tage dauerte es, bis ich das auch aufs Festland übertragene Gefühl der Schiffsbewegung verlor und beim Aufstehen am ersten Morgen taumelte ich wie ein Betäubter.

Der zweite Tag meines Aufenthaltes in San Francisco war ein Sonntag. Mein freundlicher Landsmann — Herr R. — stellte sich schon in aller Frühe wieder zu meiner Verfügung und widmete sich mir bis zum späten Abend. Der Vormittag wurde zu einer Rundreise durch die Stadt benützt; der Nachmittag brachte mir das lieblichere Teil — ein glückliches Familienidyll innerhalb der behaglichsten vier Wände, die ich seit langem angetroffen.

San Francisco ist eine wunderbare Stadt, die einzige in der Welt, welche zu ihrer Größe eine so kurze Geschichte hat. Noch im Jahre 1847 war „alles wüst und leer"; vier kleine Häuser bildeten den Anfang einer Niederlassung; zwei Jahre später wurde das erste Goldlager entdeckt und diese Entdeckung gab den Anstoß zu einer Völkerwanderung von Osten her. Die Gier nach Gold, nach Reichtum trieb Tausende nach Kalifornien; verblendet vom Mammon kannten sie nur das eine Heil: Gold, Gold; nebenan wucherten alle Laster und Leidenschaften und die Geschichte der ersten Jahre von San Francisco ist eine endlose Reihe von Mord und Totschlag und von wilden Orgien, zu deren Schilderung keine Feder paßt. — 1850 zählte die Stadt schon 25,000 Einwohner und gegenwärtig beträgt ihre Zahl über 300,000.

Aber das Gold ist nicht der größte und wahre Reichtum des Landes, sondern seine wunderbare Fruchtbarkeit; was der Boden Kaliforniens Jahr für Jahr hervorbringt, ist unglaublich und noch harren Millionen von Jucharten der Kultivirung. Wenn beispielsweise der Weinbau in gleicher Weise sich entwickelt, wie seit 1870, so wird Kalifornien nach 10 Jahren die ganze Welt mit dem edlen Safte versorgen können.

Die Häuser San Franciscos sind größtenteils aus Holz, die Hotels und öffentlichen Gebäulichkeiten aber, wie z. B. die City

Hall, von beiſpielloſer Pracht. Der neunſtöckige Rieſenbau des Palace Hotel enthält 800 große Zimmer, die meiſten nach amerikaniſcher Art mit Abort und Baderaum, beherbergt 1300 Gäſte auf einmal und koſtete annähernd 20 Millionen Franken. — Die Straßen gehen ſchnurgerade ohne Rückſicht auf die Geſtaltung des Bodens und ſchneiden ſich in rechtem Winkel. Die Steigung iſt oft eine ſo bedeutende, daß Wagen nicht verkehren können. Die Aufgabe der Perſonalbeförderung in großem Maßſtabe, bergauf und bergab über dieſe gebirgigen Stadtteile löste ein deutſcher Ingenieur mit der Konſtruktion eines Tramſyſtems eigener Art. In der Mitte zwiſchen den längs der Straßen gelegten Eiſenbahnſchienen und parallel mit ihnen zieht eine mit Eiſen eingefaßte Spalte, welche in einen zirka 2 Fuß unter der Oberfläche laufenden Kanal führt. In dieſem Kanal läuft, von einer rieſigen Dampfmaſchine bewegt, ein Drahtſeil in kontinuirlicher, gleichmäßiger Bewegung; jeder Tramwagen beſitzt nun eine klammerartige Verſenkung durch die Rinne in den Kanal hinein; ſobald der Kondukteur durch einen einfachen Mechanismus die Klammer ſchließt, umfaßt ſie das Drahtſeil in der Tiefe, und der ſo daran befeſtigte Wagen macht ſeine Bewegung mit. So iſt es verſtändlich, daß die Wagen, ohne ſichtbaren Motor, die ſteilſten Bergabhänge hinauf und herunter mit der gleichen und gleichmäßigen Schnelligkeit ſich bewegen. — Im ganzen macht San Francisco ſo recht den Eindruck der raſch, faſt proviſoriſch erſtellten Stadt; die Straßen ſind größtenteils ſchlecht, weil in dem weichen und beweglichen Grunde alles Pflaſter ſich bald lockert. Das Leben und Treiben darauf ſpottet aller Beſchreibung; Equipagen aller Art, die feinſten der Welt, wie die elendeſten, und ein aus allen Erdteilen rekrutirter Völkerſtrom — von der deutſchen Köchin bis zum Chineſen — wogen in geſchäftlicher Haſt durcheinander; gelegentlich ſtaut ſich der ganze Strom an einem echt amerikaniſchen Hindernis — einem vielleicht vierſtöckigen Hauſe, das auf Rollen einige 100 oder 1000

Meter weggeführt — in ein anderes Quartier plazirt wird. Die Insaßen ziehen deshalb nicht etwa aus; die aus den Fenstern hängende Wäsche und neugierige Kinderköpfe zeigen im Gegenteile, daß die wandelnde Kaserne stark bevölkert ist.

Mehrere Stunden widmeten wir Woodwards Garten — dem Barnum-Etablissement des amerikanischen Westens. Früher Privatbesitz eines amerikanischen Ministers (Woodward), ist er jetzt durch testamentarische Verfügung desselben der Oeffentlichkeit übergeben und enthält außer prächtigen Anlagen, Treibhäusern, Blumengruppen, Gesellschaftsräumlichkeiten und Kinderspielplätzen sehr reiche und sehenswerte naturhistorische Museen, Gemäldegalerien und eine prächtige Menagerie; namentlich fesselte meine Aufmerksamkeit ein großer Käfig, der die Inschrift „Happy family" trug und einen majestätischen Löwen, ein Schaf, ein Schwein, einen Fuchs, einen kreuzfidelen Affen und einen Hund in friedlicher Eintracht beisammen enthielt. Sogar der instinktive Haß der Raub- und Beutetiere erlischt unter der Macht der Gewohnheit.

In einem der Museumsäle fällt ein farbenreiches Naturgemälde, the tropics, auf. Ueppige tropische Vegetation ist eingerahmt von prächtigen Szenerien. Nur bei ganz genauem Zusehen bemerkt man, daß die bemalte Leinwand einen großen zentralen Ausschnitt hat, durch welchen der Blick sich in einen mit tropischen Pflanzen gefüllten Raum verliert. Die Täuschung ist schon in geringer Entfernung eine vollkommene und es kann nicht gesagt werden, wo die Natur anfängt und die Kunst aufhört.

Unter zahlreichen Kuriositäten des Gartens befindet sich auch ein kaum 12 Fuß langes verwettertes Boot, in welchem vor wenig Jahren ein tollkühner amerikanischer Kapitän 7000 Meilen auf dem großen Ozean zurückgelegt hat. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, mit der Nußschale von Kalifornien nach Australien zu fahren. Das Boot ist überall hermetisch abgeschlossen und zeigt an der Oberfläche einen Schieber, durch dessen Oeffnung der Schiffer

ſeinen Oberkörper herausſtreckte, um ein kleines Segel zu dirigiren. Nachts aber und bei heftigem Sturme verkroch er ſich in den kleinen Schiffsbauch, in welchem er neben ſeinem Vorrat an konſervirten Nahrungsmitteln kaum Platz fand. Schließlich wäre er unweit der auſtraliſchen Küſte doch noch verhungert, wenn ihn nicht ein Segler entdeckt und ſamt ſeiner Holzſchachtel an Bord genommen hätte.

Zu Mittag fuhren wir mit der Rieſenfähre über die San Francisco Bay nach Oakland, einer freundlichen Stadt von 35,000 Einwohnern und beliebtem Sommeraufenthalt, in welchem viele der großen Geſchäftsleute San Franciscos ihren Wohnſitz haben. Am Landungsplatz beſteigt man einen der Lokalzüge, die ohne Barriere, ohne beſondern Bahnkörper, wie ein gewöhnlicher Tram durch die Straßen Oaklands fahren und bald da bald dort anhalten. Zur Warnung für die Paſſanten wird auf der Lokomotive eine gewöhnliche Glocke durch den Heizer in beſtändiger Bewegung erhalten; auch die transkontinentalen Bahnen benützen kein anderes Signal; der „ſchrille Pfiff der Lokomotive“ iſt nirgends gekannt. — Das Haus des Herrn R. iſt ein in Blumen und freundliches Grün geſtellter Bau, ein Bijou an äußerer Geſtalt und innerer Einteilung. Und drinnen ſchaltet eine famoſe ſchweizeriſche Hausfrau, und ihren Hauptſchmuck bilden zwei blondlockige Kinderköpfchen; die ganze Geſellſchaft wußte vom erſten Augenblicke an dem ankommenden Fremdling ſo traut und heimiſch zu begegnen, daß er nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied genommen und ſeither ſchon manches Mal mit viel guten Wünſchen an ſie zurückgedacht hat. — Das gaſtliche Haus des Herrn R. glich an jenem Sonntag Nachmittag einem Taubenſchlag. Schweizer und Deutſche gingen in großer Zahl ein und aus und ſonnten ſich an der Gaſtfreundſchaft der lieben Familie. Von beſonderem Intereſſe war mir ein junger Schaffhauſer, Herr M.; er war vor 3 Jahren als Gärtner nach Frisco gekommen; ſein Logis hatte er während des letzten Jahres im Hauſe eines Arztes gehabt und während

der Mußeſtunden in deſſen Büchern genaſcht. Nun fühlte er ſich ſtark und weiſe genug, um ſelbſtändig als Berater und Helfer der leidenden Menſchheit aufzutreten. Er kam, Abſchied zu nehmen und reiste mit dem nächſten Schiffe nach Guatemala, um ſich dort als Arzt aufzutun. Ich bin überzeugt, daß er die Inſignien ſeines wahren Berufes, Gartenſpatel und Okulirmeſſer, nicht auf ſeinen Hausſchild ſetzen ließ. — Mit der Medizin ſteht's überhaupt im Süden und Weſten Amerikas etwas im Argen. Nicht daß es an tüchtigen Aerzten fehlte, aber der Schwindel auf dieſem Gebiete treibt beſonders kraſſe Blüten. In San Francisco hat ein ehemaliger Hotelportier, ein abſoluter Ignorant in ärztlichen Dingen, horrende Praxis, ſeit er — wie die Fama erzählt und wie gerne geglaubt wird — einen Herrn im letzten Stadium der Tuberkuloſe durch innerliche Darreichung eines Liters Petroleum innerhalb 24 Stunden geheilt hat. Keine Tuberkuloſe mehr! Steinöl! Steinöl! O Menſchheit!

Den nüchtern und reell gewöhnten Europäer ſchreckt überhaupt der Schwindel, der in Amerika auf allen Gebieten getrieben wird, zurück und ekelt ihn an. Jeder, der kleine Geſchäftsmann wie das Direktorium der rieſigſten Weltbahn, benützt eine ins Lächerliche getriebene Reklame; nichts verdient Vertrauen; von jeder Anpreiſung müſſen 90 Prozent abgezogen werden. Zwanzig verſchiedene Bahngeſellſchaften überſchütten den Reiſenden mit reich ausgeſtatteten Gratisbroſchüren, in welchen die jeweilige Linie als die einzig ſichere, einzig breitſpurige, direkteſte, einzig mit Palaſt- und Speiſewagen befahrene geſchildert wird; die beigegebenen Karten ſind geradezu gefälſcht, indem die einzelnen Bahntracés gewaltſam ſo gezeichnet ſind, daß ihre Kürze gegenüber den andern Konkurrenzlinien ſofort in die Augen fällt. Daran nicht genug: Die Agenten der Bahnen, elegante, ſüß-liebenswürdige und gefällige Herren überfallen den Fremden, bearbeiten ihn und laſſen ſich ſchließlich auch dazu herbei, die Fahrpreiſe zu reduziren, wenn ſie

damit ihren Konkurrenten einen Paſſagier wegſchnappen können. — Als Blüten der Zeitungsreklame notire ich hier folgende Beiſpiele:

Ein gräßliches Eiſenbahnunglück

hat ſich in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober zugetragen. Der von Ogden nach San Francisco fahrende, weſentlich wollene Kleider führende Frachtzug entgleiste auf dem Rieſendamme bei X. Viele Jucharten ſind mit demolirten Waggons und Kleidungsſtücken bedeckt. Die Unterzeichneten haben ſich das ganze Terrain käuflich von der Bahngeſellſchaft angeeignet. Die Kleider werden durch 200 von uns abgeſandte Angeſtellte geſammelt und heute Abend 4 Uhr wird der erſte damit belaſtete Warenzug hier eintreffen. Der Verkauf findet zu Spottpreiſen innerhalb der nächſten acht Tage ſtatt.

San Francisco, 12. Oktober 1883. X. X.

Ein in der Salzſtadt wohnender Kunſthändler und Photograph, der fallirt hatte und nun, auf den Ruinen des alten Geſchäftes, ein neues eröffnete, machte den nötigen Lärm mit folgender Annonce:

Neueſte Telegramme!

Empfangen Sie meine Gratulationen zur Eröffnung Ihres neuen Bazars. Alexander III.

Das ſchöne Frankreich ſendet herzliches Glückauf dem energiſchen Beſitzer des neuen Bazars! Grevy, Präſident.

Ich kann leider nicht ſelber kommen, aber ich werde meine ganze Familie ſchicken, um ſich in ihrem neuen Atelier photographiren zu laſſen. Viktoria, Königin von England.

Ganz Deutſchland iſt entzückt. Alle Blätter ſind voll des Ruhmes über Ihr neues Atelier und die bei der Eröffnung ſtattgehabten Feſtlichkeiten. Kaiſer Wilhelm.

Betrübt über Ihr Unglück, freue ich mich über Ihre Wiederauferſtehung. Bravo, alter Junge! Fürſt Bismarck.

Es tut mir Leid, daß ich dieſes Jahr nicht zu Ihnen nach

Utah kommen kann; ich werde Ihnen schreiben, sobald mir ein Besuch bei Ihnen möglich wird. Besten Erfolg wünscht Ihnen

Arthur, Präsident der Vereinigten Staaten.

Alle diese Telegramme liegen zur Einsicht bei dem sich empfehlenden C. R. Savage.

Mit Anzeigen dieser und ähnlicher Art sind die Riesenblätter Amerikas gespickt; eine einfache, der Wahrheit entsprechende Empfehlung findet keine Beachtung; wer reussiren will, muß übertreiben, und dieses beständige Rechnen mit unreellen, imaginären Größen, das sich auch auf den mündlichen Verkehr überträgt, ist es, was mir Amerika schon in den ersten Tagen verleidete.

Montag der 16. Oktober war der Tag meiner Abreise von San Francisco; ich benützte den Vormittag zu Streiftouren in der Stadt und besuchte einen Landsmann aus dem Kanton Thurgau, Herrn D. von Stettfurt, der sich durch unermüdliches Streben und geschäftliche Tüchtigkeit zum Inhaber eines renommirten und soliden Wolltuchwarengeschäftes gemacht hat. Mehr als für seine Warenmagazine hatte ich Sinn und Auge für sein freundlich in Blumen gebettetes, reizendes Holzhaus; als wir anläuteten, wurde die Haustüre geöffnet von Frau D., die aus der Zeit meiner Kantonsschuljahre mir wohl bekannt war und deren Erscheinung mit einem Schlage eine Flut von Jugenderinnerungen heraufbeschwor. Aus jeder Ecke des trauten Häuschens guckte ein gesundes, lachendes Kindergesichtchen; als ich schließlich die kleine Gesellschaft beisammen hatte, waren es ihrer sechse, die alle — bis auf den noch in Windeln liegenden Kleinen — mein liebes „Schwizerdütsch" plauderten und sich ohne Scheu der Reihe nach von mir wie von einem längst Bekannten auf den Knieen schaukeln ließen. Wieder ein wahres Stück Schweizerheimat an den Gestaden des stillen Ozeans.

In dem gigantischen Adreßbuch San Franciscos fand ich schließlich auch noch den Namen eines Mannes, dessen elterliches Haus in der Nähe meines Wohnortes, in Hagenbuch, steht und

mit deſſen Angehörigen, biedern Bauersleuten, ich viele Stunden ſchwerer Sorge durchgemacht hatte. Ich ließ nicht nach mit Suchen, bis ich den Mann vor mir hatte und traf ihn als Leiter der größten lithographiſchen Anſtalt, die ich je geſehen. Hunderte von Maſchinen, durch ebenſo viele gut gekleidete Mädchen bedient, waren dort in Tätigkeit. Dem durch meinen unerwarteten Beſuch Ueberraſchten ſpürte ich die Rührung an, als ich von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern erzählte; zum erſtenmale nach langer Zeit regte ſich in dem in Kalifornien zum Manne Gereiften wieder ein rechtes Heimweh, wie er mir nachher ſchrieb. Möge es ihm vergönnt ſein, ſeinen alten Eltern die Freude des Wiederſehens noch einmal bereiten zu können!

Nun drängte aber die Zeit; ich packte im Hotel meine Effekten zuſammen und eilte ins Geſchäftslokal des Herrn R., der mich noch bis Oakland, dem Ausgangspunkte der Pacificbahn, begleitete. Ueber tauſend Perſonen und wohl 20 Equipagen beſtiegen das über den Golf fahrende Rieſenboot; durch die Menſchenmenge drängte ſich ein ſilberhaariger Greis in meine Nähe; es war ein Toggenburger, den ein Jahr zuvor nach 30jährigem Aufenthalte in San Francisco das Heimweh nach der alten Heimat zurückgetrieben hatte. Dort waren allerdings Berg und Tal unverändert geblieben, aber die Menſchen andere geworden; der Greis fühlte ſich als Fremdling unter den Unbekannten und lenkte ſeine Schritte wieder nach Kalifornien zurück. Hier aber weckte das Erſcheinen eines heimwärts ziehenden Landsmannes neuerdings die Sehnſucht nach dem altgeliebten Vaterlande; Tränen rollten über das gefurchte Antlitz des Mannes, als er mir zum Abſchiede die Hand drückte. Der müde Erdenpilger hat wohl unterdeſſen die erſehnte Ruhe gefunden! — In Oakland war der transkontinentale Zug mit dampfenden Lokomotiven und langen Wagenreihen ſchon zur Abfahrt bereit. Die Fähre entleerte ſich raſch in die Waggons und fort ging's — nach Oſten. In einem der Pullmannſchen

Prachtwagen fand sich so ziemlich unsere Schiffsgesellschaft wieder zusammen. Der englische Kapitän und der Bankangestellte aus Hongkong hatten ein Kompagniegeschäft abgeschlossen, nämlich als Proviant für die lange bevorstehende Fahrt eine 6 Liter haltende Whiskyflasche gekauft; sie sollte bis New-York reichen; aber die Rechnung war falsch, denn schon bei der Ankunft in Chicago zeigte das strohumflochtene Gefäß absolute Leerheit bis auf die Nagelprobe.

Der englische Oberst und seine Frau hatten sich vollständig häuslich eingerichtet; ein mitgenommener großer Bastkorb enthielt mancherlei Eßwaren, kaltes Fleisch, Biscuits ꝛc.; in einem Schnellbrenner wurde Thee gekocht und schließlich erfolgte an uns eine Einladung zur Theevisite; den aromatischen Trank schlürfend saßen wir plaudernd am Tischchen des Ehepaares, während die Nacht hereinbrach und unser Salon einen Kilometer per Minute vorwärts flog. — Um halb 9 erschien ein mürrischer Neger und wandelte im duftenden Schweiße seines Angesichtes den Familien- und Konversationswagen in einen Schlafsaal um. Die seitlich eingerichteten Schlafstellen sind durch Vorhänge gegen einen freibleibenden mittlern Gang abgeschlossen. Bald kroch eines nach dem andern unter die geheimnisvolle Draperie; wer noch außerhalb sich aufhielt, genoß ein seltsames Schauspiel; von den verborgenen Mitreisenden sah man nur die Füße oder Füßchen; die in engstem Raume ausgeführten rückgängigen Toilettenkünste und Bewegungen teilten sich in verschämter Form dem Vorhange mit; dort läßt er ahnen, daß ein langer Herr sich bemüht, seine Beinkleider auszuziehen; da strengt sich der korpulente englische Kapitän an, sich eines Rockes zu entledigen; dort — doch bald gehöre auch ich nicht mehr zu den Außenbewohnern, sondern werde in meiner Rückbildung zum Bettkostüm selber Gegenstand der Unterhaltung für andere. Eine Stunde später und der letzte Passagier ist aus dem Rauchsalonwagen „heimgekehrt“ und unter seine Decke gekrochen; alles schläft und schnarcht, nur die Lokomotive braust

mit ungeschwächter Kraft vorwärts und schleppt uns Träumende über die kahlen Höhen der Sierra Nevada und durch die endlose Steinwüste Nevadas, den Tummelplatz von Büffeln und Indianern. Was mögen die früheren Herren des Landes denken beim Anblick des fauchenden Eisenrosses, das täglich Tausende ihrer Unterdrücker vor ihren Augen vorbeiführt!

Zwei Nächte und zwei Tage ununterbrochener Fahrt brauchte es, bis wir Ogden, die Abzweigungsstation von der Zentralpacificbahn nach Salt-Lake-City, erreicht hatten. — Von dort aus benützte ich die Denver-Rio-Grande-Linie, staunte am Salzsee während 24 Stunden eine der größten Verirrungen des menschlichen Geistes, das Mormonentum, an und hätte blutige Tränen weinen mögen über das Schicksal einiger tausend verblendeter, dorthin gelockter Landsleute, von welchen es kein einziger auf einen grünen Zweig gebracht hat. 2000 Schweizer und 1000 Deutsche sitzen in Utah, elend, mit getäuschten Hoffnungen, in babylonischer Gefangenschaft, wagen es nicht zu klagen und haben keine Mittel, den unglücklichen Schritt rückgängig zu machen. — Die kleinen Beutel, die sie brachten, flossen alle zusammen im Palaste des größten Schwärmers und Betrügers unseres Jahrhunderts — des Brigham Young. Er hat auf diese Weise seinen 20 Weibern über 30 Millionen Franken hinterlassen können.

Von der Salzstadt weg führt die Bahn südlich 11,800 Fuß hoch über das Coloradogebirge; wo dem Blicke durch die Schneeschutzdächer ein freier Ausfall gestattet ist, fällt er in schwindelnde Tiefen; der ganze Bahnbau ist tollkühn, amerikanisch leichtfertig; aber kein Hahn kräht darnach, wenn hie und da eine Holzbrücke samt dem darüber rasenden Zuge zusammenbricht. — Bedeutend vermindert wird die Fahrsicherheit auch durch den Umstand, daß die ganze Linie Ogden-Denver schmalspurig angelegt ist. — Auch der Zug, den ich in Salt-Lake-City (trotz inständiger Bitten meines direkt weiterfahrenden Reisegefährten aus Bremen) verließ, vermn-

glückte in der darauf folgenden Nacht. Die anhaltenden Regengüsse hatten Erdrutschungen zur Folge gehabt, und der Zug fuhr mit aller Macht auf einen über die Linie gewälzten Felsblock. Lokomotive und vordere Wagen wurden vernichtet; die hintern Waggons kamen mit dem Schrecken davon. Mein Koffer, der im Gepäckwagen die Reise mitmachte, zeigt jetzt noch die Spuren jenes Unfalles, blieb aber im ganzen unversehrt, während der brüchige Teil seines Inhaltes durch die gewaltige Erschütterung ruinirt wurde. In Amerika hätte der Fabrikant des Reisekoffers diese kleine Erzählung längst als geschäftliche Reklame verwertet.

Von schauerlicher Großartigkeit sind an den südlichen Abhängen des Coloradogebirges die gewaltigen Cannons, jene 1000 und mehr Fuß tiefen Spalten, welche die fließenden Wässer in die Sandsteinmassen eingefressen haben. Kaum findet der Bahnkörper Platz neben dem tosenden Flusse, und der in die Höhe gerichtete Blick sieht senkrecht emporstrebende, sich fast berührende Felswände, welche oben nur einen ganz schmalen Streifen Himmel zwischen sich lassen. In Pueblo, an der Grenze Neu-Mexikos, wendet sich die Linie ostwärts und mündet in Denver in die prachtvolle Chicago-Burlington-Route. Es war am Nachmittag des 21. Oktober, als wir in das riesig ausgedehnte Zentraldepot der Chicago-Alton-Linie einfuhren. Mein Absteigequartier nahm ich im Palmerhouse, einem Riesenhotel; mein Zimmer trug die Nummer 556½ und war ein großer, mächtig hoher Raum im 6. Stockwerk. Der Gedanke, daß ein in diesem Hotel ausgebrochenes Feuer seinerzeit die Veranlassung zu dem großen Chicago-Brande gewesen ist, trug nicht gerade dazu bei, mir diese Höhe als angenehme Schlafstätte erscheinen zu lassen. — Chicago ist eine Stadt unheimlicher Größe und Gewerbstätigkeit; der einzelne Mensch verschwindet vollständig in dem Gewühle der Straßen und muß froh sein, wenn er nicht überrannt oder überfahren wird. Ein gemütlicher Spazierschritt ist dort unbekannt; alles eilt in geschäftlicher Hast und die Trieb-

feder dieſer millionenfachen Jagd iſt — der Dollar. Die größte Sehenswürdigkeit der Hauptſtadt von Illinois ſind nicht ihre Muſeen, Kunſtſammlungen und Theater, ſondern — ihre Schlachthäuſer, die Union-Stock-Yards. Sie bilden eine Stadt für ſich, mit eigenen Kirchen, Schulen und Banken. — Ueber 5000 Menſchen ſind in den Schlächtereien beſchäftigt; von dem Verkehr daſelbſt mag die Notiz einen Begriff geben, daß zur Zeit der Schweinemetzgerei nur an Schweinen tagtäglich 70,000 Stück geſchlachtet und verarbeitet werden. — Teilung der Arbeit bis zur äußerſten Grenze, bis zum Arbeitsatom, und ſinnreiche Verwendung von Dampf und Maſchinen aller Arten ermöglichen dieſe erſtaunliche Leiſtung.

Mehrere Tage verwendete ich zu einer Reiſe aufs Land, nach Oden und Foreſt (Livingſtone County), woſelbſt ich zwei liebe Vettern, ſeit Jahren als Farmer in Amerika, mit meinem Beſuche überraſchte. — Potz Wetter, was machte der „Johannes“ für Augen, als plötzlich und unerwartet einer hinter ihm ſtand und Grüß Gott ſagte, der vor Jahren ſo manchen tollen Jugendſtreich mit ihm ausgeführt hatte. Er war gerade im Begriffe, ein Pferd zu verkaufen und hielt das Tier am Zügel. Aber Pferd und Käufer wurden vergeſſen und ſtehen gelaſſen; der liebe Kerl rannte auf mich zu und umarmte mich in altgewohnter derber Weiſe und kümmerte ſich 3 Tage lang nicht mehr um ſeine Pferde und ſeine Farm. Vom Wohnhauſe her ertönte unterdeſſen ein freundliches Willkomm; die junge Frau und zwei geſunde Kinder kamen, den „Onkel aus Europa“ zu begrüßen. — Den in Foreſt auf einer Farm lebenden Bruder, zu dem wir per Wagen hinfuhren, überraſchte ich nicht weniger. Was hatten wir uns alles zu erzählen, als wir abends um die Lampe ſaßen und den ſelbſt gepflanzten amerikaniſchen Wein koſteten! — Von Illinois nahm ich die Ueberzeugung mit fort, daß unſere Bauern es ebenſo gut haben können, wie die amerikaniſchen Farmer, wenn ſie auf manche

geſellſchaftliche Vergnügungen ſo Verzicht leiſten, wie dies in Amerika die Verhältniſſe erheiſchen.

Von Chicago gelangte ich in 13ſtündiger Eilfahrt zu dem erhabenſten Naturſchauſpiel Amerikas, vielleicht der ganzen Welt — den Niagarafällen. Der Geiſt des verrückten Kapitäns Webb ſchwebte noch über den brauſenden Waſſern der rapids; man ſprach noch ab und zu von dem wahnwitzigen Unternehmen des Verunglückten und verkaufte in zahlloſen Exemplaren eine Photographie des Strudels, in welchen ein kleiner ſchwarzer Punkt eingezeichnet war, natürlich der Kopf des mit den Wogen kämpfenden Kapitäns.

Ueber Buffalo führte mich der Zug nach Albany und von dort längs der Geſtade des romantiſch ſchönen Hudſon-River nach New-York. Sieben Tage und ſieben Nächte hatte ich nun ſeit San Francisco im Eiſenbahnwagen zugebracht. — Durch die Geldſchröpfeinrichtungen am Niagara war mein Barvorrat auf ein Minimum reduzirt; mit 5 Cents in der Taſche ſtieg ich im Park-Hotel in New-York ab, wo ich laut Abrede meinen vorausgereisten Bremerfreund zu finden und — anzupumpen hoffte. Vergebliche Hoffnungen, Täuſchungen und Trugbilder! — Auch die Banken waren ſchon geſchloſſen und blieben es den folgenden Tag, der ein Sonntag war. Erſt am Montag zuckte wieder jener nervus rerum, ohne den in New-York kein Leben und kein Vergnügen denkbar iſt.

New-York iſt eine Stadt, die ſich ganz gut mit den europäiſchen Großſtädten vergleichen läßt. Aber das Leben und Treiben trägt überall den Charakter des Fieberhaften. Auf die Straße geſtellt, glaubt man im dichten Gewoge eines rieſigen Eiſenbahnperrons zu ſein. Alles ſcheint mit den Sekunden zu geizen, um früh genug auf den Zug zu kommen.

Recht im Gegenſatz zu der geprieſenen Gleichheit der republikaniſchen Bewohner Nordamerikas ſind die grellen Kontraſte, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. In Toiletten und

Equipagen habe ich nirgends so wahnsinnigen Luxus angetroffen, als in der amerikanischen Metropole.

Aber allerdings betrachtet dies der arme Teufel ohne Neid; denn der Reichtum, welcher den Aufwand ermöglicht, ist das Ziel, das auch ihm vorschwebt, das er sicher zu erreichen hofft und oft auch erreicht. So weckt ihm der Anblick der eleganten Welt keine sozialistischen Ideen, sondern reizt ihn zur Arbeit, dem Mittel, vorwärts zu kommen.

Um allfällige Briefe aus der Heimat in Empfang zu nehmen und mir einige Aufschlüsse zu erbitten, verfügte ich mich auf das Bureau des schweizerischen Konsuls. Der dieses Amt bekleidet, behandelte mich aber impertinent. Ich muß zu wenig gewürdigt haben, daß er in Seide macht und wohl reich, sehr reich ist. Die armen Einwanderer, dachte ich im Stillen, die vielleicht hülflos auf dem Pflaster sind und sich einbilden, daß sie bei ihrem Konsulate freundlichen Rat holen können! Noch sehe ich den hochtrabenden Herrn — ohne mich eines Blickes zu würdigen — hinter seinem Pulte stehen; noch höre ich seine frostige Stimme. Wie kontrastirte sein unfreundliches Wesen mit der herzlichen Weise, die ich an unsern Konsuln in Yokohama und Batavia erfahren hatte!

Die Zeit meiner Abreise war auf den 1. November festgesetzt. Gerne schied ich aus dem nüchternen Amerika, wo über der Jagd nach Dollars und dem geschäftlichen Kampfe mancherorts alles ideale Streben und aller Sinn für Höheres erstickt scheint.

* * *

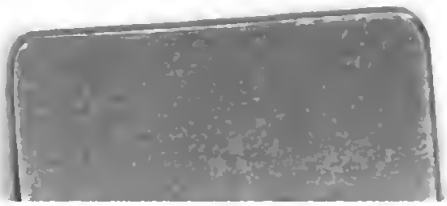
Ein Prachtsdampfer des Norddeutschen Lloyd, die „Fulda", führte mich nach England über den Atlantischen Ozean, der seine Winterphysiognomie noch nicht angenommen hatte und uns auffallend freundlich und ruhig behandelte. — Um so ärger wütete der Kanal, und ein alter Radkasten, der mit uns von Southampton

nach Havre fuhr, machte mehrmals ernſtliche Miene, ſich vollſtändig auf die Seite zu legen; die Seekrankheit habe ich nirgends in ſo miſerabler Form und Allgemeinheit geſehen als auf dieſer zwölfſtündigen Jammerfahrt von England nach dem europäiſchen Kontinente.

Endlich, endlich ſah ich wieder die Schweizerberge, betrat die Stätte meiner Jugend und den Kreis lieber Geſchwiſter und Angehörigen und — mein Heimweh hatte ein Ende.

Zur Strafe dafür geht mir jetzt hie und da, wenn Nebel die Sonne deckt oder Schneeſtürme hauſen, ſo etwas wie leiſes Sehnen über die Seele, wie ein Sehnen nach Palmen und Urwald und tropiſcher Farbenpracht, aber nur einen Moment, denn bald erhebe ich mich wieder in dem herrlichen Gefühle, den ſchönſten und beſten und liebſten Fleck Erde mein Vaterland zu nennen!

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06530 7459



Digitized by Google